

Martin Hartung  
Arnulf Deppermann (Hrsg.)

---

# Gesprochenes und Geschriebenes im Wandel der Zeit

---

Festschrift für Johannes Schwitalla

---

Verlag für Gesprächsforschung

---

Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung 2013  
<http://www.verlag-gespraechsforschung.de>  
ISBN 978 - 3 - 936656 - 48 - 0

---

**Alle Rechte vorbehalten.**

**© Verlag für Gesprächsforschung, Dr. Martin Hartung, Mannheim 2013**

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne  
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

# Inhalt

## I. Persönliches

Zum Geleit	6
Biographie	9
Schriften	10
Gratulanten in diesem Band	25

## II. Gesprochenes

*Arnulf Deppermann*

Analytikerwissen, Teilnehmerwissen und soziale Wirklichkeit in der ethnographischen Gesprächsanalyse	32
---	----

*Liisa Tiittula*

Lachen und Lächeln bei Relevantsetzung von Interlingualität in Fachgesprächen	60
--	----

*Karin Birkner*

Erzählfragmente. Narrative Funktionalisierungen zur Lösung der schweren Beschreibbarkeit von Schmerzempfindungen	82
---	----

*Inken Keim*

<i>isch war schon immer ein kleiner rebell</i> – Selbstdarstellung einer mit einem Heiratsmigranten verheirateten Deutsch-Türkin	99
---	----

*Anne Betten*

Die erste Reise zurück nach Deutschland: Thematische Fokussierung und Perspektivierung in Erzählungen jüdischer Emigranten	115
---	-----

*Eva-Maria Thüne*

Die Erzählungen des sprachlosen Leibs. Körpererfahrung und Identität im Erzählkorpus "Emigrantendeutsch in Israel (1. Generation)"	145
---	-----

*Rüdiger Harnisch / Günter Koch*

Textuelle und intonatorische Gliederung einer oralen Dialekterzählung	159
---	-----

*Claudia Zimmermann*

Semantische Erkenntnisprozesse in der technischen Beschreibung	182
--	-----

### III. Geschriebenes

*Ernst Burgschmidt*

Sprechvarianz in fiktionalen Texten –  
Typologie und Geschichte aus anglistischer Sicht 206

*Steffen Haßlauer*

"Erbärmlicher Wicht!" – Zur Inszenierung 'mündlich'-unmittelbarer  
Empörung in einer Streitschrift des 19. Jahrhunderts 215

*Marita Roth*

*Code Switching* und *Code Mixing* als Formen der *Mix Language*  
in ostdeutschen und türkisch-deutschen Texten  
gesprochener Sprache und der Literatur 231

*Norbert Richard Wolf*

Dialoge in Erzählungen: Gestaltung und Textfunktionen  
am Beispiel *Unkenrufe* von Günter Grass 247

### IV. Wandel

*Irmgard Elter*

*Hört sich besser an* und *Keine Ahnung, was dahinter steckt.*  
Anglizismen in Berufsbezeichnungen 256

*Heinrich Hettrich*

Kasusoppositionen nach 'befehlen, empfehlen' bei Homer 269

*Wolf Peter Klein*

Transmediale Kommunikation. Einige sprachtheoretische Überlegungen  
und ein Beispiel aus der Sprachgeschichte des 17. Jahrhunderts 277

*Almut König*

*Wennde middi Fraa reddsd, gedds im Dialekt* – Metasprachliche  
Kommentare im "Jungen Sprachatlas von Unterfranken" (JuSUF) 290

*Werner Nothdurft*

Kommunikationsmentalitäten – Kommunikationsgeschichte  
als Beitrag zur Untersuchung natürlicher Gesprächsleitbilder 304

# **I. Persönliches**

## Zum Geleit

An einem Winterabend 1992 im Kollegiengebäude III der Universität Freiburg konnten die Teilnehmer des Seminars *Selbstdarstellung im Gespräch* erfahren:

Die Psychologen machen alle möglichen statistischen Untersuchungen zu Selbstdarstellung. Aber wenn Sie wissen wollen, wie Selbstdarstellung in der Interaktion wirklich funktioniert, dann müssen Sie Goffman lesen. Da steht die Wahrheit.

Die Kenner der Schriften von Johannes Schwitalla wissen natürlich, dass Redewiedergaben immer einem Zweck dienen und entsprechend ausgestaltet werden. So natürlich auch diese, obwohl wir – wie fast jeder, der fremde Rede wiedergibt – fest überzeugt sind, dass er genau das gesagt hat. Johannes Schwitalla hat seine Kollegen und Schüler immer wieder verblüfft. Statt, wie es leider zu oft wissenschaftlicher Alltag ist, dünne Erkenntnisse in terminologische Phrasen zu verpacken, stößt er uns immer wieder mit der Nase auf Sachverhalte, die schnell für jeden offensichtlich sind – wenn wir sie eben erst einmal mit seiner Hilfe gesehen haben.

Die Konstruktion von Modellen und oder gar abgehobenes Theoretisieren sind nie seine Sache gewesen. Er hat sich auch nie einer Richtung oder Orthodoxie untergeordnet oder sich Wissenschaftsmoden angeschlossen. Johannes Schwitalla war stets unabhängig, zuweilen unorthodox und immer belebend. Er hat ein untrügliches Gespür für echte Erkenntnisse, die nicht einfach nur *normal science* fortschreiben. Seine Kollegen und Schüler beeindruckt er durch den Blick für eigenartige, noch nicht bemerkte Phänomene: Die Bezeichnungen, mit denen Jugendliche die Biographie von Passanten auf den Punkt bringen, der pastorale Stil mancher Politikerreden, das Sprechen über sich selbst in der, nein, nicht ersten Person Plural, sondern in der dritten Person, die filigranen bis skurrilen Wortgefechte im Roman von Wolf Haas, die Rolle sprachlicher Gewalt und Ausgrenzung in den religiösen und politischen Auseinandersetzungen der frühen Neuzeit.

Das Spektrum der Arbeiten Johannes Schwitallas liest sich wie ein Panorama der vielfältigen Weisen, in denen Sprache soziale Beziehungen organisiert. Es gelingt ihm immer wieder, unter dem Mikroskop der Sprachverwendung die Eigenart einer sozialen Gruppe, einer Institution, eines Genres oder einer historischen Konstellation in ihren konkreten Praxisformen zu entdecken. Seine Soziolinguistik ist Kulturanalyse im besten Sinne; seine Gesprochene-Sprache-Forschung war schon lange Interktionale Linguistik *avant la lettre*.

Dies heißt mehr als genaue sprachwissenschaftliche Analyse und Aufweis der Korrelation zwischen Sprachlichem und Sozialen: Immer geht es Johannes Schwitalla darum, den Sitz der Sprache in der Lebenswelt auszumachen, die Motivationen, verdeckten Bezüge und Funktionen aufzuspüren, die sie unlösbar mit der Geschichte der Akteure und ihrer konkreten Situation, mit ihren kommunikativen Absichten und Rücksichten verbinden. Konflikt und soziale Integration, Beziehungsgestaltung und Höflichkeit, Identität und Gruppe, Emotionen und Stimmenvielfalt sind Koordinaten des sozialen Universums aus Sprache, das in seinen

Schriften transparent wird. Ganz folgerichtig war Johannes Schwitalla der Pionier der ethnographischen Gesprächsanalyse in Deutschland.

Wer ihn kennt, weiß, dass dies nicht nur auf einer wohl fundierten theoretischen Einsicht in die unhintergehbare Situiertheit der Sprachverwendung in der Interaktion beruhte. Was nicht methodisierbar ist, aber das Ethos ethnographischen Arbeitens ausmacht, liest sich nämlich wie ein Persönlichkeitsprofil von ihm: Die unvoreingenommene Neugier gegenüber allem Fremden und zunächst Unverständlichem, das Ernstnehmen jeder gesellschaftlichen Praxis, das Geschick, die Liebe zum Detail mit dem Blick fürs Ganze zu verbinden, die Bereitschaft, für die Entdeckung des Neuen unbekannte Wege zu gehen, der Jagdinstinkt, der angesichts der Chance auf eine neuartige Aufnahmeelegenheit erwacht. Den haben auch Kollegen erfahren dürfen, die nach einem Vortrag von ihm ganz unvermittelt mit dem Wunsch angesprochen wurden: *Ich hätte gern Deine Daten!*

Und natürlich nicht zu vergessen die Grundvoraussetzung jeder Ethnographie: Auf Johannes Schwitalla trifft sicher nicht das Bonmot eines von ihm sehr geschätzten Kollegen zu: *Sprachwissenschaftler werden Leute, die mit anderen Menschen nicht reden wollen.* Wer ihn in der Lehre, bei einem Vortrag oder während einer Datensitzung erleben darf, taucht ein in die Begeisterung des Entdeckers, die Freude am wundersamen Instrument Sprache, mit dem so viele ungeahnte Dinge zu tun sind, die Intensität der Vertiefung in eine Welt, die da mit dem Transkript, der Audioaufnahme oder dem Video entsteht. Und wenn es sein muss, entsteht sie in Ermangelung eines Abspielgeräts auch durch Johannes Schwitallas Stimme selbst, mit der er gern Transkriptsiglen zu Personen mit Atem und Intentionen wiederauferstehen lässt.

Das Husserlsche Diktum "Zu den Sachen selbst!" hätte auch von ihm stammen können: Sein unverstellter Blick, der schnörkellose Zugang zu den Daten, die es zu untersuchen galt, und die Fähigkeit, dies ohne das Gerüst vorgezeichneter Fragestellungen zu tun, sind das Fundament, auf dem seine Untersuchungen gründen. Dies sieht leichtfüßig und geradezu intuitiv aus. Johannes Schwitallas Texte sind verständlich und unprätentiös. Da vergisst man schnell, Welch breites Wissen über disziplinäre Horizonte hinweg, vom phonetischen Detail bis zur Kulturgeschichte, von der konversationellen Organisation bis zur Phylogenetese, von der literaturwissenschaftlichen Auslegung bis zur theologischen Exegese, den Autor sich so gewandt im weiten Feld der sprachlichen Praktiken bewegen lässt.

So nimmt es nicht Wunder, dass Johannes Schwitalla einer der wenigen ist, der den abgerissenen Faden, der einmal Literatur- und Sprachwissenschaft verbunden hat, mit seinen Untersuchungen zur Mündlichkeit in der Literatur in zeitgemäßer Weise neu knüpft, ein Unternehmen, das nur ein Grenzgänger zwischen den wissenschaftlichen Welten wagen kann. Immer wieder hat es ihn zurück ins Frühneuhochdeutsche, in die Reformationszeit und ihre politischen, religiösen und moralischen Auseinandersetzungen gezogen. In der Verknüpfung der philologischen und sprachhistorischen Detailkenntnis mit anthropologischen Perspektiven lässt er uns ebenso die absonderlichen Besonderheiten der Epoche wie die

Konstanten im sprachlichen Spiel von Ausgrenzung und Persuasion durch Polemik und Schmeicheln, Nachrede und Indoktrination sehen.

Johannes Schwitallas unvoreingenommener Blick, der in Romanen und politischen Reden, Klatschgeschichten und Flugschriften wissenschaftlich unverbrauchte Details und unerkannte Zusammenhänge entdeckt, ist nicht unvoreingenommen, weil er über kein Vorwissen verfügt. Er ist unvoreingenommen, weil er souverän aus einem großen Schatz an Konzepten und Ideen schöpfen kann, mit denen er sich auf das Unerwartete einlassen und ihm seine Struktur und seinen Sinn abgewinnen kann. Diesem breiten Wissen verdanken wir auch den Klassiker *Gesprochenes Deutsch*, die einzige Monographie weit und breit, die es wagt, das große Panorama der Phänomenologie von Sprache in der Interaktion systematisch abzuschreiten.

Wir danken ganz herzlich allen Kolleginnen und Kollegen, die zu diesem Geschenk an Johannes Schwitalla beigetragen haben. Die Artikel des Bandes zeigen, in welch vielfältiger Weise er Anregungen gegeben, wegweisende Konzepte formuliert und Erkenntnisse erlangt hat, die für andere wertvoll sind. Die Breite und Offenheit seines Schaffens und die Bedeutung, die seine Arbeiten für viele linguistische Forschungsfelder erlangt haben, reflektiert sich in diesem Band.

Mannheim, im Oktober 2013

Arnulf Deppermann

Martin Hartung

## Biographie

27.7.1944 geboren in Bitburg/Eifel.

Seit 1975 verheiratet mit Gabriele Schwitalla-Oster, drei Kinder: Philipp (geb. 1977), Steffen (geb. 1979) und Leonie (geb. 1988).

1965 bis 1969 Studium der katholischen Theologie in Tübingen und 1967/68 am Institut Catholique in Paris als Stipendiat des DAAD.

1969 bis 1972 Studium der Germanistik in Freiburg. Staatsexamen in Deutsch.

1973 bis 1974 Vertretung einer Akademischen Ratsstelle am Deutschen Seminar I der Universität Freiburg.

1974 bis 1977 Mitarbeit im DFG-Projekt „Dialogstrukturen“.

1977 Dissertation: „Dialogsteuerung in Interviews“.

1977 bis 1982 Wissenschaftlicher Assistent am Deutschen Seminar der Universität Freiburg (Lehrstuhl Prof. Hugo Steger). Lehraufträge an den Universitäten Heidelberg und Karlsruhe.

1982 Habilitation mit der Schrift: „Deutsche Flugschriften 1460 – 1525“. Venia Legendi für Germanische Philologie.

1982 bis 1994 Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim. Mitarbeit im Projekt *Kommunikation in der Stadt* (1982-1990) und *Rhetorik der Problem- und Konfliktbearbeitung im Gespräch* (1992 bis 1994). Lehraufträge an den Universitäten Heidelberg (WS 1983/84), Saarbrücken (WS 1984/85) und Kassel (WS 1987/88). Gastdozenturen in Graz (Januar 1993) und Adelaide (August 1993).

1989 Ernennung zum außerplanmäßigen Professor an der Universität Freiburg.

1994 Vertretung einer C3-Professur für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Würzburg.

1995 bis 2009 Universitätsprofessor (C 3) für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Würzburg.

Gastdozenturen in Barcelona (1995 und 1999) / Umea, Schweden (1997/98) Kochi, Japan (1977) / Urbino (2000) / Samara (2001) / Bologna (2003) Perugia (2003) / Helsinki (2005) / Ostrava (2005, 2010 und 2013) Helsinki (2006) / Opava (2007 und 2011) / Neapel (2011 und 2013) Sarajewo (2011) / Athen (2012) / Tallinn (2013).

# Schriften

## Monografien

Zusammen mit Liisa Tiittula: Mündlichkeit in literarischen Erzählungen. Sprach- und Dialoggestaltung in modernen deutschen und finnischen Romanen und deren Übersetzungen.

Tübingen 2009: Stauffenburg Verlag.

Flugschrift (= Grundlagen der Medienkommunikation 7).

Tübingen 1999: Max Niemeyer.

Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung.

Berlin 1997: Erich Schmidt Verlag (4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage 2011).

Kommunikative Stilistik zweier Sozialwelten in Mannheim-Vogelstang.

Teil A: Die soziale Welt des gebildeten Bürgertums.

Teil B: Die soziale Welt der Politik und der Frauenemanzipation.

(Schriften des Instituts für deutsche Sprache. Bd. 4.4. Kommunikation in der Stadt, hg. von Friedhelm Debus, Werner Kallmeyer, Gerhard Stickel).

Berlin, New York 1995: de Gruyter.

Zusammen mit Michael Kinne: Sprache im Nationalsozialsozialismus.

(Studienbibliographien Sprachwissenschaft 9).

Heidelberg 1994.

Deutsche Flugschriften 1460-1525. Textsortengeschichtliche Studien.

Tübingen 1983: Max Niemeyer. [Habilitationsschrift].

Dialogsteuerung in Interviews. Ansätze zu einer Theorie der Dialogsteuerung mit empirischen Untersuchungen von Politiker-, Experten- und Starinterviews im Rundfunk und Fernsehen (= Heutiges Deutsch I/15).

München 1979: Hueber. [Dissertation].

## Mitherausgegebene Sammelbände und Hefte

Zusammen mit Francine Maier-Schaeffer und Günter Saße:

Streit I = Sprache und Literatur, Heft 100, 2007.

Zusammen mit Francine Maier-Schaeffer und Günter Saße:

Streit II = Sprache und Literatur, Heft 101, 2008.

Zusammen mit Werner Wegstein: Korpuslinguistik deutsch: synchron, diachron, kontrastiv. Würzburger Kolloquium 2003.

Tübingen: Max Niemeyer 2005.

Zusammen mit Jürgen Dittmann und Hannes Kästner: Die Erscheinungsformen der deutschen Sprache. Literatursprache, Alltagssprache, Gruppensprache, Fachsprache. Festschrift zum 60. Geburtstag von Hugo Steger.

Berlin: Erich Schmidt 1991.

Zusammen mit Gerd Schank: Konflikte in Gesprächen.

Tübingen: Gunter Narr 1987.

## Artikel in Lexika und Handbüchern

Das Verhältnis zwischen gesprochener und geschriebener Sprache.

In: Hans-Jürgen Krumm / Christian Fandrych / Britta Hufeisen / Claudia Riemer (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. Berlin, New York 2010, 425-430.

Die Kurzartikel *Kommunikation* (335f.), *Mündlichkeit* (400f.), *Schrift* (531) und *Sprache* (561f.), jeweils unter textlinguistischem Gesichtspunkt.

In: Oda Wischmeyer (Hg.): Lexikon der Bibelhermeneutik. Begriffe – Methoden – Theorien – Konzepte. Berlin, New York 2009.

Gesprächsstile.

In: Ulla Fix / Andreas Gardt / Joachim Knape (Hg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Berlin, New York 2008, 1054-1075.

Gesprochene-Sprache-Forschung und ihre Entwicklung zu einer Gesprächsanalyse (896-903).

Beteiligungsrollen im Gespräch (1355-1361).

Konflikte und Verfahren ihrer Bearbeitung (1374-1382).

In: Text- und Gesprächslinguistik. 2. Halbband. Hg. von Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann, Sven Sager. Berlin, New York 2001.

Language issues: Communication problems between east and west Germans.

In: Derek Lewis: Contemporary Germany. A Handbook. London, 238-250.  
[Aktualisierte Fassung des Aufsatzes von 1998]

Zusammen mit Gerd Schank: Ansätze neuer Gruppen- und Sondersprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts (1999-2008).

Zusammen mit Hannes Kästner und Eva Schütz: Überarbeitung des Artikels "Die Textsorten des Frühneuhochdeutschen" ( 1605-1623).

In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hg. von Werner Besch, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger. 2. Halbband. 2. Aufl. Berlin, New York 2000.

Präsentationsformen, Texttypen und kommunikative Leistungen der Sprache in Flugblättern und Flugschriften.

In: Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen. Hg. von Joachim-Felix Leonhard u.a. Berlin, New York 1999, 802-816.

Gebrauchstexte.

In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Klaus Weimar, Bd. I. Berlin, New York 1997, 664-666.

Namen in Gesprächen.

In: Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. Hg. von Ernst Eichler, Gerold Hilty, Heinrich Löffler, Hugo Steger, Ladislav Zgusta. Berlin, New York 1995, 498-504.

Gesprochene Sprache – dialogisch gesehen.

In: Gerd Fritz / Franz Hundsnurscher (Hg.): Handbuch der Dialoganalyse. Tübingen 1994, 17-36.

Die sprachphilosophischen Annahmen der Sprachsoziologie und der Soziolinguistik.

In: Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Hg. von Marcelo Dascal / Dietfried Gerhardus / Kuno Lorenz / Georg Meggle. 1. Halbband, Berlin, New York 1992, 785-797.

Zusammen mit Hannes Kästner und Eva Schütz: Die Textsorten des Frühneuhochdeutschen.

In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hg. von Werner Besch / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger. 2. Halbband, Berlin, New York 1986, 1355-1368.

Zusammen mit Gerd Schank: Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse.

In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hg. von Hans Peter Althaus / Helmut Henne / Herbert Ernst Wiegand. 2. Auflage, Tübingen 1980, 313-322.

## Aufsätze in Zeitschriften und Sammelbänden

### 2013

*Wir ham dit ja kaum fassen können, wir ham dit eigentlich nich geglaubt.*

Wie Ost- und WestberlinerInnen ihren Unglauben, ihr Verständnis und ihre Überraschung nach der Nachricht von der Öffnung der Berliner Mauer am 9. November 1989 narrativ rekonstruieren.

In: *Studia Germanistica (Ostrava)* 12, 53-72.

### 2012

Syntaktische Zusätze zu abgeschlossenen Sätzen bei Martin Walser.

In: Franciszek Grucza (Hg.): Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. (= Publikationen der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG)), Band 4: Sprache in der Literatur, Frankfurt a.M., 97-102.

### 2011

Narrative Formen von Fluchterzählungen deutschsprachiger emigrierter Juden in der Nazizeit.

In: Eva-Maria Thüne / Anne Betten (Hg.): Sprache und Migration. Linguistische Fallstudien. Rom, 17-51.

Antirömische Polemik in Kaspar Goldwurms *Wunderwerck und Wunderzeichen Buch* (1557).

In: Max Siller (Hg.): Kaspar Goldwurm *Athesinus* (1524-1559). Zur 450. Wiederkehr seines Todesjahres. Akten des 6. Symposiums der Sterzinger Osterspiele. Sterzing, 6.-8. April 2009. Innsbruck, 191-206.

### 2010

Brutalität und Schamverletzung in öffentlichen Polemiken des 16. Jahrhunderts.

In: Sybille Krämer / Elke Koch (Hg.): Gewalt in der Sprache. Rhetoriken verletzenden Sprechens. München, 97-123.

Kommunikative Funktionen von Sprecher- und Adressatennamen in Gesprächen.

In: Nicolas Pepin / Elwys De Stefani (Hg.): Eigennamen in der gesprochenen Sprache. Tübingen, 197-199.

Demonstrationen von Gefühlsexpressionen. Exemplarische Untersuchungen an authentischen Gesprächen.

In: *Studia Germanistica* 6 (= *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis*), 155-164.

Grammatik und gesprochene Sprache.

In: Mechthild Habermann (Hg.): Grammatik wozu? (= Duden Thema Deutsch Bd.11). Mannheim, Zürich, 112-125.

Probleme beim Erstellen und Auswerten gesprochensprachlicher Korpora.

In: Iva Kratochvílová / Norbert Richard Wolf (Hg.): Kompendium Korpuslinguistik. Eine Bestandsaufnahme aus deutsch-tschechischer Perspektive. Heidelberg, 67-74.

Von sich selbst oder dem direkten Adressaten in der 3. Person sprechen.

In: Werner Kallmeyer / Ewald Reuter / Jürgen Schopp (Hg.): Perspektiven auf Kommunikation. Festschrift für Liisa Tiittula zum 60. Geburtstag. Berlin, 163-184.

Welches gesprochene Deutsch und welche Eigenschaften des gesprochenen Deutsch soll man beim Zweitspracherwerb lehren?

In: Marina Foschi / Marianne Hepp / Eva Neuland / Martine Dalmas (Hg.): Text und Stil im Kulturvergleich. Pisaner Fachtagung 2009 zu interkulturellen Wegen Germanistischer Kooperation. München, 66-77.

Vergleichbares und Unvergleichbares bei mündlichen und schriftlichen Texten.

In: Norbert Dittmar / Nils Bahlo (Hg.): Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand. Analysen und Perspektiven. Frankfurt/M., 1-22.

## 2009

Urkunde, Vortrag, "Zettel", Gespräch: Wie der Domvikar Bernhard Ruß im Jahre 1482 mit unterschiedlichen Medien eine Werbung bei Kaiser Friedrich III. vorbrachte.

In: Fest-Platte für Gerd Fritz. Hg. und betreut von Iris Bons, Dennis Kaltwasser und Thomas Gloning. Gießen. 18.02.2009. URL: [http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/schvitalla\\_2008\\_urkunde-vortrag-zettel-gespraech.pdf](http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/schvitalla_2008_urkunde-vortrag-zettel-gespraech.pdf).

Intercultural Differences: Speaking personally in a bureaucratic-institutional context.

In: Gabriella B. Klein / Sandro Caruana (eds.): Intercultural Communication in Bureaucratic and Institutional Contexts. Perugia, 165-181.

Zusammen mit Eva Thüne: Die Analyse von Gesprächen der erzählenden Literatur mit gesprächs-linguistischen Mitteln. Dargestellt an einem Dialog in Christoph Heins *Die Vergewaltigung* (1989).

In: *Studia Germanistica* 4 (= *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis*), 45-66.

Verschärfte Bedingungen für das Argumentieren im Gespräch.

In: Joachim Knape (Hg.): Rhetorik im Gespräch. Ergänzt um Beiträge zum Tübinger Courtshiprhetorik-Projekt. Berlin, 177-198.

Wortsuche, Wortkritik und Wortkampf in Wolf Haas' Dialogroman "Das Wetter vor 15 Jahren".

In: Monika Dannerer / Peter Mauser / Hannes Scheutz / Andreas E. Weiss (Hg.): Gesprochen – geschrieben – gedichtet. Variation und Transformation von Sprache. Berlin, 116-130.

Sprachvariation als Ressource für unterschiedliche Stimmen des Ichs.

In: Peter Gilles / Joachim Scharloth / Evelyn Ziegler (Hg.): Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Frankfurt/M. etc., 215-237.

Soziale und interaktive Ausgrenzung im Gespräch. Beispiele aus dem Alltag und aus der Literatur.

In: Nikolaj Rymar / Sergej Dubinin (Hg.): Graniza v Jazyke, Literatura i Nauke. [Grenze in der Sprache, Literatur und Wissenschaft. Akten des VI. Kongresses der Russischen Gesellschaft der Germanisten in Samara, 9.-11. Oktober 2008. = Russkaja Germanistika Vol. VI]. Moskau, 289-302.

## 2008

Strategien der Konfliktvermeidung im erzählerischen Werk Hans-Ulrich Treichels.  
In: Sprache und Literatur 39, 43-56.

Der Stadtteil als Erfahrungsraum für die interaktive Konstruktion sozialer Identitäten. Das Beispiel Mannheim.  
In: Maria Katarzyna Lasatowicz (Hg.): Städtische Räume als kulturelle Identitätsstrukturen. Schlesien und andere Vergleichsregionen. Berlin, 249-262.

Erzählen, Zitieren, Vergleichen. Drei sprachlich-kommunikative Verfahren zur Konstruktion von sozialer Identität und Andersheit.  
In: Thomas Krefeld (Hg.): Sprachen und Sprechen im städtischen Raum. (= Spazi Communicativi / Kommunikative Räume Bd. 2). Frankfurt/M., 17-32.

Sprachkritik im Gespräch.  
In: Aptum 4, 21-42.

Sprachwandel durch gesprochene Sprache in öffentlichen Texten nach 1945.  
In: Maria Clotilde Almeida / Bernd Sieberg / Anna Maria Bernardo (eds.): Questions on Language Change. Lissabon, 27-49.

## 2007

Metaphern als Mittel der Textkohärenz.  
In: Studia Germanistica 2 (= Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis 233/2007), 107-122.

Wenn Fundamentalisten miteinander streiten. Aporien der Flugschriftenkontroverse um die Vertreibung der Protestanten aus dem Hochstift Würzburg 1588-90.  
In: Stephan Habscheid / Michael Klemm (Hg.): Sprachhandeln und Medienstrukturen in der politischen Kommunikation. Tübingen, 91-112.

Gescheiterte Gespräche. Kommunikationsversuche zwischen Eltern und Kind in Hans-Ulrich Treichels Novelle *Der Verlorene*.  
In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 "Germanistik im Konflikt der Kulturen". Hg. v. Jean-Marie Valentin. Bd. 10. (= Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Bd. 86). Bern etc., 259-264.

## 2006

"Kommunikation in der Stadt". Ein Rückblick auf ein Projekt Werner Kallmeyers.  
In: Deutsche Sprache 34, 122-134.

Kommunikative Funktionen von *tun* als Hilfsverb.  
In: Susanne Günthner, Wolfgang Imo (Hg.): Konstruktionen in der Interaktion. Berlin, New York, 127-152.

Zusammen mit Ruth Betz: Ausgleichsprozesse zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit.  
In: Eva Neuland (Hg.): Sprachvariation und Sprachunterricht. Frankfurt/M. etc., 389-402.

Gespräche über Gespräche. Nach- und Nebengespräche über ausgeblendete Aspekte einer Interaktion.  
In: Gesprächsforschung 7, 229-247.

## 2005

Verdirbt die Jugend unsere Sprache? Vier Thesen zum Sprechverhalten von Jugendlichen.

In: Unterfränkisches Dialektinstitut. Würzburger Sendbrief vom Dialektforschen. Nr. 6, Mai 2005, 3f.

Sprach- und Dialoggestaltung in Andreas Maiers Roman *Wälchestag*.

In: Anne Betten / Monika Dannerer (eds.): Dialogue Analysis IX: Dialogue in Literature and the Media. Selected Papers from the 9th IADA Conference, Salzburg 2003. Part 1: Literature. Tübingen, 183-195.

## 2003

Zusammen mit Ichiro Marui: Aprire (e chiudere) una telefonata: un' analisi contrastiva tedesco-giapponese.

In: Eva-Maria Thüne / Simona Leonardi (Hg.): Telefonare in Diverse Lingue. Organizzazione sequenziale, routine e rituali in telefonate di servizio, di emergenza e fatiche. Pavia, 210-248.

Auf Deutsch unter dem Titel "Telefongespräche beginnen (und beenden) – deutsch-japanisch kontrastiv" erschienen in: Kairos (Fukuoka, Japan) 42, 2004, 14-58.

URL: [www.kyusan-u.ac.jp/J/hoguti/kai1-37/kai-zf/marui-schwtil.pdf](http://www.kyusan-u.ac.jp/J/hoguti/kai1-37/kai-zf/marui-schwtil.pdf)

'Negatives Face', 'positives Face' etc. Was Gesprächsanalytiker von Erving Goffman lernen können.

In: Aspekte der Herausbildung und des Funktionierens der westgermanischen Sprachen. Internationaler wissenschaftlicher Sammelband. Staatsuniversität Samara, Lehrstuhl für deutsche Philologie. Samara, 14-31.

Unterschiede zwischen authentischer und simulierter gesprochener Sprache in fiktionalen Texten.

In: Studien zur deutschen Sprache und Literatur. Festschrift für Konrad Kunze zum 65. Geburtstag. Hg. von Václav Bok, Ulla Williams und Werner Williams-Krapp. Hamburg, 371-388.

## 2002

Frauen als Autorinnen in der reformatorischen Öffentlichkeit. Der Streit um das Recht des öffentlichen Worts.

In: Elisabeth Cheauré / Ortrud Gutjahr /, Claudia Schmidt (Hg.): Geschlechterkonstruktionen in Sprache, Literatur und Gesellschaft. Gedenkschrift für Gisela Schoenthal. Freiburg, 281-304.

Kleine Wörter. Partikeln im Gespräch.

In: Jürgen Dittmann / Claudia Schmidt (Hg.): Über Wörter. Grundkurs Linguistik. Freiburg, 259-281.

Kleine Botschaften. Telegramm- und SMS-Texte.

In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64, 5-28. (= Briefkultur im 20. Jahrhundert. Hg. von Eva-Lia Wyss).

Komplexe Kanzleisyntax als sozialer Stil. Aufstieg und Fall eines sprachlichen Imponierhabitus.

In: Inken Keim / Wilfried Schütte (Hg.): Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen, 379-398.

Die Inszenierung von Gerichtsverhandlungen im Fernsehen – "Streit um Drei" (ZDF) und "Richterin Barbara Salesch" (Sat.1).

In: Ulrike Haß-Zumkehr (Hg.): Sprache und Recht. 37. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin, New York, 39-53.

Kohäsion statt Kohärenz. Bedeutungsverschiebungen nach dem Sprecherwechsel – vornehmlich in Streitgesprächen.

In: Arnulf Deppermann / Thomas Spranz-Fogasy (Hg.): *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen, 106-118.

Zusammen mit Irmgard Elter: *Anglizismen im heutigen Deutsch*.

In: Félix San Vicente (ed.): *L'inglese e le altre lingue europee. Studi sull'interferenza linguistica*. Bologna, 115-130.

Dialogisches im Reuchlin-Pfefferkorn-Streit.

In: Daniela Hacke / Bernd Roeck (Hg.): *Die Welt im Spiegel. Johannes Reuchlin und seine Zeit*. (= Pforzheimer Reuchlinschriften Bd. 18). Stuttgart, 169-186. [Erweiterte deutsche Version des englischen Aufsatzes von 1999].

## 2001

Lächelndes Sprechen und Lachen als Kontextualisierungsverfahren.

In: Kirsten Adamzik / Helen Christen (Hg.): *Sprachkontakt, Sprachvergleich, Sprachvariation*. Festschrift für Gottfried Kolde zum 65. Geburtstag. Tübingen, 325-344.

Schreibstile von Laien in der Zeit der frühen Reformation.

In: Eva-Maria Jakobs / Annely Rothkegel (Hg.): *Perspektiven auf Stil*. Tübingen, 459-478.

Nietzsche's Use of Metaphors: Semantic Processes and Textual Procedures.

In: *Journal of Nietzsche Studies*, Vol. 22, 64-87. (Preprint in: "Nietzsche's Use of Language. Nietzsches Gebrauch der Sprache". Kolloquium vom 21. - 23. Sept. 2000, Katholieke Universiteit Nijmegen, 55-67).

## 2000

Wandlungen eines Mediums. Sprachliche Merkmale öffentlicher Briefe von Laien in der Reformationszeit.

In: Irmhild Barz / Ulla Fix / Marianne Schröder / Georg Schuppener (Hg.): *Sprachgeschichte als Textsortengeschichte*. Festschrift zum 65. Geburtstag von Gotthard Lerchner. Frankfurt/M. etc., 261-279.

"Mit Händen und Füßen reden". Sprachliche und nicht-sprachliche Symbolsysteme in der mündlichen Kommunikation.

In: Theodor Berchem / Winfried Böhm / Martin Lindauer (Hg.): *Weltwunder Sprache*. 10. Würzburger Symposium der Universität Würzburg. Stuttgart, 209-233.

Medienwandel und Reoralisierung. Phasen sprechsprachlicher Nähe und Ferne in der deutschen Sprachgeschichte. In: Dorothea Klein (Hg.): *Vom Mittelalter zur Neuzeit*. Festschrift für Horst Brunner. Wiesbaden, 669-689.

## 1999

The Use of Dialogue in Early German Pamphlets. On the Constitution of Public Involvement in the Reuchlin-Pfefferkorn-Controversy.

In: *Historical Dialogue Analysis*. Ed. by Andreas H. Jucker, Gerd Fritz and Franz Lebsanft. Amsterdam, Philadelphia, 111-137.

Zusammen mit Robert Bannert: Äußerungssegmentierung in der deutschen und schwedischen gesprochenen Sprache.

In: *Deutsche Sprache* 27, 314-335.

Englisches Abstract in: *Fonetik 2000, Proceedings of the Swedish Phonetics Conference*, University of Skövde, 29-32.

## 1998

Die vom Körper gelöste Stimme. Literarische Verarbeitungen des neuen Mediums "Telefon".

In: Werner Holly / Bernd Ulrich Biere (Hg.): Medien im Wandel. Opladen, 13-34.

"ich mach nur kleyn sexternlin und deutsche prediget". Martin Luther als Publizist.

In: Blick. Organ des Universitätsbundes Würzburg 1/98, 146-154.

Kommunikationsprobleme zwischen Ost- und Westdeutschen.

In: Deutschunterricht in Japan 1998/3, S. 3-21.

Erschien auch im Rundbrief des Internationalen Deutschlehrerverbandes Nr. 63/64, 1999/2000; gekürzt in: Deutsch: Lehren und Lernen No. 23, Spring 2001, 18-20.

## 1997

Verbale Machtdemonstrationen.

In: Etienne Pietri (Hg.): Dialoganalyse V. Referate der 5. Arbeitstagung Paris 1994. Tübingen, 125-134.

Textsortenstile und Textherstellungsverfahren in Ehetraktaten des 15. und 16. Jahrhunderts.

In: Rüdiger Schnell (Hg.): Text und Geschlecht. Mann und Frau in Eheschriften der frühen Neuzeit. Frankfurt/M. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1322), 79-114.

Zum Textsortenfeld narrativer mündlicher Texte.

In: Franz Simmler (Hg.): Textsorten und Textsortentraditionen. Bern, Berlin, Frankfurt/M. etc., 41-62.

## 1996

Welche Kategorien braucht man für die Beschreibung kulturunterschiedlichen Sprechens? Erfahrungen aus einem Projekt.

In: Energeia (Tokyo) 21, 1-24.

Telefonprobleme. (Leidvolle) Erfahrungen mit einem neuen Medium.

In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 24, 153-174.

Beziehungsdynamik. Kategorien für die Beschreibung der Beziehungsgestaltung sowie der Selbst- und Fremddarstellung in einem Schlichtungsgespräch.

In: Werner Kallmeyer (Hg.): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Tübingen, 279-349.

Herr und Knecht auf dem Polizeirevier. Das Werben um Kooperation und zunehmende Aussageverweigerung in einer polizeilichen Beschuldigtenvernehmung.

In: Folia Linguistica XXX/3-4, 217-244.

## 1995

Vogelstang.

In: Werner Kallmeyer (Hg.): Kommunikation in der Stadt. Teil 2. Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache Band 4.2). Berlin, New York, 1995, 189-343.

Zusammen mit Werner Holly: "Explosiv – der heiße Stuhl" – Streitkultur im kommerziellen Fernsehen.

In: Stefan Müller-Doohm / Klaus Neumann-Braun (Hg.): Kulturinszenierungen. Frankfurt/M. (= edition suhrkamp NF 937), 59-88.

Zusammen mit Werner Nothdurft: Gemeinsam musizieren. Plädoyer für ein neues Leitbild für die Betrachtung mündlicher Kommunikation.

In: Der Deutschunterricht 47, 30-42.

Die narrative Textstruktur der ursprünglichen Josefsgeschichte.

In: Harald Schweizer (Hg.): Computerunterstützte Textinterpretation. Die Josefsgeschichte beschrieben und interpretiert im Dreischritt: Syntax – Semantik – Pragmatik. Band I: Textbeschreibung und -interpretation. Tübingen, Basel, 240-283.

## 1994

The concept of dialogue from an ethnographic point of view.

In: Edda Weigand (ed.): Concepts of dialogue. Considered from the perspective of different disciplines. Tübingen, 15-35.

Die Vergegenwärtigung einer Gegenwelt. Sprachliche Formen der sozialen Abgrenzung einer Jugendlichengruppe in Vogelstang (467-509).

Sprachliche Ausdrucksformen für soziale Identität beim Erzählen (510-577).

In: Werner Kallmeyer (Hg.): Kommunikation in der Stadt. Teil 1. Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. (= Schriften des IDS Bd. 4.1.). Berlin, New York.

Poetisches in der Alltagskommunikation.

In: Dieter W. Halwachs u.a. (Hg.): Sprache, Onomatopoiie, Rhetorik, Namen, Idiomatik, Grammatik. Festschrift für Karl Sornig zum 65. Geburtstag. Graz, 197-212.

Vom Sektenprediger- zum Plaudererton. Beobachtungen zur Prosodie von Politikerreden vor und nach 1945.

In: Heinrich Löffler / Karlheinz Jakob / Bernhard Kelle (Hg.): Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich. Studien zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Hugo Steger zum 65. Geburtstag. Berlin, New York, 208-224.

## 1993

Zusammen mit Inken Keim: Formen der Höflichkeit – Merkmale sozialen Stils. Am Beispiel zweier Frauengruppen aus unterschiedlichen sozialen Welten.

In: Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991. Hg. von Johannes Janota. Bd. 1, Vielfalt der kulturellen Systeme und Stile. Tübingen, 129-145.

Namenverwendung und Gesprächskonstitution.

In: Heinrich Löffler (Hg.): Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung Basel 1992. Teil 1. Tübingen, 359-365.

Textsortenwandel in den Medien nach 1945 in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Überblick.

In: Bernd Ulrich Biere / Helmut Henne (Hg.): Sprache in den Medien nach 1945. Tübingen, 1-29.

## 1992

Comments on Margret Selting: Intonation as a Contextualization Device.

[Zum Thema: The Changing of Activity Types in Story-Telling].

In: Peter Auer / Aldo di Luzio (eds.): The Contextualization of Language. Amsterdam, Philadelphia, 259-271.

Neue Aspekte bei der Analyse gesprochener Sprache.

In: Die Deutsche Literatur. Hg. von der Gesellschaft für Germanistik, Kansai Universität, Osaka, 36, 99-129.

Der soziolinguistische Blick auf Sprache und Kommunikation.

In: Peter H. Mettler (Hg.): "Unkonventionelle" Aspekte zur Analyse von Sprache, Kommunikation und Erkenntnis. Wiesbaden, 17-61.

Über einige Weisen des gemeinsamen Sprechens. Ein Beitrag zur Theorie der Beteiligungsrollen im Gespräch.

In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 11, 68-98.

## 1991

Das Illustrieren - eine narrative Textsorte mit zwei Varianten.

In: Jürgen Dittmann / Hannes Kästner / Johannes Schwitalla (Hg.): Erscheinungsformen der deutschen Sprache. Literatursprache, Alltagssprache, Gruppensprache, Fachsprache. Festschrift zum 60. Geburtstag von Hugo Steger. Berlin, 189-204.

Sozialstilistische Unterschiede beim Umgang mit dem "positiven Image". Beobachtungen an zwei Frauengruppen.

In: Eijiro Iwasaki / Yoshinori Shichiji (Hg.): Begegnung mit dem 'Fremden'. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990, Band 4. München, 473-482.

## 1990

Sprachvariation und der Wechsel des Sprecher-Ichs. Selbstdarstellung, Imagewahrung und andere Funktionen beim Code-Switching in einer Frauengruppe.

In: Margot Pätzold / Petra Lindemann (Hg.): Kommunikationstagung 1989. Internationale Arbeitstagung in Wulkow, 18.-20. April 1989. (= Linguistische Studien, Reihe A, Bd. 199). Berlin, 55-65.

Zusammen mit Hannes Kästner und Eva Schütz: "Dem gmainen Mann zu guttem Teutsch gemacht". Textliche Verfahren der Wissensvermittlung in frühneuhochdeutschen Fachkompendien.

In: Anne Betten (Hg.): Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der Internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989. Tübingen, 205-223.

## 1989

La comunicazione nella città (intervista).

In: Gabriella Klein (ed.): Parlare in città. Studi di sociolinguistica urbana. Galatina, 39-46.

Zusammen mit Ludger Hoffmann: Äußerungskritik. Oder: Warum Philipp Jenninger zurücktreten mußte.

In: Sprach-Report 1/89, 5-9.

Zusammen mit Inken Keim: Soziale Stile des Miteinander-Sprechens: Beobachtungen zu Formen der Konfliktbearbeitung in zwei Frauengruppen.

In: Volker Hinnenkamp / Margret Selting (Hgg.): Stil und Stilisierung. Arbeiten zur Interpretativen Soziolinguistik. Tübingen, 83-121.

Zusammen mit Jürgen Streeck: Subversive Interaktionen. Sprachliche Verfahren der sozialen Abgrenzung in einer Jugendlichengruppe.

In: Volker Hinnenkamp / Margret Selting (Hg.): Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen, 229-251.

## 1988

Erzählen als gemeinsame Versicherung sozialer Identität.

In: Wolfgang Raible (Hg.): Zwischen Festtag und Alltag. Zehn Beiträge zum Thema 'Mündlichkeit und Schriftlichkeit' (= ScriptOralia 2). Tübingen, 111-132.

Die vielen Sprachen der Jugendlichen.

In: Norbert Gutenberg, (Hg.): Kann man Kommunikation lehren? (= Sprache und Sprechen, Bd. 19). Frankfurt/M., 167-176.

Kommunikative Bedingungen für Ergänzungsrealisierungen.

In: Gerhard Helbig (Hg.): Valenz, semantische Kasus und/oder "Szenen". (= Linguistische Studien, Reihe A, Bd. 180). Berlin, 74-84.

## 1987

Sprach- und Redevielfalt in der Literatur und im Alltag. Ein Essay.

In: Gerhard Rupp / Edda Weigand (Hg.): Jahrbuch der Deutschdidaktik 1986. Tübingen, 127-148.

Ein neuer Jargon in der Literaturwissenschaft.

In: Sprach-Report 3/87, 13f.

Common Argumentation and Group Identity.

In: Frans H. van Eemeren et al. (eds.): Argumentation: Perspectives and Approaches. Proceedings of the Conference on Argumentation 1986. Vol. 3A. Dordrecht-Holland, Providence-USA, 119-126.

## 1986

Martin Luthers argumentative Polemik: mündlich und schriftlich.

In: Albrecht Schöne (Hg.): Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Göttingen 1985. Bd. 2. Tübingen, 41-54.

Jugendliche "hetzen" über Passanten. Drei Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse.

In: Wolfdietrich Hartung (Hg.): Untersuchungen zur Kommunikation – Ergebnisse und Perspektiven. Internationale Arbeitstagung in Bad Stuer, Dezember 1985 (= Linguistische Studien, Reihe A, Bd. 149). Berlin, 248-261.

Sprachliche Mittel der Konfliktreduzierung in Streitgesprächen.

In: Gerd Schank / Johannes Schwitalla (Hg.): Konflikte in Gesprächen (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, Bd. 296). Tübingen, 99-175.

Conversational Analysis of Political Interviews. A Diachronic Survey.

In: Arthur van Essen / Titus Ensink / Ton van der Geest (eds.): Discourse Analysis and Public Life. Papers of the Groningen Conference on Medical and Political Discourse. Dordrecht-Holland / ProvidenceUSA, 255-283.

## 1985

Kommunikation in der Stadt. Bericht aus einem Projekt.

In: Georg Stötzel (Hg.) Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984, 1. Teil. Berlin, New York, 193-203.

Verbvalenz und Text.

In: Deutsch als Fremdsprache 22, 266-270.

## 1984

Textliche und kommunikative Funktionen rhetorischer Fragen.

In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 12.2., 131-155.

Einige Überlegungen zu Prinzipien von Text- und Dialogklassifikationen.

In: Inger Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1984. Stockholm, 119-127.

**1983**

Die Beratungsstrategie 'Einliniges Beraten'. Zugleich ein Beitrag zur Typologie von Beratungsgesprächen.

In: Inger Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1982. Stockholm 1983, 327-352.

**1982**

Tendenzen der Textsortengeschichte der deutschen Flugschriften im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts.

In: Freiburger Universitätsblätter, Heft 76, 37-58.

**1981**

Textbeschreibung durch Illokutionsanalyse?

In: Inger Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980. Malmö, 207-219.

Argumentieren und Streiten.

In: Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch 2, 165-170.

**1980**

Sprechen und Schreiben in Handlungszusammenhängen. Die Pragmatisierung der Linguistik in den 70er Jahren.

In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 4, 17-36.

**1979**

Dialogsteuerungsversuche interviewter Politiker.

In: Inger Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Malmö, 149-168.

Metakommunikation als Mittel der Dialogorganisation und der Beziehungsdefinition.

In: Jürgen Dittmann (Hg.): Arbeiten zur Konversationsanalyse. Tübingen, 111-143.

Nonresponsive Antworten.

In: Deutsche Sprache 3, 193-211.

**1978**

Essais pour l'analyse de l'orientation et de la classification des dialogues.

In: Stratégies Discursives. Actes du Colloque du Centre de Recherches Linguistiques et Sémiologiques de Lyon, 20-22 Mai 1977. Lyon: Presses Universitaires de Lyon, 165-180.

**1977**

Konnotationen in gebrauchstexten. Möglichkeiten der analyse im unterricht.

In: Wirkendes Wort 27, 171-181.

Über Formen des argumentativen Widerspruchs. Korreferat zu Günther Öhlschläger:  
Über das Argumentieren (27-53)

Widersprechen in praxi. Eine Metaantwort an Günther Öhlschläger (65-74)

In: Michael Schecker (Hg.): Theorie der Argumentation. Tübingen.

## 1976

Was sind 'Gebrauchstexte'?

In: deutsche sprache 1, 20-40.

Zur Einführung in die Argumentationstheorie: Begründungen durch Daten und Begründungen durch Handlungsziele.

In: Der Deutschunterricht 28, 22-36.

Dialogsteuerung. Vorschläge zur Untersuchung.

In: Franz Josef Berens / Karl Heinz Jäger / Gerd Schank / Johannes Schwitalla: Projekt Dialogstrukturen. Ein Arbeitsbericht (Heutiges Deutsch I/12), München, 73-104.

## Rezensionen

Heiko Hausendorf (Hg.): Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2007.

In: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Sprachwissenschaft. Bd. 1, 2009, Heft 1, 59-66.

Eva Neuland: Jugendsprache. Eine Einführung. Tübingen/Basel: Francke.

In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik Heft 51, Nov. 2009, 129-132.

Antje Rüttgardt: Klosteraustritte in der frühen Reformation. Studien zu Flugschriften der Jahre 1522 bis 1522. (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte Bd. 79). Heidelberg 2007.

In: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 71, 2009, 278-280.

Inken Keim: Die "türkischen Powergirls". Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. Tübingen: Narr. 2007.

In: sociolinguistica. Internationales Handbuch für Europäische Soziolinguistik. 22, 2008, 194-197.

Reinhold Schmitt (Hg.): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. Gunter Narr Verlag: Tübingen 2007.

In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 48, 2008, 129-137.

Karin Birkner: Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen. Eine kommunikative Gattung in Zeiten des gesellschaftlichen Wandels.

In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 44, 2006, 107-111.

Peter Gilles: Regionale Prosodie im Deutschen. Variabilität in der Intonation von Abschluss und Weiterverweisung. Walter de Gruyter: Berlin, New York 2005

Walther Dieckmann: Streiten über das Streiten. Normative Grundlagen polemischer Metakommunikation. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2005.

In: Freiburger Universitätsblätter 172, 2006, 181-183.

Britt-Marie Schuster: Die Verständlichkeit von frühreformatorischen Flugschriften. Eine Studie zu kommunikationswirksamen Faktoren der Textgestaltung. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms 2001.

In: Rhetorik Bd. 23, 2004, 81-184.

Christine Kühn: Körper – Sprache. Elemente einer sprachwissenschaftlichen Explikation non-verbaler Kommunikation. Frankfurt/M. 2002.

In: Gesprächsforschung 4 (2003), 36-39.

Phonai Bd. 42: Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil I: Transkripte und Tondokumente. Herausgegeben von Anne Betten unter Mitarbeit von Sigrid Graßl. Tübingen 1995,  
und:

Phonai Bd. 45: Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente. Herausgegeben von Anne Betten und Miryam Du-nour. Tübingen 2000. Mit zwei Compact-Discs.

In: *Leuvense Bijdragen* 91, 2002, 465-470.

Otto Holzapfel: Liedflugschriften. Bde 1-3. München: Volksmusikarchiv und Volksmusikpflge. Bezirk Oberbayern. 2000

In: Max Matter; Nils Grosch (Hgg.): Lied und populäre Kultur / Song and Popular Culture. Jahrbuch des Deutschen Volksliedarchivs. Bd. 46, 2001. Münster etc. 2002, 267f.

Bredel, Ursula, Erzählen im Umbruch. Studie zur narrativen Verarbeitung der "Wende" 1989. Tübingen 1999,

und:

Norbert Dittmar, Ursula Bredel: Die Sprachmauer. Die Verarbeitung der Wende und ihrer Folgen in Gesprächen mit Ost- und WestberlinerInnen. Berlin 1999.

In: *Gesprächsforschung* 2, 2001, 1-7.

Gisela Zifonun, Ludger Hoffmann, Bruno Strecker u.a.: Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde.(Schriften des Instituts für Deutsche Sprache Bd. 7.1-7.3). Berlin, New York 1997.

In: *Freiburger Universitätsblätter* 150, 2000, 119f.

Peter Auer, Heiko Hausendorf (Hgg.): Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen. Mikroanalytische Aspekte des sprachlichen und gesellschaftlichen Wandels in den Neuen Bundesländern. Tübingen 2000.

In: *Gesprächsforschung* 1 (2000), 23-29.

Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Hg. von Hartmut Günther und Otto Ludwig. Berlin, New York 1994.

In: *Arbitrium* 2/1999, 128-133.

Cornelia Schmitz-Berning: Vokabular des Nationalsozialismus. Berlin, New York 1998.

In: *Freiburger Universitätsblätter* 142, 1998, 174.

Alessandro Duranti: Linguistic Anthropology. Cambridge 1997.

In: *Freiburger Universitätsblätter* 142, 1998, 175.

Elizabeth Couper-Kuhlen; Margret Selting (eds.): Prosody in Conversation. Interactional Studies. Cambridge 1996.

In: *sociolinguistica* 12. Internationales Jahrbuch für Europäische Soziolinguistik. Tübingen 1998, 284-287.

Alessandro Duranti; Charles Goodwin (eds.): Rethinking Context. Language as an Interactive Phenomenon. Cambridge 1992.

In: *Linguistische Berichte* 145, 1993, 248-253.

Reinhard Fiehler: Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion. Berlin, New York 1990.

In: *Leuvense Bijdragen* 80, 1991, 102f.

Gisela Brandt: Volksmassen - Sprachliche Kommunikation – Sprachentwicklung unter den Bedingungen der Frühbürgerlichen Revolution (1517-1526). Berlin 1988.

In: *Leuvense Bijdragen* 79, 1989, 118-120.

Claude Hagège: Der dialogische Mensch. Reinbek bei Hamburg 1985, Francis Jacques: Über den Dialog. Eine logische Untersuchung.

In: Rhetorik Bd. 8, 1989, 132-136.

Ruth Kastner: Geistlicher Rauffhandel. Illustrierte Flugblätter zum Reformationsjubiläum 1617, Frankfurt/M., Bern 1982.

In: ZdPh 107, 1988, 149-151.

Jörg Bohse: Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille. Meinungslenkung und Propaganda im Nationalsozialismus.

In: Freiburger Universitätsblätter 93, 1986, 115f.

Flugschriften der frühen Reformationsbewegung. Hg. von Adolf Laube, Sigrid Looß, Annarose Schneider. 2. Bde. Vaduz 1983.

In: Freiburger Universitätsblätter 86, 1984, 95f.

Gerda Lauerbach: Form und Funktion englischer Konditionalsätze mit 'if'.

In: Leuvense Bijdragen 70, 1981, 204-206.

## Gratulanten in diesem Band

**Anne Betten**, em. Prof. Dr., Germanistische Linguistik an der Universität Salzburg.

Johannes Schwitalla: ein Jahr jünger als ich ist er für mich seit 40 Jahren Freund-Kollege (eines der raren Beispiele für Additiv-Komposita), oft unterwegs auf parallelen Gleisen, zwar mit unterschiedlichen Fahrplänen und Haltestellen, doch auch vielen regelmäßigen Begegnungen – in der Literatur und im Leben. Erste Gespräche bei Recherchen für meinen Forschungsbericht über *Gesprochenes Deutsch* am Freiburger Institut bei meinem alten und Johannes neuem Lehrer Hugo Steger, seither unzählige Male bei Tagungen, Symposien, Gastvorträgen, z.B. in den 1970er Jahren bei den Salzburger "Frühlingstagungen für Linguistik" und mit unserer unvergessenen Freundin Gisela Schönthal in Freiburg, Mannheim, Paris, in den 1980er Jahren mit Hugo Steger, Yutaka Wakisaka u.a. in Nara und der japanischen Binnensee, nach 2000 mit Eva Thüne u.a. in Salzburg, Rom, Warschau, Paris, bei meinem 60. und 65. Geburtstag in Salzburg, bei Johannes Verabschiedung in Würzburg. Dies alles im wissenschaftlichen Kontext von Mündlichkeitsforschung, Gesprächsanalyse, Kommunikation in der Stadt (u.a. den durch Johannes berühmt gewordenen Mannheimer Frauengruppen), frühneuhochdeutschen Textsorten (insbesondere Flugschriften), später auch Mündlichkeit in literarischen Texten und auf den Spuren jüdischer Emigranten in Jerusalem. An diese letzte gemeinsame Wegstrecke knüpft mein Beitrag hier zu seinen Ehren an.

**Karin Birkner**, Prof. Dr., ist Inhaberin des Lehrstuhls *Germanistische Linguistik* an der Universität Bayreuth.

Johannes Schwitallas Texte begegneten mir schon früh immer da, wo es für mich interessant wurde. Mit der Publikation *Gesprochenes Deutsch* wurde er endgültig zum Dauerbegleiter in Forschung und Lehre. Aber auch persönlich trafen wir uns regelmäßig, natürlich auf Tagungen, aber auch in Freiburg zum Kaffee. Einmal besuchte er mich in den Büros in der Belfortstraße, in denen seine akademische Kinderstube lag, und später, nach meiner Berufung nach Bayern, teilten wir Freud und vor allem Leid bei den Prüfertreffen zum Staatsexamen.

**Ernst Burgschmidt**, Prof. Dr., ordentlicher Professor der Englischen Sprachwissenschaft i.R. an der Universität Würzburg.

Mit Johannes Schwitalla verbindet mich langjährige fachliche Zusammenarbeit und persönlich angenehme Verbindung in Fragen der sprachwissenschaftlichen Forschung und Lehre in der Würzburger Philosophischen Fakultät. Zahlreiche Promotions- und Habilitationsverfahren in der Germanistik haben uns zusammengeführt. Das Interesse an Sprache, Sprechen und damit auch Sprechwissenschaft und Pragmatik hat uns über die Fachgrenze, die eher eine Fachbeziehung war, verbunden.

**Arnulf Deppermann**, Prof. Dr., ist Leiter der Abteilung *Pragmatik* am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Auf gemeinsamen Zugfahrten von Freiburg nach Mannheim während meines Forschungspraktikums im IDS 1991/92 hat mir Johannes Schwitalla die Ethnographie des Sprechens und die Hintergründe des Projekts *Kommunikation in der Stadt* nahegebracht. In Datensitzungen mit ihm im IDS lernte ich die prosodische Strukturierung von Interaktionen zu hören. Meine Promotion zu *Glaubwürdigkeit im Konflikt*, in der ich mit dem Korpus "Schlichtungsgespräche" des IDS arbeitete, unterstützte Johannes als Zweitgutachter. Seine Arbeiten zur ethnographischen Gesprächsanalyse waren Vorbild und Inspiration für das Projekt *Kommunikationskulturen Jugendlicher*, das ich zusammen mit Klaus Neumann-Braun und Axel Schmidt 1996-2002 an der Universität Frankfurt am Main durchgeführt habe.

**Irmgard Elter**, Prof., ist Professorin (professore associato) für Deutsche Sprache an der Universität Bologna (Italien).

Im Sommersemester 1994 lernte ich Johannes Schwitalla anlässlich eines Abendessens bei Norbert Richard Wolf kennen. Ich unterrichtete damals noch an der Universität in Urbino, die mit der Universität Würzburg einen regen Erasmusaustausch pflegte. So kam Johannes Schwitalla auch nach Urbino. Auch in meiner nachfolgenden Zeit in Bologna/Forlì setzten wir unseren Austausch sowohl über soziolinguistische Themen als auch in Gesprächen über Gott und die Welt fort.

**Rüdiger Harnisch**, Prof. Dr., ist Inhaber des Lehrstuhls für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Passau.

Persönlich zum ersten Mal begegnet bin ich Johannes (damals noch: Herrn Schwitalla) vor genau 30 Jahren. Anfang März 1983 hat er mich in einer Mittagspause während der 5. Jahrestagung der *Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft* – übrigens in Passau, wo ich damals meinen ersten wissenschaftlichen Vortrag hielt – angesprochen, ob ich aus meiner Sektion nicht etwas für den Tagungsbericht in der Zeitschrift *Deutsche Sprache* beisteuern wolle. Danach sind wir uns lange nicht begegnet, aber "der Schwitalla" begleitete meine spätere eigene Lehrtätigkeit treu in Buchform: als Standardeinführung in das *Gesprochene Deutsch*. Als ich später selber Prüfer im Bayerischen Staatsexamen geworden war, habe ich ihn (nun: Johannes) bei den Prüfertreffen öfter gesehen, eine Zeit lang recht oft dann in den Jahren ab 2005 zum einen bei Zusammenkünften des Verbands *Hochschulgermanistik in Bayern*, dessen Gründung er, wie alle damals motiviert durch den Willen zur Schadensabwehr gegen die 'Bologna'-Zumutungen, unterstützte, zum andern in Würzburger Gremien, denen wir beide angehörten. Die sich mehrenden Situationen persönlichen Kontakts haben schließlich auch den fachlichen Austausch unter uns befördert, darunter besonders die Frage der textlichen Gestaltung räumlicher Verhältnisse in oralen Alltagserzählungen. Eine solche Erzählung – Johannes kennt sie schon unter anderm Blickwinkel – ist auch Gegenstand des Festschriftenbeitrags von Günter Koch und mir geworden.

**Martin Hartung**, Dr., arbeitet als selbstständiger Sprachwissenschaftler in Mannheim.

Mit den Seminaren *Höflichkeit und soziale Stile des Sprechens* (WS 90/91), *Selbstdarstellung in Gesprächen* (SS 1992) und *Poetische Strukturen der Alltagsrede* (WS 92/93) an der Universität Freiburg hat mich Johannes Schwitalla für die Gesprächsforschung begeistert – eine Begeisterung, die nicht nur bis zur Promotion *Ironie in der Alltagssprache* 1997 bei ihm geführt hat, sondern mich auch als Mitarbeiter des darauf folgenden DFG-Projektes *Ästhetisierungsphänomene in der Kommunikation Jugendlicher* am SFB 511 an der Universität Konstanz getragen hat. Der Impuls an der Universität Freiburg hat aber noch weiterreichende Folgen gehabt: Um für die Erforschung von Gesprächen förderliche Rahmenbedingungen zu schaffen, habe ich zusammen mit Arnulf Deppermann Projekte wie die jährliche Arbeitstagung, die Mailliste, den Verlag und die wissenschaftliche Zeitschrift zur Gesprächsforschung ins Leben gerufen.

**Steffen Haßlauer**, Dr., zuletzt Universitätsassistent an der Universität Salzburg.

Johannes Schwitalla habe ich bereits ganz am Anfang meines Germanistikstudiums 1998 in Würzburg kennengelernt. Mit seinen Lehrveranstaltungen, vor allem zu textlinguistischen und – natürlich – gesprochensprachlichen Themen, hat er mich sehr schnell in den 'Bann' der Sprachwissenschaft gezogen und mein bis heute ungebrochenes, inzwischen auch berufliches Interesse für sprachliche Phänomene aller Art geweckt. Mein Dank gilt ihm aber nicht nur für die Ermutigung zur Promotion und für deren geduldige Betreuung, sondern auch für das stets angenehme persönliche Verhältnis währenddessen und seitdem.

**Heinrich Hettrich**, Prof. Dr., war bis 2013 Inhaber des Lehrstuhls für Vergleichende Sprachwissenschaft am Institut für Altertumswissenschaften der Universität Würzburg.

Johannes Schwitalla ist mir zum ersten Mal im Jahr 1994 begegnet, als er in Würzburg seinen Bewerbungsvortrag hielt. Obwohl seither fast zwanzig Jahre vergangen sind, ist mir der Vortrag noch immer präsent, weil er mir gezeigt hat, dass die gesprochene Sprache kein degenerierter Ableger der Schriftsprache ist, sondern ihren eigenen Regeln folgt, auch wenn diese von denen der schriftlichen Form der jeweiligen Einzelsprache nicht völlig verschieden sind. Nachdem Johannes Schwitalla seine Professur in Würzburg angetreten hatte, ergab sich ein regelmäßiger und lohnender Kontakt, da unsere Spezialgebiete – Gesprächsforschung und indogermanische Syntax – denkbar weit auseinander liegen und deshalb einen Musterfall für Komplementarität darstellen. Hinzu kommt die unaufgeregte Sachlichkeit, die Johannes Schwitalla in Diskussionen an den Tag legt und die seinen Argumenten mit zu ihrer Wirkung verhilft.

**Inken Keim**, apl. Prof. Dr., ehemals Mitarbeiterin in der Abteilung *Pragmatik* am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Johannes Schwitalla kenne ich seit 1981, als wir zusammen mit weiteren Kollegen am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim das ethnografisch-soziolinguistische Projekt *Kommunikation in der Stadt* unter der Leitung von Werner Kallmeyer starteten. Für uns begann eine äußerst spannende Forschungsarbeit mit völlig neuen Herausforderungen: Wir lernten die ungeheuren Vorzüge, aber auch die Fällen ethnografischen Arbeitens kennen und wir entwickelten Methoden und Konzepte – vor allem das Konzept des "kommunikativen sozialen Stils" –, um die Fülle unserer Beobachtungen und Gesprächsdokumente analysierbar und komplexe soziale Welten in ihrem inneren Zusammenhang

beschreibbar zu machen. Vor allem aber gelang es uns, die skeptischen Gutachter-Kommentare, die uns während der Projektlaufzeit begleiteten, zu widerlegen und das Projekt mit den Bänden 4.1 - 4.4 *Kommunikation in der Stadt* (1994/1995) erfolgreich abzuschließen.

Ethnografisches Arbeiten in Verbindung mit Soziolinguistik und Gesprächsanalyse waren für meine weitere Forschung bestimmend, für das Projekt *Deutsch-türkische Sprachvariation und die Herausbildung kommunikativer Stile in jugendlichen Migrantengruppen* zusammen mit Werner Kallmeyer, Ibrahim Cindark und Sema Aslan und das Projekt *Heirat und Migration aus der Türkei. Biografische Erzählungen junger Frauen* zusammen mit Necmiye Ceylan, Sibel Ocak und Emran Sirim.

**Wolf Peter Klein**, Prof. Dr., ist Inhaber des Lehrstuhls für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Würzburg.

Wer nach Würzburg kommt, um Sprachwissenschaft zu treiben, wird spätestens nach – sagen wir 2 bis 3 Tagen – vermehrt und nachdrücklich auf den Namen Schwitalla stoßen. So erging es auch mir, als ich zum Wintersemester 2009/2010, unmittelbar nach der Pensionierung von Johannes Schwitalla, nach Würzburg gekommen bin. Im Wesentlichen ergaben sich mit der Zeit zwei – nennen wir sie mal – Schwitalla-Begegnungsorte. Zunächst wurde man immer wieder damit konfrontiert, dass Johannes Schwitalla in Lehre und Forschung ein reiches Erbe hinterlassen hat: fast alle kannten Schwitalla, viele erinnerten sich an Begebenheiten mit Schwitalla, nicht wenige schwärmten von Schwitalla, niemand bedauerte es, Schwitalla im Laufe seines Lebens begegnet zu sein. Der andere, wichtigere Schwitalla-Begegnungsort war natürlich der Namensträger selbst. Johannes gehört nicht zu den Pensionisten, die sich von heute auf morgen von der Universität verabschieden. In verschiedenen Konstellationen konnten wir noch gelegentlich zusammen arbeiten, zusammen sein, zusammen reden. Dabei habe ich nicht zuletzt einen Menschen kennen gelernt, der für eine Sprachwissenschaftskonzeption steht, die vorbildhaft ist: mit großem historischem Bewusstsein (Flugschriften des 16. Jahrhunderts!) die ganz modernen Entwicklungen (Gesprächsanalyse!) gestalten, dabei immer unideologisch aufmerksam bleiben und die disziplinären, methodologischen und terminologischen Schranken nicht allzu ernst nehmen.

**Günter Koch**, Dr., ist Akademischer Rat am Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Passau.

Herrn Professor Schwitalla lernte ich im Sommersemester 2007 an der Universität Würzburg persönlich kennen – sein Buch *Gesprochenes Deutsch*, das meine Sichtweise auf Sprache maßgeblich geprägt hat, schätzte ich bereits im eigenen Studium und lege es nun immer wieder gerne meiner Lehre an der Universität Passau zugrunde. Besonders freute mich, dass Herr Schwitalla Interesse für meine eigenen Studien zur gesprochenen Sprache zeigte – der zusammen mit Herrn Professor Harnisch verfasste Aufsatz im vorliegenden Band möge deshalb auch ihn erfreuen.

**Almut König**, Dr., ist Privatdozentin an der Universität Würzburg.

Johannes Schwitalla habe ich als humorvollen, begeisternden und diskussionsfreudigen Professor kennengelernt. Er war Zweitgutachter meiner Promotion und betreute als einer von drei Fachmentoren meine Habilitation. Johannes Schwitalla ist zudem auch ein Musterexemplar des zerstreuten Professors. Wir haben ein Mal gegeneinander gewettet. Ich habe gewonnen und musste ihn sieben Jahre immer wieder mal erinnern, bis er die Wette einlöste. ☺

**Werner Nothdurft**, Prof. Dr., ist Professor für Theorie und Praxis sozialer Kommunikation an der Hochschule Fulda.

Der kenntnisreiche Wissenschaftler – ja, der langjährige Kollege – ja, der inspirierende Gesprächspartner – ja, der kritische Leser – ja, und vor allem – mein Freund.

**Marita Roth**, Dr., arbeitet als selbstständige Publizistin und Dozentin an der Freien Universität und der Humboldt Universität Berlin.

Zurückgekehrt von einem ERASMUS-Semester in Utrecht, in dem ich die Interaktionsanalyse kennen gelernt hatte, empfand ich es als absoluten Glückfall, dass Johannes Schwitalla als neu berufener Professor der Universität Würzburg Spezialist für das faszinierende Phänomen der gesprochenen Sprache war. Nach meiner Magisterarbeit bei ihm über Jugendsprache als "Ingroup-Kommunikation" unterstützte er ein Forschungssemester am Speech Department der University of Texas at Austin und ermutigte mich danach zu meinem Dissertationsprojekt über Ost-West-Stereotype in Kooperation mit der Freien Universität Berlin. Der fachliche und persönliche Bezug blieb auch in der nachfolgenden Zeit meiner freien Forschungs- und Dozententätigkeit erhalten und bleibt dies hoffentlich auch in der nahen und fernen Zukunft.

**Eva-Maria Thüne**, Prof. Dr., ist Professorin (professore ordinario) für Deutsche Sprache an der Universität Bologna (Italien).

Im Jahr 2001 kam Johannes Schwitalla im Rahmen eines Erasmus-Austauschs an die Universität Bologna. Damals hatte ich begonnen, mich mit Dialoganalyse und der Analyse der Gesprochenen Sprache zu beschäftigen. Wir haben ein Jahr später dann zusammen mit KollegInnen der Kommunikationswissenschaften und Sprachlehr- und lernforschung der Universitäten Bologna und Sassari einen sprachvergleichenden Studentenstag zum Thema *Telefonkommunikation* durchgeführt, der in dem Band *Telefonare in diverse lingue. Organizzazione sequenziale, routine e rituali in telefonate di servizio, di emergenza e fatiche* (2003) dokumentiert wurde. Im Laufe der Jahre haben wir immer wieder neue gemeinsame Themen (z.B. die linguistische Interpretation literarischer Texte) entdeckt und unsere Gespräche waren jedes Mal voller Anregungen und Unterstützung für mich.

**Liisa Tiittula**, Prof. Dr., ist Inhaberin des Lehrstuhls für *Übersetzen Deutsch-Finnisch* an der Universität Helsinki.

Ende der 1980er Jahre war die Gesprächsforschung in Finnland noch ein recht unbekanntes Feld. Daher boten die Forschungsaufenthalte im IDS Mannheim für eine junge Doktorandin eine wichtige Gelegenheit, sich in die Gesprächsanalyse einzuarbeiten. In den Diskussionen in und außerhalb der Datensitzungen und Projekttreffen habe ich analytisches und methodisches Denken von den erfahrenen KollegInnen – darunter Johannes Schwitalla – gelernt. Aus diesen Anfängen hat sich eine über Jahrzehnte erstreckende Zusammenarbeit entwickelt, die zu gegenseitigen Besuchen und Gastvorträgen an verschiedenen Universitäten in den beiden Ländern führte. Gemeinsame Interessen mit Johannes Schwitalla – gesprochene Sprache, das Verhältnis zwischen dem Gesprochenen und Geschriebenen und Belletristik – gaben den Impuls zu einem Projekt zur Untersuchung literarischer Formen von gesprochener Sprache und Dialogen, dessen Ergebnisse wir 2009 in einem Buch veröffentlichten (Schwitalla/Tiittula: *Mündlichkeit in literarischen Erzählungen. Sprach- und Dialoggestaltung in modernen deutschen und finnischen Romanen und deren Übersetzungen*). Die Anregungen aus dieser Arbeit, aus dem immer erfrischenden und Freude bereitenden Gedankenaustausch haben sich in vielen weiteren Publikationen niedergeschlagen.

**Norbert Richard Wolf**, Prof. Dr., Dr. h.c. mult., emeritierter Professor der Universität Würzburg.

Vom Sommersemester 1994 an hatte ich das Vergnügen, mit Johannes Schwitalla am Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft der Universität Würzburg zusammenzuarbeiten. Dies war nicht nur für die Universität bzw. das Würzburger Institut für deutsche Philologie, sondern ganz wesentlich auch für mich persönlich ein besonderer Glücksfall: Johannes Schwitallas Gabe, jeden Menschen in ein angenehmes und anregendes Gespräch verwickeln zu können, seine persönliche Bescheidenheit, gleichzeitig sein Engagement und seine Begeisterungsfähigkeit für Vieles haben vierzehn Jahre der Zusammenarbeit geprägt. Alles, was ich über gesprochene Sprache, über Gesprächs- und Diskursanalyse weiß, weiß ich von Johannes Schwitalla.

**Claudia Zimmermann**, Dr., ist Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Würzburg.

Johannes Schwitalla lernte ich als Hörerin seiner Vorlesung zur Gesprächsanalyse kennen, später folgten noch weitere Vorlesungen und Seminare. Wie viele Würzburger Studenten fand ich seine Begeisterung für Sprachwissenschaft und insbesondere die Gesprochene Sprache ansteckend. Als Hilfskraft bzw. Mitarbeiterin am Lehrstuhl erfuhr ich auch, wie gut er seine Studenten und Mitarbeiter motivieren konnte und kann. Wir freuen uns jedes Mal sehr, wenn er wieder am Lehrstuhl vorbeischaut und sich dabei für jeden einzelnen interessiert.

## **II. Gesprochenes**

## **Analytikerwissen, Teilnehmerwissen und soziale Wirklichkeit in der ethnographischen Gesprächsanalyse**

**Arnulf Deppermann**

Johannes Schwitallas Arbeiten zur Stadtsprache Mannheims (vor allem Schwitalla 1995) sind zusammen mit den im gleichen Projektkontext am Institut für Deutsche Sprache (Mannheim) entstandenen Arbeiten von Werner Kallmeyer und Inken Keim (Kallmeyer 1994; Keim 1995) die bedeutendsten und Epoche machenden Arbeiten zur linguistischen *urban ethnography* (vergleiche Gumperz 1994) im deutschen Sprachraum. Noch heute, 15 Jahre nach ihrem Erscheinen, scheint das Potenzial dieser Forschungen für eine ethnographische Ausrichtung der Gesprächsanalyse sowohl thematisch als auch methodisch noch längst nicht von der Rezeption ausgeschöpft worden zu sein. Diese, vor allem an John Gumperz' Kontextualisierungstheorie (1982) anschließende Arbeiten bestimmen die Soziolinguistik neu als ethnographische und gesprächsanalytische Wissenschaft, die von den lebensweltlichen Handlungszusammenhängen der Akteure selbst ausgeht und sie in ihren natürlichen Kontexten aufsucht. Diese Neuausrichtung bedeutete für die Soziolinguistik einen Paradigmenwechsel. Er besteht vor allem in der Abkehr von einem statischen, sozialstrukturell fundierten und isolationistischen Verständnis des Zusammenhangs sozialer und sprachlicher Variablen hin zu einem dynamischen und holistischen Verständnis kommunikativer sozialer Stile als kontextsensitiv eingesetzten und selbst Kontexte herstellenden kommunikativen Strategien (Kallmeyer/Keim 2003; Keim 2007). Während die in dieser Sicht beschlossene "Ethnomethodologisierung" in der Soziolinguistik selbst breiten Widerhall gefunden hat und mittlerweile fest etabliert ist (vergleiche Eckert 2008; Dittmar 2007), haben die Implikationen dieses Ansatzes in der Konversationsanalyse in sehr viel geringerem Maße (und schon gar nicht außerhalb des deutschen Sprachraums) Wirkungen entfaltet. Dabei hatte Johannes Schwitalla bereits 1986 den Begriff einer *ethnographischen Gesprächsanalyse* geprägt. Ihren spezifischen Ansatz charakterisierte er mit drei methodologischen Thesen (Schwitalla 1986:249):

1. "Um zu verstehen, *was* in Dialogen gesagt wird, muss der Forscher über die soziale Situation der Sprecher und über ihre sozialen und normativen Orientierungen Bescheid wissen."
2. "In der Durchführung der Gespräche realisieren die Beteiligten soziale Strukturen untereinander, und sie bilden ihre soziale Umgebung – wie ausdrücklich auch immer – ab."
3. "Man muß in den gesellschaftlichen und biographischen Gegebenheiten nach Gründen suchen, warum die Interaktanten ihre kommunikativen Ereignisse gerade so gestalten, wie sie es tun."

In diesem Beitrag möchte ich versuchen, den mit diesen drei Thesen angesprochenen Zusammenhang von Teilnehmer- und Analytiker-Wissen, ihren jeweiligen Wirklichkeitsannahmen und den sozialen Strukturen eines Interaktionsfeldes mit der Konstitution und Analyse von Gesprächsprozessen genauer zu untersuchen. Damit soll ein Beitrag zur Präzisierung des Konzepts einer 'ethnographischen Gesprächsanalyse' geleistet werden, indem nämlich deren Gegenstandsverständnis

und ihre methodologische Position konturiert werden. Die Argumentation wird ausgehend von der Analyse eines Gesprächsdatums entfaltet. So wird gezeigt, wie sich die Notwendigkeit eines ethnographisch-gesprächsanalytischen Zugangs in der empirischen Arbeit, ausgehend vom Gesprächsdatum selbst, anmeldet und welche Dimensionen interaktiven Handelns ein ethnographisch gegründetes Verständnis von Wissen und Wirklichkeit in der Gesprächsanalyse besonders erfordern.

## 1. Zur Konzeption der ethnographischen Gesprächsanalyse

Die ethnographische Gesprächsanalyse (Schwittalla 1986; Deppermann 2000) stützt sich zentral auf das Gegenstandsverständnis und die empirischen Vorgehensweisen der Konversationsanalyse (vergleiche Deppermann 2008a; Hutchby/Wooffitt 2008). In Erweiterung zur klassischen *conversation analysis* betont sie jedoch, dass ethnographisches Vorgehen in den gesprächsanalytischen Forschungsstadien der Untersuchungsplanung, des Datengewinns, der Auswertung und der Validierung die Güte der konversationsanalytischen Untersuchung erheblich steigern kann und in vielen Fällen unabdingbar ist (Deppermann 2000; Spranz-Fogasy/Deppermann 2001). Im Rahmen der Gesprächsanalyse kommt der Ethnographie mit diesen Aufgaben *forschungsstrategische* Bedeutung zu. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn "inhaltlichere" Fragen untersucht werden als dies in der klassischen Konversationsanalyse der Fall war, welche sich ja bekanntermaßen vornehmlich für möglichst kontextunabhängige formale Praktiken der Interaktionsorganisation interessierte, wie zum Beispiel das System des Sprecherwechsels (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974) oder die Organisation von Korrekturen im Gespräch (Schegloff/Jefferson/Sacks 1977). Mit "inhaltlicheren Fragen" sind hier Aspekte der Interpretation von Gesprächshandlungen gemeint, die die Konstitution von Identitäten und Sozialbeziehungen (Schwittalla 1996; Spranz-Fogasy 1997), die situierte Bedeutung von Ausdrücken (Deppermann/Spranz-Fogasy 2002), die Herstellung interdiskursiver Bezüge von Gesprächsbeiträgen (Hausendorf 2002) und die Interaktionsmodalität (Kallmeyer 1979) in Bezug auf die Dimensionen 'ernst vs. unernst' und 'wirklich vs. fiktional' betreffen, deren Signalisierung und Verständnis beispielsweise für humoristische oder ironische Aktivitäten grundlegend ist (Kotthoff 1998; Hartung 2002). Bei der Untersuchung solcher Fragen gewinnt Ethnographie eine *epistemologische* Funktion, indem sie nämlich Wissens- und damit Interpretationsressourcen sowie Validitätskriterien material-, das heißt: feldgestützt beibringt. Die Relevanz solcher Interpretationsressourcen wird von der klassischen Konversationsanalyse aufgrund ihres Methodologieverständnisses, das die Relevanz gesprächsexterner Kontexte für die Gesprächsinterpretation nicht systematisch in Rechnung stellt beziehungsweise gar negiert (vergleiche Schegloff 1997), verkannt (siehe dazu Deppermann 2000 und 2001).

Schwittallas drei eingangs zitierte Thesen beanspruchen (mit je verschiedenen Akzentsetzungen), dass der Forscher Wissen über das Wissen der Gesprächsteilnehmer, das heißt ihre Wirklichkeitsannahmen, ihre kognitiven und normativen Erwartungen und Werthaltungen verfügen muss, um interaktives Handeln ange-

messen zu verstehen.<sup>1</sup> Konstitutionstheoretisch wird damit eine Position zum sogenannten *Mikro-Makro-Problem*, das heißt zum Zusammenhang von situiertem Handeln und weiterreichenden sozialen Strukturen eines Handlungsfeldes (vergleiche Schegloff 1991 und 1992; Habscheid 2000) eingenommen: Gesprächstranszendenten soziale Kontexte sind ein Orientierungs- und Erwartungsrahmen für situiertes Handeln und werden im Gespräch selbst indexikalisch relevant gemacht und in ihrer Geltung reproduziert, modifiziert oder bestritten. Diese Kontexte sind eine Interpretationsfolie, vor deren Hintergrund die Interaktionsteilnehmer selbst ihr Handeln konstituieren und verstehen. Die beim Gesprächsteilnehmer vorausgesetzten Annahmen über diese Kontexte sind Basis für die Verdeutlichungsleistungen (im Sinne eines *recipient design*) der Gesprächsteilnehmer, das heißt für die Art der gewählten Verfahren, ihre Explizitheit und die Notwendigkeit, mit der Verdeutlichungen vollzogen werden.

Die Gesprächsteilnehmer handeln auf der Basis dessen, was sie selbst für Wirklichkeit halten und was sie ihren Partnern als Wirklichkeitsverständnis unterstellen. Dieses Verständnis, und das ist die methodologische Pointe der ethnographischen Gesprächsanalyse, kann nun aber allzu oft nicht hinreichend aus dem zu untersuchenden Gesprächsausschnitt selbst gewonnen werden, sondern es muss auf ethnographisches Wissen über gesprächstranszendenten, insbesondere dem Gespräch vorgängige Kontexte zurückgreifen. In diesem Beitrag soll gezeigt werden, dass Ethnographie nicht einfach etwas ist, das die Gesprächsanalyse ergänzt, um Lücken zu füllen. Vielmehr kann für bestimmte Interaktionspraktiken als solche und für bestimmte Phänomene der Interaktionskonstitution ethnographisches Wissen konstitutiv sein. Damit wird eine Reflexion und partielle Revision gesprächsanalytischer Annahmen nötig. Zum einen liegt dies schon am Ausgangspunkt der Ethnographie, den oben bereits angesprochenen "inhaltlicheren" Erkenntnisinteressen. Zum anderen aber führt die genaue und kritische Betrachtung der Erkenntnisoperationen im Verlauf der Forschung zur Problematisierung von eingespielten Annahmen der Konversationsanalyse (vergleiche auch Schmitt 2001). Dies soll hier in Umrissen für das Prinzip der 'ethnomethodologischen Indifferenz' und für den mentalen Agnostizismus der Konversationsanalyse gezeigt werden.<sup>2</sup> Im Folgenden sollen diese zunächst kurz erläutert werden.

## 2. Ethnomethodologische Indifferenz und mentaler Agnostizismus

Das Prinzip der *ethnomethodologischen Indifferenz* besagt, dass es die Aufgabe des Analytikers ist, sich selbst aller Urteile über Adäquatheit, Wert, Bedeutsamkeit, Notwendigkeit, Praktikabilität, Erfolg oder Konsequenzen von Strukturen alltagsweltlicher Handlungen zu enthalten (zum Beispiel Garfinkel/Sacks 1976: 139; Patzelt 1987:35ff.). Insbesondere beinhaltet die ethnomethodologische Indifferenz, sich jedes Werturteils und jeder Annahme der Existenz und Wahrheit von Sachverhalten außerhalb der Interaktion zu enthalten. Der Sinn dieses, letztlich

<sup>1</sup> Ich will nicht verhehlen, dass meine hier vorgelegte "Paraphrase" der drei Thesen Schwitallas diesen eine dezidiert ethnomethodologische Interpretation verleiht, die sich durchaus nicht ganz mit ihrer originalen, teilweise eher deterministischen Ausrichtung deckt.

<sup>2</sup> An anderer Stelle habe ich bereits ausführlicher in Bezug auf die Relevanz von ethnographischem Hintergrundwissen das *display*-Konzept der Konversationsanalyse problematisiert (siehe Deppermann 2000).

auf die Husserlsche *Epoché* (Husserl 1922) zurück gehenden Postulats besteht darin, die Wirklichkeit, so wie sie sich für die Untersuchten selbst darstellt, zu rekonstruieren und deren autochthone Konstruktionsprinzipien zu rekonstruieren, anstatt sie ausgehend von einem beobachterseitigen Wirklichkeitsvorurteil zu erklären oder gar zu kritisieren (wie etwa in der kritischen Diskursanalyse).

Der *mentale Agnostizismus* der Konversationsanalyse besteht in der Auffassung, dass mentale Vorgänge und Zustände kein konversationsanalytischer Analysegegenstand sein können, da sie nicht beobachtbar sind. Insbesondere sind mentale Größen nicht zur Erklärung von interaktivem Geschehen heranzuziehen. Gegenstand der Konversationsanalyse sind vielmehr Prozesse verbaler Interaktion und die Erklärung für sie ist in den Gegebenheiten der Interaktion selbst zu suchen.

Diese agnostische, vor allem auf Wittgenstein (1984) zurück gehende Position, wird in Ethnomethodologie (Coulter 1989 und 2005), Konversationsanalyse (Hopper 2005) und *discursive psychology* (Edwards 1997; Edwards/Potter 2005; Potter 2006) vertreten. Agnostisch ist diese Position insofern, als sie die Existenz mentaler Prozesse nicht bestreitet (siehe aber Coulter 1989; 2005), sondern als Gegenstand und Ressource der Untersuchung ausklammert, und darüber hinaus ganz generell skeptisch ist, dass überhaupt Substanzielles über sie zu sagen sei. Mentales ist für die meisten Konversationsanalytiker ihrem Selbstverständnis nach nur dann und insofern interessant, wie es von den Interaktanten selbst in die Interaktion eingebracht wird (siehe zum Beispiel Goodwin 1987). Wie mentale Sachverhalte als interktionale Sachverhalte organisiert und eingesetzt werden, wird vor allem von der in den letzten Jahren sich zunehmend der Konversationsanalyse annährenden *discursive psychology* untersucht (zum Beispiel Edwards 1997; te Molder/Potter 2005). Die *discursive psychology* diskutiert die Probleme des Mentalismus und die Gründe für eine agnostizistische Position sehr ausführlich, auch mit Bezug auf die dazu einschlägigen sprachphilosophischen Debatten. In der Konversationsanalyse finden sich in neuerer Zeit vereinzelt Arbeiten, die die Möglichkeit des Rückschlusses auf kognitive Strategien und Prozesse ausgehend von Konversationsanalysen nicht grundsätzlich bestreiten, sondern vielmehr deren empirische und epistemologische Bedingungen zu bestimmen versuchen (siehe Heritage 1990 und 2005; Drew 1995 und 2005).

### 3. Der Gesprächsausschnitt

Den im 1. Abschnitt angesprochenen Fragen zur Relevanz von gesprächstranszendentem Wissen über soziale Wirklichkeit aus Sicht der Gesprächsteilnehmer für die Analyse situiert Interaktion will ich im Folgenden materialgestützt nachgehen. Damit wird auch exemplarisch deutlich werden, welcher Art die Untersuchungsgegenstände sind, für die dieser Zusammenhang methodisch wie konstitutionstheoretisch besonders wichtig ist. Dem liegt die Überzeugung zu Grunde, dass die hier interessierenden Fragen nur dann fruchtbar – das heißt sachhaltig und empirisch sensitiv – zu erörtern sind, wenn man sie in Relation zu den spezifischen Erkenntnisinteressen und den Daten betrachtet, auf die sich die Methodenentscheidungen richten sollen.

Vielelleicht ist es kein Zufall, dass die im folgenden analysierten Daten aus dem gleichen kommunikativen Milieu stammen, an dem auch Johannes Schwitalla

seine Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse entwickelte und erprobte: der informellen Freizeitkommunikation einer lebensweltlichen Peer-Group Jugendlicher (vergleiche Schwitalla 1986, 1988 und 1994; Schwitalla/Streeck 1989). Kommunikation unter Jugendlichen stellt einen der Bereiche unserer Gesellschaft dar, in der eine Ethnographie der eigenen Kultur (vergleiche Amman/Hirschauer 1997) notwendig wird, da der Forscher nicht selbstverständlich von der Hinlänglichkeit seines eigenen kulturell-kommunikativen Hintergrundwissens für die Gesprächsanalyse ausgehen kann (vergleiche Schmidt 2004).<sup>3</sup>

Ausgangspunkt unserer Diskussion ist ein Gesprächsausschnitt, in dem mehrere Jugendliche miteinander im Jugendhaus interagieren.<sup>4</sup> Sie sind 15 bis 17 Jahre alt, kennen einander seit ihrer Kindheit, haben gemeinsam die Schule besucht und verbringen regelmäßig ihre Freizeit zusammen. Die folgende Gesprächssequenz mag zwar auf viele Leser exotisch, drastisch und vielleicht gar degoutant wirken. Obwohl der aggressive und tabubrechende Kommunikationsstil der Jugendlichen nicht dem entspricht, was man sich gemeinhin unter einem "Gespräch unter Freunden" vorstellt, will ich hervorheben, dass das Beispiel keineswegs einen "gesuchten" Extremfall darstellt. Vielmehr ist dieser Ausschnitt aus privater, nicht-aufgabenbezogener Interaktion unter Jugendlichen im privaten Raum für unser Datenkorpus überaus typisch.<sup>5</sup> Zu Beginn der hier wiedergegebenen Passage malt sich Wuddi, der bereits zuvor rassistische Phantasien entwickelte, aus, wie er durch seine Heimatstadt fahren, die erste Strophe der Nationalhymne singen und Alditüten verbrennen wird, wenn Deutschland ein bevorstehendes Länderspiel gegen die Türkei gewinnt (S01-16). Wesentlich für das Verständnis dieses Ausschnitts ist die Tatsache, dass Wuddi bei Audi arbeitet, wo er überwiegend Türken als Kollegen hat. Nachdem verschiedene Versuche der anderen Jugendlichen, Wuddi von seinen Phantasien abzubringen, erfolglos geblieben waren, entwickeln Denis und Till die Fiktion, Wuddis rassistische Reden beruhten darauf, dass er von seinen Kollegen bei Audi vergewaltigt worden sei (S18-33). Es kommt daraufhin zu einem Schlagabtausch zwischen Wuddi und Till (S34-51), an dem sich später auch Denis beteiligt (S47-57).

<sup>3</sup> Dieser Befund sollte nicht so verstanden werden, dass erst und nur bei Jugendlichen die "Fremdheit der eigenen Kultur" beginnt. Die Analysen von Schwitalla (1995) und Keim (1995) zeigen, dass dies in anderen Freizeitgruppen ähnlich ist. Aber auch organisationale Kommunikation kann genauso fremdartig sein und spezifischer (in unterschiedlichem Maße) gesprächs-transzenter (Vor-)Wissensbestände bedürfen, um analysierbar zu sein (siehe Deppermann et al. 2010). Dieses Erfordernis verschwindet im Übrigen keineswegs, wenn Videoaufnahmen verfügbar sind, im Gegenteil: auf der Videoaufnahme kann noch viel mehr zu sehen sein, was einer vorinformierten "Lektüre" bedarf, um verständlich zu werden (siehe etwa Schmitt 2007 für das Arbeitsfeld 'Filmset').

<sup>4</sup> Erhoben wurden die Daten im Rahmen des DFG-Forschungsprojekts "Ethnographie der Kommunikationskulturen Jugendlicher" (Leiter: Prof. Dr. Klaus Neumann-Braun; Förderkennzeichen: NE 527/2-1), das an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main angesiedelt war. Die Konzeption des Projekts wird in Neumann-Braun/Deppermann (1998) dargelegt, wesentliche Ergebnisse liegen in Deppermann/Schmidt (2001), Deppermann/Neumann-Braun/Schmidt (2002), Deppermann/Schmidt (2003) und Schmidt (2004) vor. Ich danke Axel Schmidt für gemeinsame Analysen und ethnographische Informationen, die den hier vorgestellten Überlegungen zu Grunde liegen. Alle Namen im Transkript sind Pseudonyme.

<sup>5</sup> Welche Merkmale für die Interaktionen in *peer groups* Jugendlichen generell typisch sind, diskutieren wir in Deppermann/Schmidt (2001); siehe auch ausführlicher Schmidt (2004).

### "aufs maul" (Juk 24-1)

001 Markus: wuddI: , (.)  
 002 <<len,f>> das thema is jetzt ABgeh[akt. ]>  
 003 Wuddi: [ <<h>mit\_em] AUto: ,>(-)  
 004 äh: NICH mit mei\_m-(.)  
 005 meins is zu AUffällig,(.)  
 006 von meiner mÜtter da so das KENNzeichen abschrauben; (---)  
 007 mit der FLAGge; (--)  
 008 durch rhEInhausen HUpen, (.)  
 009 ALditütn rAUs,  
 010 ANstecken und so was- (---)  
 011 ?: .hhh (--)  
 012 Alex: die BRENnen auch so gut;  
 013 Fabian: <<hicksend,h>> ha hu?>  
 015 Wuddi: aber SPIritus macht\_s möglich.  
 016 Denis: o:h MA:NN-  
 017 (1.1)  
 018 Denis: <<lachend>> wuddi hat heut im audi bestimmt  
 019 aufs MAUL gekriegt weil er so-> (.)  
 020 <<kichernd>> .hhu> (.) KOmisch abgeht;  
 021 (1.0)  
 022 Denis: WUDdi is in die toilette versEnkt worden.  
 023 Wuddi: <<pp,knarrend>> ja ja meyer;<sup>6</sup>  
 024 Denis: [ <<cresc, acc> an BEInen fEstgehalten worden]  
 025 Wuddi: [ <<pp, singend, nachahmend> i:ja::: u::::,> ]  
 026 Denis: und über die toilette [gehÄNGT.]>  
 027 Till: [a EIner ] hat\_n mit\_m kopf ins-(.)  
 028 ins pissoIR gedrückt und de anner hat\_n grad von hinten  
 029 richtig ma:->  
 030 Xm: <<p, ausatmend, stimmlos>> the->  
 031 (1.0)  
 032 Denis: mit\_em SCHWEIF;(. )  
 033 <<h, lachend, seufzend>> ah->=  
 034 Wuddi: =(ja wem) erzählst\_e jetzt eigentlich deine geSCHICHTen,  
 035 Till: <<laughing>> ach [was? .hhh ]  
 036 Wuddi: [ <<dim> aus] deinem LEben da->=  
 037 Till: = <<all> mEIne geSCHICHTen oder was?=  
 038 =beim audi oder was?=  
 039 Wuddi: =nein; (.)  
 040 deine geschICHTen wie\_s bei dir auf der SCHUle abgeht-(.)  
 041 Till: auf WELcher SCHUle?  
 042 Wuddi: JA (.) [stimmt;(. ) DA: DA:.. ]  
 043 Till: [oh wuddi- du meinst] auf MEIner schUle--ne? (.)  
 044 Till: du meinst schon fast [auf MEIner schule.=jA?]=  
 045 Wuddi: [auf DEIner schUle; ]=

046 Wuddi: =STIMMT weller<sup>7</sup> (.) <<p>> auf DEIner schule;> (-)  
 047 Denis: weller zieht da die FÄden auf der schUle;=  
 048 Wuddi: =du bist so ein ver!DAMMT! [schlAUer kerl WELLer, ]  
 049 Till: [ <<all> de hübsche mArkus]  
 050 Till: freut sich dass er mich KENNT- (.)  
 051 da muss er kein SCHUTZgeld bezAhlen,>  
 052 (1.5)  
 053 Denis: <<schnaubend, lachend>> ch:::> (---)  
 054 Wuddi: <<all> der weller will dich VOLLlabern.=  
 055 Denis: = <<all,lachend>> ey so wie de markus AUSsieht, (.)  
 056 will auch keiner vo\_m GELD ver[langen,>  
 057 Alex: [((Lachen))

<sup>6</sup> Meyer ist Denis Nachname im Pseudonym.

<sup>7</sup> Weller ist Tills Nachname im Pseudonym.

## 4. Zwei humoristische Interaktionspraktiken als Verfahren der Verhandlung von Identitätsansprüchen

Im Folgenden konzentriere ich mich auf zwei Abschnitte: das Vergewaltigungs-szenario, das Denis und Till entwickeln (S18-33), und den folgenden Schlagab-tausch zwischen Wuddi und Till, der sich schließlich auch auf Denis und Markus ausdehnt (S34-57). Zunächst diskutiere ich die beiden in diesem Ausschnitt her-vorstechenden Interaktionspraktiken des fiktionalen Spotts (3.1) und der Selbst-ironie (3.2). In Abschnitt 5 werde ich dann besprechen, welche ethnographischen Hintergründe in diese Analyse eingegangen sind.

### 4.1. Fiktionaler Spott

Denis unterstellt, dass Wuddi auf der Arbeit ebenso wie in der gegenwärtigen Interaktion rassistische Reden geführt habe und konstruiert daran anknüpfend ein fiktionales Szenario als deren Folge: er habe *heut im audi bestimmt aufs maul gekriegt* (S18f.). Im Weiteren konkretisieren dies Denis und Till gemeinsam: Wuddi sei mit dem Kopf ins Pissoir gedrückt und vergewaltigt worden (S22-34). Diese Fiktion ist ein Fall einer von den Jugendlichen häufig benutzten Interaktionspraktik: Eine Fiktion, mit der das Ziel der Lächerlichkeit preisgegeben wird, wird eingesetzt, um indirekt Kritik zu üben. Mit der Fiktion wird Wuddi als Vergewalti-gungsober lächerlich gemacht. Sein Normverstoß – die Inadäquatheit seiner ras-sistischen Reden (*so komisch abgeht*, S19-20) – wird hier aufgezeigt durch eine gegen den "Sünder" gerichtete, ebenso überzogene, abstruse Demütigungsfiktion. Damit verbindet sich eine zweite Kritik: Wuddis rassistische Phantasien sind un-angetragene Größenphantasien. Diese Kritik wird dadurch kontextualisiert, dass das Vergewaltigungsszenario zwar fiktional ist, aber dennoch bekanntermaßen einen realen Kern hat: Die Gruppenmitglieder wissen, dass Wuddi seinen ausländischen Kollegen unterlegen ist und sie fürchtet. Diese Unterlegenheit wird ihm, wenn auch spielerisch, so doch drastisch vorgehalten; die von ihm mit den rassis-tischen Reden in Anspruch genommene Identität der Stärke wird durch den fiktionalen Spott bestritten. Zugleich kann sich damit aber auch implizit eine ent-schuldigende Abmilderung der Kritik verbinden, da auch der umgekehrte Ursache-Wirkungs-Zusammenhang angedeutet wird: Wuddi äußert sich rassistisch, weil er Übergriffen ausländischer Kollegen ausgesetzt ist.<sup>8</sup> Denis scheint also da-rauf anzuspielen, dass die rassistischen Reden eine Kompensationshandlung sein könnten. Die Kritik wird in spielerischer Modalität vorgebracht: Es handelt sich für alle erkennbar um eine Fiktion, das anwesende Opfer wird lateral, teilweise namentlich in dritter Person adressiert (S18, 22, 27f.), und die Entfaltung des Sze-narios wird mit Lachen und lachendem Sprechen begleitet. Kritik wird in unter-

<sup>8</sup> Denis' Aussage *wuddi hat heut im audi bestimmt aufs maul gekriegt weil er so KOmisch abgeht* ist wohl als Kausalkonstruktion zu interpretieren: 'Wuddis Reden sind die Ursache dafür, dass er verprügelt wurde'. Eine epistemische Lesart ('Aus Wuddis Reden schließe ich, dass er verprügelt wurde (' denn dies würde sie begründen')') ist wohl nicht intendiert, denn die episte-mische Lesart würde Verbzweitstellung im weil-Satz erforderlich machen. Auf den entspre-chenden Zusammenhang kann aber trotzdem angespielt werden.

haltsamer Form geübt, im Modus der 'derben Indirektheit': Rassismus und Identitätsanmaßung werden nicht direkt vorgeworfen, sondern es wird eine drastische, abwertende Fiktion konstruiert, die gezielt Tabus verletzt und Achtung entzieht, dabei aber nicht die Kritik, sondern den Modus der Unterhaltsamkeit ins Zentrum der Interaktionsbeteiligung stellt. Dies zeigt unter anderem die paraverbale Beteiligung durch lachendes und kicherndes Sprechen (S18-20), die kollaborative dettaillierte Ausgestaltung der Szene (S22-29) oder die Wahl eines nicht usuellen, archaischen Ausdrucks (*schweif*, S32), der einen ästhetischen Eigenwert als Skurilität besitzt. Die ironischen Bestätigungen des Opfers Wuddi (S23 und 25) demonstrieren dagegen ostentativ Langeweile und sprechen der Fiktion somit Kreativität und Unterhaltsamkeit ab, zeigen aber gerade dadurch, dass die Orientierung an diesen Werten maßgeblich für die Interaktionskonstitution in dieser Sequenz ist.

## 4.2. Selbstironie

Anschießend kommt es zu einem Identitätskampf zwischen Till und Wuddi (S34ff.). Wuddi eröffnet ihn mit der Retourkutsche, Till spräche von sich selbst (*(ja wem) erzählst\_e jetzt eigentlich deine geSCHICHTen*, S34f.). Er schreibt ihm also spiegelbildlich die Rolle des in seinem eigenen Milieu Unterlegenen zu. Till entgegnet: *beim audi oder was?* (S38). Er weist auf das kritische Kontrastelement hin: Da Wuddi bei Audi beschäftigt ist, er selbst aber hingegen zur Schule geht, passt die Vergewaltigungsgeschichte nur zu Wuddi, denn sie spielte ja bei Audi. Damit werden aber nicht nur verschiedene Ausbildungsstätten angesprochen, sondern unterschiedliche Milieus, über deren jeweiliges Prestige in der Gruppe des Öfteren Auseinandersetzungen stattfinden. Der Identitätswettbewerb zwischen Wuddi und Till bezieht sich auf zwei Fragen:

- Wie steht es um das Prestige der beiden, mit Wuddi und Till assoziierten Milieus: Zu welchem Milieu passt sozialstilistisch das fiktive Vergewaltigungsszenario – welches ist asozial, welches gesittet? Dabei steht das jeweilige Milieu metonymisch für die Identität der ihm zugehörigen Gruppenmitglieder.<sup>9</sup>
- Wer nimmt in seinem Milieu eine hohe Position, wer eine niedrige ein?

Der Konflikt wird schließlich von Till durch einen Kunstgriff zu seinen Gunsten entschieden: Das Possessivpronomen *meiner* in Zeile 43f. (*auf mEIner schU:le*) ist ambig: Es kann sowohl eine Zugehörigkeits- als auch eine Herrschaftsrelation anzeigen. Im Verband mit Denis' hyperbolischer Reformulierung *weller [= Till] zIEht da die fÄden auf der schule* (S47) wird es selbstironisch so vereindeutigt, als sei Till der Herrscher auf seiner Schule (vergleiche Till in S49-51: *de hübsche mArkus freut sich dass er mich kEnnt- (.) da muss er kein schutzgeld bezAhlen*). Damit hat er schließlich die Lacher auf seiner Seite (S53), denn die Vorstellung von Till als Herrscher seiner Schule ist lustig: Jeder weiß, dass Till ein schmächtiger und physischen Konflikten abgeneigter Junge ist, der es sehr schwer hat, sich

<sup>9</sup> Dass mit der Wertung des jeweiligen Milieus personale Identitätsansprüche seiner Mitglieder verhandelt werden, wird durch die mehrfache kontrastive Zuordnung der Akteure zu einem Milieu beziehungsweise die Abgrenzung von einem anderen Milieu (vergleiche S38 und 43-46) mittels Hervorhebung von Possessivpronomina deutlich kontextualisiert.

im Umfeld seiner Klasse durchzusetzen. Mit seiner Selbstironie ist Till daher ein schlagfertiger und souveräner Zug gelungen: Er wendet die Worte des Gegners in unerwarteter Weise gegen diesen und zeigt, dass er über sich selbst lachen kann. Indem er so sich selbst zum Opfer seiner Ironie macht, macht er Wuddi zum Verlierer des Identitätskampfes. Während Wuddi Till mit Retourkutschen (S34/36, 39-40) und ironischen Bestätigungen (S42, 45-46, 48) angreift, wechselt Till den Schauplatz: Anstelle der inhaltlichen Frage, auf wen das despektierliche Vergewaltigungsszenario zutreffen könnte, benutzt er mit Selbstironie eine performative Strategie, mit der er anstelle des Kampfes um eine Identität der Stärke die Zugehörigkeit zum prestigeträchtigeren Milieu und den relativen Status im eigenen Milieu rhetorische Gewandtheit, Humor und Coolness zur Schau stellt. Er zeigt damit, dass er nicht auf die Demonstration und Durchsetzung von Identitätsansprüchen angewiesen ist. Mit der weiteren kollaborativen Ausgestaltung des fiktionalen selbstironischen Szenarios von Till durch Denis gewinnt das performativen Geschick, ein unterhaltsames Szenario (hier auf eigene Kosten) zu konstruieren, höhere Anerkennung als der Kampf um explizite Identitätsansprüche (S47-56). Schließlich wird im Zuge der Weiterentwicklung der Fiktionalisierung nicht Till, sondern mit Martin ein bisher Unbeteiligter das Opfer, auf dessen Kosten der Spott geht (S55-57).

Die Identitätsverhandlung wird also maßgeblich mit zwei als unernst modalisierten Interaktionspraktiken geführt. Während fiktionaler Spott zur Fremdpositionierung eingesetzt wird, um als ungerechtfertigt erachtete Identitätsansprüche zu entlarven und zu kritisieren, ist Selbstironie ein Verfahren der Selbstpositionierung, mit dem der Sprecher die Auseinandersetzung von der inhaltlichen auf die performative Ebene der Interaktion verlagert und damit performativ konstituierte anstelle von explizit und deskriptiv in Anspruch genommenen Identitätsdimensionen relevant macht.<sup>10</sup> Beide Praktiken greifen nicht auf explizite soziale Kategorisierungen zurück; ganz im Gegenteil, die performative Identitätsdarstellung durch Selbstironie kann nur handelnd und nicht durch explizite Selbstbeschreibung vollzogen werden. Beide Praktiken sind eminent emergent und interaktiv, da sie kollektiv entfaltet werden und zur Verhandlung situierter Identitätsansprüche eingesetzt werden. Die Praktiken stehen jedoch in einem Spannungsverhältnis von situierter Emergenz von Identitäten und vorausgesetzten sozialen Strukturen des Interaktionsfelds. Sie setzen nämlich zu ihrer Konstitution und zu ihrem Verständnis entscheidend Wissen über das, was den Beteiligten als soziale Wirklichkeit gilt bzw. unter ihnen als solche umstritten ist, voraus. Dem wollen wir uns nun zuwenden.

---

<sup>10</sup> Zum Verhältnis von Selbst- und Fremdpositionierung und von deskriptiver zu performativer Positionierung siehe Lucius-Hoene/Deppermann (2004).

## 5. Ethnographisch gegründete Wissens- und Realitätsannahmen bei der Gesprächsanalyse

Was ist nun das Ethnographische an dieser Analyse, und inwiefern beinhaltet es eine Modifikation gegenüber der Konversationsanalyse?

Für die Praktiken der indirekten Kritik durch Fiktionalisieren und für die Selbstironie sind ethnographisch gewonnene Realitäts- und Wissensannahmen konstitutiv, die anhand des vorliegenden Interaktionsausschnitts allein nicht beziehungsweise nur sehr ungefähr und mit großer Ungewissheit zu vermuten, aber unabdingbar für eine adäquate Interpretation des Ausschnitts sind. Dies wird deutlich, wenn man bedenkt, welche völlig anderen Verständnisse der Interaktion resultieren, wenn man von anderen Voraussetzungen ausgeht.

### 5.1. Wissens- und Realitätsannahmen als Konstituenten der Fiktionalisierung

Bei der Fallanalyse in Abschnitt 4 habe ich zugrunde gelegt, dass alle Interaktanten einander wechselseitig das Wissen zuschreiben, dass Wuddi nicht tatsächlich vergewaltigt wurde. Dies ist die Voraussetzung dafür, die Darstellung überhaupt als fiktional zu bezeichnen. Ebenso wurde angenommen, dass Till schmächtig ist und auf seiner Schule eine untergeordnete Position einnimmt. Diese für die Interaktanten stabilen Basisgewissheiten werden von mir als Analytiker aufgrund meines ethnographischen Wissens vorausgesetzt. Sie sind nicht aus dem Gesprächsausschnitt selbst gewonnen – sie werden in ihm ebenso wenig angedeutet wie die Tatsache, dass es sich um eine Fiktion oder um Selbstironie handelt.<sup>11</sup>

Würden wir dagegen annehmen, dass die Vergewaltigung wirklich geschehen sein könnte, und Denis und Till unterstellen, dass sie ihre Darstellung für wahr hielten, wäre dies natürlich keine Fiktionalisierung. Till und Denis würden sich dann daran ergötzen, wie Wuddi Opfer eines Verbrechens, bei dem seine persönliche Ehre zerstört wurde, geworden sei. Wir hätten es dann mit einer hämischen Bloßstellung des Opfers zu tun. Das Lachen wäre als sadistisches Auslachen und die Adressierung des Opfers in der dritten Person als Entzug des Status eines gleichberechtigten Interaktionspartners zu verstehen. Ignoriert man also den fiktionalen Charakter, resultiert als Interaktionspraktik eine Degradierungszeremonie, nicht aber eine indirekte Kritik mit kreativem Unterhaltungswert.

Wenn wir jedoch andererseits nicht wüssten, dass die Vergewaltigungs geschichte einen realen, gewissermaßen metaphorischen Kern hat, nämlich Wuddis niedrigen Status und seine Angst im Kreis seiner ausländischen Arbeitskollegen, dann wäre die in der Fiktion enthaltene Kritik an Wuddis Statusanmaßung nicht zu erkennen. Ebenso könnte nicht geschlossen werden, dass Denis damit auf Wuddis faktische Unterlegenheitserfahrungen als psychologisierende Entschuldigung für dessen rassistische Reden anspielt. Es bliebe bloß eine aggressive Phantasie auf Wuddis Kosten, deren Motiv im Dunkeln läge.<sup>12</sup>

<sup>11</sup> Auch eine Videoaufnahme würde hier nicht viel helfen: Mehr als Wuddis Schmächtigkeit wäre hier als zusätzlicher Anhaltspunkt nicht zu sehen.

<sup>12</sup> Zu bedenken ist hier beispielsweise, dass im vorliegenden Ausschnitt nicht angedeutet wird, dass die Vergewaltiger *beim audi* Ausländer seien, woraus die Funktion der indirekten Kritik an Wuddis rassistischen Reden eventuell erschlossen werden könnte.

## 5.2. Wissens- und Realitätsannahmen als Konstituenten von Selbstironie

Die Annahme, dass Tills niedriger Status auf seiner Schule geteiltes Wissen der Interagierenden sei, ist unabdingbar für die Interpretation der Selbstironie. Verzichtet man auf diese Annahme, ergibt sich ein ganz anderes Bild des Interaktionsprozesses ab Zeile 34: Ginge man davon aus, dass Till tatsächlich auf seiner Schule "die Fäden zieht", dann hätte sich Till gegen Wuddi durch den Verweis auf seinen höheren Status durchgesetzt und Denis hätte sich ihm als Zeuge zur Verfügung gestellt.

Neben diesen Realitäts- und Wissensannahmen ist für die Fallanalyse auch die *Annahme einer Beziehungsintention* der Beteiligten grundlegend. Selbst dann, wenn es zum gemeinsam geteilten Wissen gehört, dass das Vergewaltigungsszenario nicht real ist, könnte diese Phantasie als ein schwerer Angriff auf das Image von Wuddi und als Entzug von personaler Achtung als egalitäres Gruppenmitglied verstanden werden.<sup>13</sup> Dass dies von Jugendlichen nicht so aufgefasst wird, deutet zwar im Gespräch selbst schon die Reaktion des Angegriffenen an. Wuddi äfft Denis nach (S23/25) und greift dann im Folgenden Till an (S34f.), zeigt sich also weder tief verletzt noch geht er aus dem Feld. Erst die Kenntnis von Vergleichsfällen macht jedoch klar, dass tatsächlich, die Beziehungsgrundlage betreffender Achtungsentzug anders, nämlich durch Interaktionsverweigerung oder durch wörtlich zu nehmende Vorwürfe realisiert wird. Auch hier ist wiederum Ethnographie nötig: Die Beziehungsintention erschließt sich nicht dadurch, dass man den Beteiligten in den Kopf schaut, sondern durch die Kenntnisse über andere, kontrastierende Interaktionspraktiken im untersuchten Milieu.

Dieses Argument weist darauf hin, dass in Bezug auf die Frage der Feldkenntnis zwischen Ethnographie und Konversationsanalyse eine fließende Grenze besteht: Je mehr an Interaktionssequenzen aufgenommen wurde und folglich zur kontrastiven Analyse herangezogen werden kann und je länger die Konsequenzen einer Episode im weiteren Interaktionsverlauf anhand einer audio(visuellen) Aufnahme verfolgt werden können, desto weiter wird die Grenze zwischen beiden Erkenntnisquellen zugunsten der Konversationsanalyse verschoben. So wünschenswert die Maximierung der konversationsanalytisch abzusichernden Erkenntnisse aufgrund ihrer oft diskutierten Vorteile der Datenqualität (siehe Bergmann 1985; Knoblauch 2001) ist, so unbestreitbar ist doch, dass oft ein mehr oder minder großes Hintergrundwissen, das nicht durch positive Daten zu stützen ist, für den Analyseprozess und die Bildung von Aussagen unumgänglich ist. Dies liegt allein schon daran, dass eine Aufnahme jedes ethnographisch relevanten Settings aus aufnahmetechnischen, ethisch-rechtlichen oder organisatorischen Gründen nicht möglich ist.

---

13 Tatsächlich verstehen die meisten Erwachsenen, die die Aufnahme hören, diese Sequenz als schweren Achtungsentzug. Diese Interpretation ist jedoch, bezogen auf die interagierenden Jugendlichen, falsch.

## 6. Zur Unvermeidlichkeit von Mentalismus und Realitätsannahmen in der Analyse

Die Realitäts- und Wissensannahmen sowie die Annahme der Beziehungsintention sind also nicht nur für eine adäquate Rekonstruktion des Falles notwendig. Sie sind ihrer allgemeinen kategorialen Form nach konstitutiv für die Beschreibung der Interaktionspraktiken des Fiktionalisierens und der Selbstironie als solcher. Mit anderen Worten: Realitäts- und Wissensannahmen, die nicht aus der Interaktion selbst zu gewinnen sind, sind hier nichts, was den Interaktionspraktiken selbst äußerlich wäre – sie sind keine Zusatzinformationen, die etwa nur für eine interpretative Anreicherung der Fallanalyse nötig wären. Die Realitäts- und Wissensannahmen sind vielmehr unabdingbar für die Konstitution und die Beschreibung der Praktiken als solcher, nämlich

- für die *Definition und Interpretation* der Praktiken (zum Beispiel die Definition als 'Selbstironie' und nicht als 'Selbsterhöhung'),
- für ihre *Anwendungsvoraussetzungen* (dass nämlich die behaupteten Sachverhalte nicht stattgefunden haben, wohl aber einen erkennbaren (metaphorischen, hyperbolischen oder ähnlichen) Bezug zu realen, den Teilnehmern bekannten Verhältnissen im Feld haben),
- ihre *situierter Konstruktion* (das heißt die Konstruktion treffender, als witzig erachteter Szenarien und die Wahl von Kategorisierungen, die weitreichende Inferenzen bezüglich identitäts- und beziehungsrelevanter Sachverhalte nahelegen; vergleiche Sacks 1992:40 und öfter).

Stellt man den analysekonstitutiven Stellenwert der Realitäts- und Wissensannahmen in Rechnung, dann ergibt sich, dass die Prinzipien der ethnomethodologischen Indifferenz und des mentalistischen Agnostizismus in reiner Form nicht durchzuhalten sind. Realitätsannahmen und Annahmen über Wissen und Intentionen müssen veranschlagt werden, um zu einer adäquaten Analyse von Interaktionspraktiken *als solchen* zu kommen. Die Problematisierung der ethnomethodologischen Indifferenz und des mentalen Agnostizismus verweist darauf, wie eng Realitäts- und Wissensannahmen miteinander verknüpft sind: In dem Maße, in dem der Gesprächsanalytiker auf sein Wissen über die ethnographische Realität und deren aus anderen Kontexten bekannte Interpretation durch die Gesprächsteilnehmer zurückgreift (= Verstoß gegen die Indifferenz-Haltung), ist er in der Lage, den Interaktionsteilnehmern (geteiltes) Wissen und Intentionen zuzuschreiben (= Verstoß gegen den mentalen Agnostizismus), welches für die adäquate Analyse und Beschreibung von Interaktionspraktiken heranzuziehen ist. Dass dies notwendig wird, liegt unter anderem daran, dass für manche Praktiken ein bestimmtes obliques Verhältnis zwischen der verbalen Darstellung in der Interaktion und der (stillschweigend) vorausgesetzten Wirklichkeit beziehungsweise dem als gemeinsam geteilt anzunehmenden Wissen konstitutiv ist. Das Verhältnis ist dergestalt oblique, dass unter der Voraussetzung von in der Interaktion selbst nicht explizierten Wissensbeständen und Wirklichkeitsannahmen die in der Interaktion gemachten Aussagen einen spezifischen inferenzkonstituierten, indexikalischen Sinn annehmen, der sich erheblich vom konventionellen Sinn unterscheidet, den die betreffenden Aussagen ohne die Annahme entsprechender Voraussetzungen gewinnen würden. Prominente Beispiele solcher Praktiken sind alle Formen "un-

eigentlichen Sprechens" (wie Ironie, Metapher, Hyperbel). Aber auch für die Konstruktion und Interpretation von Anspielungen, bestimmte topische Argumentationsstrategien oder Fiktionalisierungen sind spezifische, nicht in der jeweiligen Interaktion selbst etablierte Wissens- und Wirklichkeitsvoraussetzungen grundlegend.<sup>14</sup>

Die *Unvermeidlichkeit des Mentalismus* liegt aber noch tiefer. Schon in jeder Handlungszuschreibung liegen notwendigerweise mentalistische Unterstellungen, die sich der Semantik der Handlungsprädikate verdanken. Handlungsprädikate implizieren Akteurstatus, (vorgängige) Wahrnehmungen, Wissensbestände, Intentionen, Inferenzleistungen und vieles andere mehr, was allein schon qua Handlungskategorisierung dem Verhalten zugeschrieben wird (zum Beispiel Anscombe 1957; Holly/Kühn/Püschen 1984; Rehbein 1977). Solche mentalen Implikate werden von Gesprächsteilnehmern als Teile der Bedeutung von Handlungen *mitverstanden*. Dies zeigt sich in Partnerreaktionen in der Interaktion, zum Beispiel in Reformulierungen oder in der antizipatorischen Erfüllung von unterstellten Partnerintentionen (vergleiche Deppermann 2008b; Deppermann et al. 2010). Mentales ist aber auch unvermeidlich *begrifflich* impliziert, wenn wir als Analytiker selbst Interaktionsgeschehen mit Handlungsprädikaten rekonstruieren (Deppermann 2012). Wenn wir beispielsweise sagen, dass sich Wuddi mit der Retourkutsche *was erzählste jetzt eigentlich deine geschichten* (S35f.) *wehrt*, dann setzen wir qua Semantik des Prädikats *wehrt* zum Beispiel voraus, dass er das Vorangegangene als Angriff gegen sich *verstanden* hat und nun *beabsichtigt*, mit seiner Äußerung Till selbst anzugreifen, dass Till diesen Angriff auch als solchen und als gegen ihn intendierten *auffassen soll*, und so weiter. Das wäre anders, wenn wir seine Äußerung als *Motivationsfrage* nach Grund, aus dem Till Geschichten aus seinem Leben erzählt, auffassen – was ja aus einer rein sequenzanalytischen Sichtweise durchaus auch möglich wäre. Dann würden wir davon ausgehen, dass Wuddi ein völlig anderes Verständnis von Tills und Denis Szenario gewonnen hat, und seine Reaktionserwartung wäre auch eine ganz andere.

Die konversationsanalytische Lösung, Mentales ausschließlich als innerhalb des Interaktionssystems Zugeschriebenes zu untersuchen, gibt zwar ein attraktives Forschungsprogramm ab.<sup>15</sup> Dies zeigen die Arbeiten der *discursive psychology*, die die Praktiken der Zuschreibung mentaler Prädikate und Zustände zum Untersuchungsgegenstand machen (zum Beispiel Edwards 1997; Edwards/Potter 2005). Dieser Ansatz, Mentales nicht als Analyseressource für die Gesprächsforschung zu nutzen, sondern stattdessen zu rekonstruieren, wie Mentales selbst zum Gegenstand des Gesprächshandelns wird, arbeitet fragwürdigen Vergegenständlichungen des Mentalen entgegen und enthüllt die diskursiven Grundlagen der Semantik des Mentalen, seiner Funktionen, Kriterien und sozialen Einsatzstellen. Be-

<sup>14</sup> Man kann die hier interessierenden inferenziellen Interpretationen als spezielle Fälle von konversationellen Implikaturen im Sinne von Grice (1979) auffassen. Sie beruhen darauf, dass die Interaktionspartner wechselseitig davon ausgehen, dass die betreffenden Wirklichkeitsannahmen verlässlich vorhanden sind beziehungsweise problemlos aufgrund von für sich genommen absurdem, nicht relevantem, unverständlichen etc. Äußerungen von Partnern rekonstruiert und zur Bedeutungskonstitution in Anschlag gebracht werden können.

<sup>15</sup> Diese Sicht konvergiert mit dem systemtheoretischen Ansatz der Beobachtung zweiter Ordnung (Luhmann 1986:51ff.); Hausendorf (1992; 1997) hat sehr klar die Konvergenzen eines solchen, weitenteils impliziten konversationsanalytischen Gegenstandsverständnisses mit einem systemtheoretischen herausgearbeitet (siehe auch Schneider 1997).

schränkt man sich aber auf diese Sichtweise, wird verkannt, dass die Annahme einer *konstitutiven Intentionalität* für die Interaktionsanalyse nicht umgangen werden kann: Der Untersuchungsgegenstand "Interaktion" ist nämlich nur durch die Annahme eines zu weiten Teilen intentionalen Handelns zu konstituieren.<sup>16</sup> Diese Intentionalitätszuschreibung hat dennoch keinen materialen, sondern einen *funktionalen Status*: Es wird nicht in bewusstseinstheoretischer, biologischer oder physikalischer Manier behauptet, dass die untersuchten Interaktanten im Moment des protokollierten Handelns substanzial über eine spezifische Repräsentation verfügten (siehe auch Heritage 1990). Die mentale Zuschreibung ist eine funktionale Zuschreibung: Sie ist notwendig, um das Handeln hinsichtlich seiner Konstitutionsgrundlagen – wie Inferenzen, Wahrnehmungen etc. – verständlich zu machen, was unter anderem heißt, es erst als solches, in Handlungsbegriffen, zu konstituieren. Die hier eingenommene funktionalistische Sicht ähnelt derjenigen, die Daniel Dennett in "The Intentional Stance" (1987) eingenommen hat: Die Zuschreibung von Intentionalität und damit die Interpretation *als Handeln* ist demnach zunächst einmal einfach dasjenige Sprachspiel, was zur Vorhersage und Erklärung von Verhalten am Besten geeignet ist. Während Dennett dabei vor allem an einen (zweck-)rationalen Akteur denkt, ist im Kontext der Gesprächsanalyse sicherlich ein weiterer Akteursbegriff angebracht, der den Status der Intentionalität mit der Ordnungsprämissen der Konversationsanalyse 'order at all points' (Sacks 1984) verbindet.

Wenn nun aber in der geschilderten Weise Wirklichkeits- und Wissensannahmen für eine inhaltlich interessierte Konversationsanalyse unumgänglich sind, dann folgt daraus auch ein verändertes Verständnis des Untersuchungsgegenstandes und der Rekonstruktionsaufgabe: Die Rekonstruktion kann sich nicht bloß auf das aufgenommene interaktive Geschehen als solches stützen; mit einbezogen werden müssen all die Annahmen über Wirklichkeit, die für die Interaktanten im Interaktionsvollzug als stillschweigend vorauszusetzen gelten. Dazu wird der Analytiker oft *gezwungen* sein, *Wirklichkeitsannahmen ins Spiel zu bringen*, die am Interaktionsdatum selbst weder zu belegen noch zu widerlegen sind, die aber notwendig sind, um die Systematik und die Funktion des Handelns der untersuchten Akteure rekonstruieren zu können. Mein Argument geht also nicht dahin, dass man beim Analysieren Wirklichkeitsannahmen veranschlagen *soll*. Vor allem geht es hier nicht darum, dass man das Handeln der Interaktanten bewerten oder kritisieren sollte, indem es mit Wirklichkeitsannahmen seitens des Analytikers kontrastiert wird.<sup>17</sup> Behauptet wird vielmehr, dass man unweigerlich Wirklichkeitsannahmen veranschlagen *muss*, oftmals eben auch dann, wenn man sich ihrer nicht bewusst ist, weil sie allzu selbstverständlich sind (vergleiche Deppermann 2000). Jedes Interaktionsprotokoll ist per se zu *unterbestimmt*, um eine

<sup>16</sup> Dies impliziert allerdings keinesfalls, dass deshalb alle Gegenstandseigenschaften auch intentionale sein müssen! Behauptet wird lediglich, dass in der materialen Analyse aufgezeigt werden kann, dass Mentalitätszuschreibungen nahezu immer zumindest implizit in die Rekonstruktion von Interaktionspraktiken eingehen.

<sup>17</sup> Die hier vertretene Position bleibt also insofern der Haltung der ethnomethodologischen Indifferenz verbunden, als es nicht darum geht, zu einer objektivistischen oder "kritischen" Sozialwissenschaft zurückzukehren und das Handeln und die Wirklichkeitsannahmen der Interaktanten zu ironisieren (siehe dazu Pollner 1987).

bestimmte Interpretation zu erzwingen:<sup>18</sup> Dies liegt zum einen daran, dass der Analytiker stets eigene Wissensbestände einsetzen muss, um analysieren zu können; zum anderen ist keine Analyse mit dem Interaktionsprotokoll absolut vereinbar oder gar evident, sondern immer nur relativ zu bestimmten (zum Beispiel logischen, ontologischen, sprachkonventionellen) Standards der Erkenntnisbildung.<sup>19</sup>

Die Stärke der Konversationsanalyse als rigider empirischer Wissenschaft, die fordert, Analysen so weit als möglich am Interaktionsprotokoll auszuweisen, wird dadurch nicht relativiert. Die These der Unterbestimmtheit der Analyse durch die Daten und der Notwendigkeit von mentalen Zuschreibungen verweist vielmehr darauf, dass jede Analyse zwangsläufig (begrifflich, durch logische Operationen etc.) über das positiv Beobachtbare hinausgehen muss – und diese Tatsache umgekehrt auch dazu nutzen kann, um Analysekonzepte und Wissensbestände beizubringen, die zu einer reichhaltigeren Sichtweise des Interaktionsgeschehens führen können, sofern sie denn den Details und der sequenziellen Organisation des Gesprächs Rechnung zu tragen vermögen. Die methodologische Folgerung aus dieser Einsicht in die Abhängigkeit von analytikerseitigen, durch das Interaktionsgeschehen selbst nicht beigebrachten Annahmen besteht also nicht darin, subsumptionslogisch vorzugehen. Vielmehr wird eine Vertiefung, Systematisierung und kritische Prüfung der rekonstruktiven Erkenntnisbildung möglich, indem man sich im Untersuchungsprozess fragt,

- welche Wissens- und Wirklichkeitsannahmen wo in Anschlag gebracht werden,
- inwiefern sie notwendig, da konstitutiv für eine Praktik und damit Teil ihrer Beschreibung und Funktionsweise, sind,
- wie solche Annahmen durch gesprächsexterne, ethnographische Informationen gewonnen beziehungsweise erhärtet werden können,
- wie an den vorliegenden Interaktionsdaten ausgewiesen werden kann, ob sie sich mit den Annahmen decken, die wahrscheinlich für die Interaktanten im Vollzug des untersuchten Handelns gelten.

Das Plädoyer zielt also auf einen reflektierten, expliziten und gewissermaßen erweiterten Umgang mit Wissen und Wirklichkeit im Rahmen der Konversationsanalyse ab, anstatt einfach auf Grundlage des Prinzips der ethnomethodologischen Indifferenz zu sagen, dass darüber keine Aussagen gemacht werden sollen.

Es versteht sich, dass die hier angesprochene Revision des antimentalistischen Gegenstandsverständnisses der Konversationsanalyse einer sehr viel ausführlicheren Argumentation bedürfte und weiter ausgearbeitet werden müsste (siehe als weitere Schritte dazu Deppermann 2012 sowie Heritage 1990 und 2005; Drew

<sup>18</sup> Im Fallbeispiel wird dies etwa für die Selbstironie-Analyse sehr deutlich: Diese Interpretation ist nicht einfach an den Daten abzulesen. Sie erfordert spezifisches Hintergrundwissen. Dass dieses Hintergrundwissen aber wirklich für das analysierte Datensegment unabdingbar und zweifellos relevant ist, kann am Interaktionsprotokoll nicht mit letzter Sicherheit ausgewiesen werden. Gezeigt werden kann aber, dass diese Analyse gegenüber anderen möglichen einigen Vorzügen hat, durch die sie jenen überlegen ist.

<sup>19</sup> Die These der Möglichkeit mehrerer vollständig in sich konsistenter und mit den Interpretanda vereinbarten, aber zueinander widersprüchlicher Interpretationen wird von Putnam (1990:54ff. und 286f.) für Zeichensysteme allgemein bewiesen.

1995 und 2005). Hier sollte gezeigt werden, wie die materiale Analyse dazu führt, grundlegende Annahmen in Frage stellen zu müssen, wenn man die ethnographischen und begrifflichen Grundlagen der Untersuchung ernst nimmt und in ihrer analysekonsitutiven Qualität in Rechnung stellt. Die mentalen und auf die soziale Wirklichkeit des Interaktionsfelds bezogenen Aspekte des Gegenstandsverständnisses der Konversationsanalyse bedürfen vor allem dann einer kritischen Reflexion und müssen weiterentwickelt werden, wenn sich die Konversationsanalyse verstärkt inhaltlicheren Fragestellungen zuwenden und dadurch auch (wieder) für einen weiteren Kreis von Soziologen und Linguisten interessant werden will.<sup>20</sup>

## 7. Analytikerwissen, Teilnehmerwissen und das Mikro-Makro-Problem

Nach konversationsanalytischer Auffassung sind makrosoziale Kategorien (zum Beispiel soziale Identitäten oder Institutionen) nur relevant, wenn sie in der Interaktion von den Teilnehmern selbst relevant gemacht und in ihrer Gültigkeit handelnd reproduziert werden (Schegloff 1991 und 1997). Ich habe an anderer Stelle ausgeführt, welche interpretationstheoretischen Probleme diese sogenannte *display*-These der Konversationsanalyse mit sich bringt (siehe Deppermann 2000). So wie es einerseits interaktionsanalytisch unzulänglich erscheint, die Relevanz sozialer Strukturen erst dann in Anschlag zu bringen, wenn sie explizit, mit Hilfe sozial kategorisierender Ausdrücke thematisiert werden (wie dies Schegloff 1997 und 2007 zu befürworten scheint), so offensichtlich schwierig ist es häufig, die bloß performative, nicht auf Thematisierungen zurückgreifende Enaktierung sozialer Ordnung analytisch eindeutig als solche, das heißt als bestimmte sozialstrukturelle Geltungen (re)produzierend auszuweisen (vergleiche Kotthoff 2003 am Beispiel von *doing gender*). Was kann der Analytiker hier tun, um Gewissheit über die sozialstrukturelle Indikativität des interaktiven Handelns zu gewinnen?

Ethnographisches Wissen über das Teilnehmerwissen, also darüber, was den Teilnehmern als Wirklichkeit gilt und welche Praktiken welche Aspekte sozialer Wirklichkeit kontextualisieren, ist oftmals notwendig, um die Indizierung, die Reproduktion, die Modifikation oder die Kritik an makrosozialen Geltungen zu erkennen. Das für die Konversationsanalyse relevante Teilnehmerwissen bezieht sich zum großen Teil auf soziale Sachverhalte: persönliche und Beziehungsbiographien, Zugehörigkeit zu sozialen Milieus und Kategorien, die mit ihnen assoziierten sozialen Eigenschaften, Erwartungen und Wertungen sowie zugeschriebene Persönlichkeitseigenschaften. Makrosoziale Strukturen sind wesentlich in Teilnehmerwissen verankert und hängen von diesem ab, da die prozessuale Enaktierung und Reproduktion sozialer Wirklichkeit auf dem Einsatz dieses Wissens im Kontext von Interaktionspraktiken beruht. Ethnographisches Wissen ist also

<sup>20</sup> Auch dieses Argument ist funktionalistisch: Während für viele Untersuchungsfragen nach rein formalorganisatorischen Eigenschaften von Interaktion vielleicht noch einigermaßen erfolgreich (im Sinne der Rekonstruktionsadäquatheit) von Intentionalitätszuschreibungen abstrahiert und eine autonome Interaktions-*machinery* angesetzt werden kann, scheint mir dies für komplexe inhaltliche Fragen nicht mehr möglich zu sein. Allerdings ist natürlich klar, dass im Rahmen einer umfassenden (noch ausstehenden) Interaktionstheorie beide Sichtweisen nicht einfach nebeneinander gestellt werden können, sondern miteinander zu vermitteln wären.

notwendig, um die Brücke zwischen Gesprächsprozessen und ihrer Verankerung in den überdauernden Makrostrukturen des sozialen Feldes zu spannen.

Das Verhältnis zwischen sozialen Strukturen und Interaktionen ist grundsätzlich reflexiv: So wie die dauerhafte Geltung sozialer Strukturen auf handelnde Bestätigung angewiesen ist, so bedarf das situierte Handeln vorgängiger sozialer Erwartungsrahmen (vergleiche Berger/Luckmann 1966). In der Interaktion werden nicht nur soziale Strukturen hergestellt, sie werden auch von den Interaktionsteilnehmern als mitgebrachter Orientierungsrahmen zugrunde gelegt. Das Verhältnis zwischen den konstituierten ("brought about") und den mitgebrachten ("brought along") Strukturen (siehe Auer 1992:26ff.) kann dabei darin bestehen, dass in der aktuellen Situation die Gültigkeit mitgebrachter Orientierungen (z.B. rollengebundener Erwartungen) bestätigt wird oder aber neue, nicht bereits als Erwartungsrahmen in Kraft befindliche Orientierungen in Kraft gesetzt werden, die natürlich auch in irgendeiner Weise auf Vorerfahrungen der Interaktionsteilnehmer zurückgreifen, wie zum Beispiel beim sogenannten "metaphorical code-switching" (vergleiche Auer 1984; Bailey 2007; siehe allgemein Schmitt 1994). Die Inkraftsetzung neuer relevanter sozialer Strukturierungen kann dabei überkommene Strukturen in Frage stellen oder folgenreich modifizieren. Mitgebrachte Annahmen über soziale Wirklichkeit können aber auch noch in anderer Weise wirksam werden. Das mitgebrachte Wissen über soziale Wirklichkeit (wie im Fallbeispiel der niedrige Status von Wuddi und Till in ihren jeweiligen Milieus) muss manchmal als Ressource benutzt werden, um zu erkennen, dass in der Interaktion selbst eine andere Identitätsdimension, die situiert relevant ist, kontextualisiert wird. Im Fallbeispiel sind dies etwa in Bezug auf Tills performative Selbstpositionierung 'Coolness' und 'Kreativität', während die Fiktionalisierung der Vergewaltigung Wuddis das Wissen um seinen tatsächlich prekären Status auf seiner Arbeitsstelle erfordert, um als entlarvende Fremdpositionierung hinsichtlich eines von ihm vorher erhobenen unangemessenen Identitätsanspruchs verstanden werden zu können. Neben Kontextreproduktion und Kontextveränderung gibt es also auch weitere indexikalisch geschichtete, voneinander abhängige Kontextualisierungen, die auf mitgebrachtes Wissen rekurrieren, die jedoch nicht einfach nur seine lokale Gültigkeit reproduzieren, sondern dieses als interpretationskonstitutiven Hintergrund für die Erzeugung und Aushandlung weiterer, situiert "neuer" sozialer Geltungen (wie Identitätszuschreibungen) nutzen (vgl. Eckert 2008). Auch hier besteht also ein reflexives Verhältnis zwischen sozialstrukturellem Kontext und der aktuellen Interaktion.

## 8. Wie viel Ethnographie ist genug?

Indem in der Konversationsanalyse die Notwendigkeit speziellen ethnographischen Wissens bestritten wird beziehungsweise es lediglich zur Vertiefung von im Kern davon unabhängig gültigen Analysen gesehen wird (vergleiche Schegloff 1992), scheint man davon auszugehen, dass die eigene Gesellschaft dem Konversationsanalytiker immer schon einigermaßen vertraut ist. Diese Sicht, die in der Konversationsanalyse eher implizit vorausgesetzt als programmatisch ausgeführt wird, scheint beispielsweise in Hubert Knoblauchs Diktum "Soziologische Ethnographie ist gesellschaftliche Selbstbeobachtung" (Knoblauch 2001:134) auf, welches er im Kontext seiner konversations- und videoanalytisch inspirierten "fokus-

sierten Ethnographie" formuliert hat. Meines Erachtens ist diese Auffassung sehr fragwürdig: Sie präsupponiert eine erkenntnislogisch hinreichende Identität von (Beobachtungs-)Subjekt und (beobachtetem) Objekt. Über die Hypostasierung des anonymen Subjekt-Objekts "Gesellschaft" wird jedoch die im argumentativen Zusammenhang entscheidende Erfahrungs-, Wissens- und Praxisdifferenz unterschiedlicher und weitgehend voneinander abgeschlossener milieuhafter Lebenswelten und Szenen innerhalb der Gesellschaft nivelliert (vergleiche dazu zum Beispiel Hitzler 1994; Vogelgesang 1994). Mit der These der Selbstbeobachtung wird das für jede Ethnographie zunächst einmal konstitutive Problem der Perspektivendivergenz<sup>21</sup> zwischen Wissenschaftlern und Feldakteuren (vergleiche Honer 1993) begrifflich eskamotiert – konstitutiv ist dieses Problem ja gerade deshalb, da nicht *a priori* von einer analyse- beziehungsweise verständnisbezogen hinreichenden Perspektivenidentität ausgegangen werden kann und da die unüberschaubare Vielfalt von Spezialkulturen innerhalb moderner Gesellschaften schon allein in ihrer phänomenalen Vielfalt skeptisch stimmen muss, dass das Problem der Fremdheit nebенäglich sei. Ob und in *welchem Maße* aber diese Identität gegeben ist, entscheidet gerade darüber, ob überhaupt und wenn ja, wie viel Ethnographie notwendig ist. Die Antwort auf diese Frage ist sicherlich nicht immer schon *a priori* hinreichend abzuschätzen – darin besteht ja gerade das ethnographische Abenteuer. In unserem Falle konnte jedenfalls nur durch die langfristige teilnehmende Beobachtung durch Mitarbeiter, die bereits seit Jahren mit den Untersuchten vertraut waren, ein Zugang zu einer maximalen Spannweite natürlicher *peer group*-Interaktionsergebnisse und das zu ihrer Analyse nötige Hintergrundwissen über Individual- und Gruppengeschichten, soziale Strukturen, Medienreferenzen, spezifische Wortverwendungen etc. gewonnen werden. Dies ist sicher kein so idiosynkratischer Fall: Fremdheit für und Abschottung gegen Außenstehende sowie ein beträchtliches Maß an Undurchschaubarkeit bis hin zum Eindruck des Befremdlichen prägen mehr Bereiche dieser Gesellschaft, als Knoblauchs Diktum der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung vermuten lässt. Evident ist dies im Bereich der Gesprächsforschung für die Erforschung von *privater* Kommunikation, die entweder einer aufwändigen Ethnographie bedarf (zum Beispiel Keim 1995; Schwitalla 1995) oder aber voraussetzt, dass die Datenerhebung und die Auswertung (wenigstens zu Teilen) von Angehörigen des Milieus selbst geleistet werden (zum Beispiel Hartung 2002; Martini 2008). Doch auch rollenreguliertes Handeln ist in vielen Gesellschaftsbereichen nur dann adäquat zu untersuchen, wenn intensive Vertrauensbildungswerkzeuge geleistet und ein beträchtliches Maß an Hintergrundbeobachtungen und -daten gesammelt wird, so zum Beispiel bei der Kommunikation von Führungskräften in Politik (Holly 1990) und Wirtschaft (Spranz-Fogasy 2002), oder wenn der Analytiker profunde Kenntnisse über die professionellen Wissensbestände, arbeitsteiligen Zuständigkeiten und organisationalen Routinen der Feldakteure gewonnen hat (Cicourel 1992; Schmitt 2007; Deppermann et al. 2010).

Für die Untersuchung von *peer group*-Interaktionen in unserem Frankfurter Forschungsprojekt (siehe im Überblick Schmidt 2004) waren, obwohl wir keine umfassende Ethnographie, sondern "nur" eine Analyse von Praktiken der verbalen

<sup>21</sup> "Perspektive" ist hier als *cover term* zu verstehen, der unterschiedlichste verstehensrelevante Aspekte wie Wissensbestände, Erfahrungen, Erlebnisse, Betroffenheiten etc. umfasst.

Interaktion beabsichtigten, regelmäßige Feldaufenthalte über lange Zeit (insgesamt ca. 18 Monate) hinweg notwendig,

- um einen Überblick über die relevanten Interaktionsanlässe, Akteure und Interaktionsformen zu erhalten, der für eine systematische und typologisch repräsentative Datenerhebung (im Sinne eines *theoretical sampling*, siehe zum Beispiel Kelle/Kluge 1999:44ff.) notwendig ist;
- um das Vertrauen der Jugendlichen zu gewinnen und nach und nach eine habitualisierte Rolle als Feldteilnehmer zu etablieren, die mit den zu untersuchenden *peer group*-Praktiken kompatibel ist und ihre Entfaltung im Sinne des Beobachterparadoxons (Labov 1980) nicht beeinträchtigt;
- um das für die Auswertung nötige Hintergrundwissen zu erwerben, das nur zum geringen Teil systematisch abzufragen ist.

Diese Erfordernisse zeitintensiver teilnehmender Beobachtung sind in den Besonderheiten der Vergemeinschaftung Jugendlicher begründet. Sie findet in sozial geschlossenen Räumen statt: Gegenüber Erwachsenen bestehen erhebliches Misstrauen und Kontrollängste, diese werden von gruppeninternen Interaktionspraktiken ausgeschlossen, durch Provokationen ferngehalten oder aber mit scheinhaften Alibi-Interaktionen abgespeist. Die Lebenspraxis der untersuchten Jugendlichen zeichnet sich durch gegenkulturelle bis hin zu devianten Insider-Praktiken (zum Beispiel Tabuthemen, Drogenkonsum) aus, die sorgsam vor Fremden verborgen werden. Erst wenn dem Forscher personale (und nicht: rollenspezifische!) Kompetenzen zugeschrieben werden, die in der jugendlichen Lebenswelt zählen, ist ein schrittweiser Zugang zu *in-group*-Praktiken möglich. Dazu gehört vor allem eine durch den eigenen Lebensstil zu beglaubigende Affinität zu den gruppenkonstitutiven Praxen (zum Beispiel Sport- und Musikvorlieben, kommunikatives Repertoire, Werthaltungen etc.), die immer wieder argwöhnisch auf ihre Authentizität geprüft wird. Der Forscher muss bereit sein, eine Menge von Frustrationserlebnissen und ziellos verbrachter Zeit in Kauf zu nehmen, da er seine teilnehmende Beobachtung an die Struktur der Gruppenpraxis anpassen muss, die weitenteils gerade im müßigem "Nichtstun" besteht, und da der jugendliche Kommunikationsstil in (teilweise bewusst) diametralem Gegensatz zu den Gepflogenheiten einer rationalen, argumentativen und aufgabenorientierten Kommunikation besteht. So sind beispielsweise biographische Interviews nur sehr eingeschränkt durchzuführen und viele Informationen können nur aus Beobachtungen erschlossen oder erst anhand geeigneter konkreter Anlässe erfragt werden, da für die Jugendlichen vieles nicht (dekontextualisiert, präzise, vollständig) explizierbar ist.

Dabei konnten wir leider nicht auf *Videoaufnahmen* zurückgreifen. Während in öffentlichen oder beruflichen Settings der Einsatz einer Videokamera oft unproblematisch sein mag, führte der entsprechende Versuch in unserem Forschungskontext zu einer völligen Veränderung der Kommunikationspraktiken der Untersuchten. Bei einer bloßen Audioaufnahme trat diese Reaktivität nicht ein, beziehungsweise sie konnte nach einigen Minuten stets überwunden werden, da die Tatsache der Aufnahme nicht mehr präsent zu sein schien. Zum mindest für unser Forschungsfeld zeigt sich, dass die Videobeobachtung in ungleich höherem Maße das Eindringen eines kontrollierend-beurteilenden Dritten in den privaten Raum bedeutet und dauerhaft durch ihre physische Präsenz imponiert. Darüber hinaus

war eine Videoaufzeichnung auch aus technischen Gründen (wie Mobilität der Untersuchten, dunkle Räume) zumeist nicht möglich.

Obwohl Ethnographie für die Erhebung und Untersuchung derartiger verbaler Interaktionen unabdingbar ist, bezeichne ich diesen Untersuchungstyp dennoch nicht als "(gesprächsanalytische) Ethnographie", sondern als "ethnographische Gesprächsanalyse" (vergleiche Deppermann 2000). Zu einer "Ethnographie" im engeren Sinne gehört nämlich nicht nur der Einsatz ethnographischer *Methoden*, sondern auch ein entsprechendes holistisches *Erkenntnisziel* beziehungsweise ein entsprechend definierter *Gegenstand* (vergleiche Hughes 1992). Um "Ethnographie" genannt zu werden, kann sich eine Untersuchung nicht nur auf die verbale Interaktion erstrecken, sondern es wäre eine soziale Gruppe, eine Organisation, ein Setting etc. in der Gesamtarchitektur ihrer (im soziologischen Sinne) strukturbildenden Merkmale zu erfassen. Dies liegt nicht nur im Wortsinn des Begriffs 'Ethno-Graphie', sondern es ist meines Erachtens auch forschungssystematisch sinnvoll, den Begriff für das entsprechende spezifische Erkenntnisinteresse zu reservieren. Die Anwendung ethnographischer Methoden allein bedeutet noch nicht, dass damit auch ein ethnographischer Gegenstand untersucht und eine Ethnographie geschrieben ist (vergleiche Hughes 1992).

Das Ausmaß der notwendigen ethnographischen Zusatzarbeit hängt von der Fremdheit des untersuchten Interaktionsfelds für den Analytiker ab. *Keine* nennenswerten ethnographischen Erhebungen, Feldaufenthalte etc. werden unter folgenden Bedingungen nötig sein:

- Die Forschungsfrage ist eng umgrenzt: Der Kreis potenziell relevanter Settings, Handlungsvollzüge und Akteure ist stark limitiert, und die Untersuchung hat keine längsschnittliche Dimension, in der Veränderungen zu erfassen wären.
- Die für die Untersuchung relevanten Settings, Akteure und Handlungsvollzüge beziehungsweise genereller: die relevanten Daten sind weitgehend *a priori* zu spezifizieren – es ist also kein längerer Feldaufenthalt nötig, um überhaupt erst die notwendige Orientierung über kritische und typische Interaktionereignisse, unterschiedliche Gruppen von Akteuren, die zeitliche und räumliche Ordnung des Sozialen und so weiter zu gewinnen.
- Der Analytiker verfügt über das relevante Hintergrundwissen beziehungsweise es ist gut abzuschätzen, welche Wissensbestände analyserelevant sind und woher man sie bekommen kann.
- Die Forschungsfrage richtet sich vor allem auf sehr lokal operierende, hochgradig rekurrente formale Strukturen der Interaktionsorganisation und nicht auf inhaltlich aufgeladene Dimensionen der Interaktion wie sozialsymbolischen, sozialstrukturellen, (beziehungs-)biographischen oder auf professionellem Wissen aufbauenden Gehalten des Interaktionshandelns.

Das Ausmaß der Ethnographizität von konversationsanalytischen Untersuchungen kann und muss also variieren, je nach Art und Möglichkeit der technischen Aufzeichnung, den Erkenntnisinteressen und den Feldgegebenheiten, die für die zu untersuchenden Gesprächspraktiken relevant sind.

## 9. Fazit: Die Relevanz der ethnographischen Gesprächsanalyse für die Methodologie und Theorie verbaler Interaktion

Nicht nur in den nicht-westlichen Kulturen, die traditionellerweise Gegenstand der Ethnographie waren, sondern auch bei der Analyse von Interaktionsereignissen in unserer Gesellschaft stoßen wir auf mehr oder weniger große Fremdheit – unbekannte Wissensvoraussetzungen, nicht geteilte Wirklichkeitsverständnisse, fremdartige Interaktionspraktiken, unbekannte oder abweichende Semantiken, unbekannte soziale Ordnungen und Symboliken. Das Fremde macht sich in der Analyse als Mangel, als Ungewissheit und Nichtwissen oder als Widerständigkeit des Datums bemerkbar und fordert forschungspraktisch die Unterstützung der Interpretationsleistungen des Analytikers durch ethnographische Methoden (wie teilnehmende Beobachtung, Feldinterview, Forschungstagebücher etc.) wie sie Johannes Schwitalla in seinen Arbeiten eindrucksvoll vorgeführt hat. Ob man Ethnographie betreibt, ist damit für den Gesprächsanalytiker weder eine Alles-oder-Nichts-Frage noch erscheint es sinnvoll, eine kategoriale Scheidung zwischen konversationsanalytischen und ethnographisch-gesprächsanalytischen Untersuchungen zu ziehen. Deutlich wird vielmehr, dass auch genuin konversationsanalytische Fragestellungen auf ethnographische Zusatzarbeit angewiesen sein können, da Interaktionspraktiken nur vor dem Hintergrund spezieller ethnographischer Kenntnisse adäquat zu analysieren sein mögen. So scheint es weniger eine Frage eines Entweder-Oder zu sein, sondern wir müssen fragen, welcher Grad von Ethnographizität für eine Untersuchung notwendig und sinnvoll ist. Der forschungspraktische Zwang zur ethnographischen Zusatzarbeit legt aber epistemologisch gesehen lediglich ubiquitäre Strukturmerkmale des Analysierens von Gesprächen offen, die im Kontext der Analyse von kulturell dem Analytiker näher stehenden Interaktionspraktiken genauso am Werke sind, die jedoch aufgrund ihres unexplizierten und in der Regel nicht einmal bewusst (als Aufgabe und potentielles Problem) wahrgenommenen Routinecharakters unsichtbar sind (vergleiche Deppermann 2001). Die Reflexion auf die ethnographischen Voraussetzungen der ethnographischen Gesprächsanalyse ist daher nicht einfach eine methodologische Übung zur Reflexion und Legitimation einer gesprächsanalytischen Spezialmethodik, die unter widrigen Umständen zum Einsatz kommen muss. Sie eröffnet allgemeiner die Diskussion, in welcher Weise Analytikerannahmen unabdingbar konstitutiv für Gesprächsanalysen sind, wie sie sich zum Wissen der Gesprächsteilnehmer und zu seiner datengestützten Rekonstruierbarkeit verhalten und wie diese Annahmen methodisch in der Forschungspraxis und explikativ im Forschungsbericht eingeholt werden können beziehungsweise müssen.

In Bezug auf die Konversationsanalyse verweist dabei die methodologische Relevanz der ethnographischen Vorgehensweisen auf gegenstandstheoretische Fragen. Die ethnographische Gesprächsanalyse regt zur Infragestellung und Rekonzeptualisierung wesentlicher Aspekte des Erkenntnis- und Gegenstandsverständnisses an. In diesem Artikel sollte gezeigt werden, wie die Unerlässlichkeit von ethnographisch gestützten Wirklichkeitsannahmen und entsprechenden Zu- schreibungen an die Interaktionsteilnehmer zu einer zwangsläufigen Ablehnung des Anti-Mentalismus als interaktionstheoretischer "Doktrin" führen. Es sollte deutlich geworden sein, dass damit weder ungezügelter mentaler Spekulation (wie öfters in der kognitiven Linguistik zu beobachten) noch einem essentialistischen

Verständnis mentaler Repräsentationen das Wort geredet wird. Plädiert wird aber für eine erkenntnis- und gegenstandslogische Verankerung mentaler Zuschreibungen in der Konversationsanalyse. Ich habe dafür argumentiert, dass sie semantisch in Handlungsbegriffen impliziert sind, von den Gesprächsteilnehmern selbst als konstitutiv und handlungsrelevante Gegenstandseigenschaften begriffen werden und dass wir in unseren Analysen unabdingbar Voraussetzungen hinsichtlich des kognitiven Funktionierens von Gesprächsteilnehmern im Sinne einer funktionalen, abduktiven Erklärung beobachtbaren Handelns machen. Diese Unerlässlichkeit des Mentalen für die Interaktionsanalyse bekräftigt gleichzeitig die beispielsweise in Gumperz' Kontextualisierungstheorie deutlich artikulierte Notwendigkeit einer kognitiven Kontexttheorie für die Interaktionsanalyse (vergleiche Gumperz 1999). Damit sind Aufgaben der Konzeptualisierung des Gegenstandes "verbale Interaktion" angesprochen, deren Einlösung durch eine umfassende Interaktionstheorie noch in weiter Ferne liegt.

## 10. Transkriptionskonventionen (nach Selting et al. 2009)

( . )	Mikropause
( - ) ( -- ) ( --- )	Pausen von ca. 0,25 bis ca. 1,0 Sekunden
( 1 , 3 )	Pause in Sekunden
un_äh	Kontraktion innerhalb/zwischen Einheiten
=	schneller Anschluss
:	Dehnung/Längung
akZENT	Primär- bzw. Hauptakzent
↑	Intonationssprung nach oben
?	hoch steigende Intonation am Einheitenende
,	mittel steigende Intonation am Einheitenende
-	gleichbleibende Intonation am Einheitenende
;	mittel fallende Intonation am Einheitenende
.	tief fallende Intonation am Einheitenende
.h .hh .hhh	Einatmen (je nach Dauer)
(solche)	vermuteter Wortlaut
<<schrill> >	Kommentar zu einer Redepassage mit Angabe der Erstreckung
<<p> >	<i>piano</i> , leise
<<pp> >	<i>pianissimo</i> , sehr leise
<<all> >	<i>allegro</i> , schnell
<<len>	<i>lento</i> , langsam
<<acc> >	<i>accelerando</i> , schneller werdend
<<dim> >	<i>diminuendo</i> , leiser werdend
<<cresc> >	<i>crescendo</i> , lauter werdend
((klatscht Beifall))	Beschreibung nonverbaler Aktivitäten

## 11. Literatur

Amann, Klaus / Hirschauer, Stephan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Amann, Klaus / Hirschauer, Stephan (Hg.), Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Anscombe, Gertrude Elizabeth (1957): *Intention*. Oxford: Blackwell.

Auer, Peter (1992): Introduction: John Gumperz' Approach to Contextualization. In: Auer, Peter / Di Luzio, Aldo (eds.): *The contextualization of language*. Amsterdam: John Benjamins, 1-38.

Bailey, Benjamin (2007): Multilingual forms of talk and identity work. In: Auer, Peter / Wei, Li (eds.): *Handbook of multilingualism and multilingual communication*. Berlin: de Gruyter, 341-369.

Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas (1966): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt am Main: Fischer.

Bergmann, Jörg R. (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit: Aufzeichnungen als Daten interpretativen Soziologie. In: Bonss, Wolfgang / Hartmann, Heinz (Hg.), *Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung*. Göttingen: Schwartz, 299-320.

Cicourel, Aaron V. (1992): The interpretation of communicative contexts. Examples from medical encounters. In: Duranti, Alessandro / Goodwin, Charles (eds.), *Rethinking context. Language as an interactive phenomenon*. Cambridge: Cambridge University Press, 291-310.

Coulter, Jeff (1989): *Mind in action*. Cambridge: Polity.

Dennett, Daniel C. (1987): *The Intentional Stance*. Cambridge, MA: MIT.

Deppermann, Arnulf (2000): Ethnographische Gesprächsanalyse - Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse. In: *Gesprächsforschung* 1, 96-124.

Deppermann, Arnulf (2001): Gesprächsanalyse als explikative Konstruktion - ein Plädoyer für eine reflexive ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: Ivanyi, Zsuzsanna / Kertész, András (Hg.), *Gesprächsforschung - Tendenzen und Perspektiven*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 43-73.

Deppermann, Arnulf (2008a): *Gespräche analysieren. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS.

Deppermann, Arnulf (2008b): Verstehen im Gespräch. In: Kämper, Heidrun / Eichinger, Ludwig M. (Hg.), *Sprache – Kognition – Kultur. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2007*. Berlin: de Gruyter, 225-26.

Deppermann, Arnulf (2012): How does 'cognition' matter to the analysis of talk-in-interaction? In: *Language Sciences* 34 (6), 746-767.

Deppermann, Arnulf / Neumann-Braun, Klaus / Schmidt, Axel (2002): Identitätswettbewerbe und unernste Konflikte: Interaktionspraktiken in Peer-Groups. In: Merkens, Hans / Zinnecker, Jürgen (Hg.), *Jahrbuch Jugendforschung 2/2002*. Opladen: Leske und Budrich, 241-264.

Deppermann, Arnulf / Reitemeier, Ulrich / Schmitt, Reinhold / Spranz-Fogasy, Thomas (2010): Verstehen in professionellen Handlungsfeldern. Tübingen: Narr.

Deppermann, Arnulf / Schmidt, Axel (2001): Hauptsache Spaß - Zur Eigenart der Gesprächskultur Jugendlicher. *Der Deutschunterricht* 6/2001, 27-37.

Deppermann, Arnulf / Schmidt, Axel (2003): Vom Nutzen des Fremden für das Eigene. Interaktive Praktiken der Konstitution von Gruppenidentität durch soziale Abgrenzung unter Jugendlichen. In: Merkens, Hans / Zinnecker, Jürgen (Hg.), *Jahrbuch Jugendforschung 3/2003*. Opladen: Leske und Budrich, 25-56.

Deppermann, Arnulf / Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.) (2002): *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg.

Dittmar, Norbert (2009) Varietäten und Stil. In: Fix, Ulla / Gardt, Andreas / Knape, Joachim (Hg.), *Rhetorik und Stilistik*. Band 2. Berlin: de Gruyter, 1669-1690.

Drew, Paul (1995): Interaction sequences and anticipatory interactional planning. In: Goody, Esther (ed.), *Social intelligence and interaction. Expressions and implications of the social bias in human intelligence*. Cambridge, MA: Cambridge UP, 111-138.

Drew, Paul (2005): Is confusion a state of mind? In: te Molder, Hedwig / Potter, Jonathan (eds.), *Conversation and cognition*. Cambridge, MA: Cambridge UP, 161-183.

Eckert, Penelope (2008): Variation and the indexical field. In: *Journal of Sociolinguistics* 12, 453-76.

Edwards, Derek (1997): *Discourse and cognition*. London: Sage.

Edwards, Derek / Potter, Jonathan (2005): Discursive psychology, mental states and descriptions. In: te Molder, Hedwig / Potter, Jonathan (eds.), *Conversation and cognition*. Cambridge, MA: Cambridge UP, 241-259.

Garfinkel, Harold / Sacks, Harvey (1976): Formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Weingarten, Elmar / Sack, Fritz / Schenkein, Jim (Hg.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 130-176.

Gumperz, John J. (1982): *Discourse strategies*. Cambridge, MA: Cambridge UP.

Gumperz, John J. (1994): Sprachliche Variabilität in interaktionsanalytischer Perspektive. In: Kallmeyer, Werner (Hg.), *Kommunikation in der Stadt. Teil 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim*. Berlin: de Gruyter, 611-639.

Gumperz, John J. (1999): On interactional sociolinguistic method. In: Sarangi, Srikant / Roberts, Celia (eds.), *Talk, work and institutional power. Discourse in medical, mediation and management settings*. Berlin: de Gruyter, 453-472.

Grice, Paul H. (1979): Logik und Konversation. In: Meggle, Georg (Hg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 243-263.

Habscheid, Stephan (2000): Das "Mikro-Makro-Problem" in der Gesprächsforschung. In: *Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 1, 125-148.  
URL: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2000/heft2000.htm>.

Hartung, Martin (2002): Ironie in der Alltagssprache. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung.  
URL: <http://www.verlag-gespraechsforschung.de/2002/mhartung.htm>.

Hausendorf, Heiko (1992): *Gespräch als System. Linguistische Aspekte einer Soziologie der Interaktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Hausendorf, Heiko (1997): Konstruktivistische Rekonstruktion. Theoretische und empirische Implikationen aus konversationsanalytischer Sicht. In: Sutter, Tilmann (Hg.), *Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 254-272.

Hausendorf, Heiko (2002): Intertextualität der Mündlichkeit. Kommunikationssemantische Überlegungen am Beispiel des Redens über soziale Gruppen. In: Deppermann, Arnulf / Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.), *be-deuten: Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg, 81-105.

Heritage, John (1990): Intention, Meaning and Strategy: Observations on Constraints on Interaction Analysis. In: Research on Language and Social Interaction 24, 311-332.

Heritage, John (2005): Cognition in discourse. In: te Molder, Hedwig / Potter, Jonathan (eds.), *Conversation and cognition*. Cambridge, MA: Cambridge UP, 184-202.

Hitzler, Roland (1994): Sinnbasteln. In: Mörrth, Ingo / Fröhlich, G. (Hg.), *Das symbolische Kapital der Lebensstile*. Frankfurt am Main: Campus 1994, 75-92.

Holly, Werner (1990): Politikersprache. Inszenierungen und Rollenkonflikte im informellen Sprachhandeln eines Bundestagsabgeordneten. Berlin: de Gruyter.

Holly, Werner / Kühn, Peter / Püschel, Ulrich (1984): Für einen "sinnvollen" Handlungsbegriff in der linguistischen Pragmatik. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 12, 375-412.

Honer, Anne (1993): Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung. In: Jung, Thomas / Müller-Doohm, Stefan (Hg.), *Wirklichkeit im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 241-257.

Hopper, Robert (2005): A cognitive agnostic in conversation analysis. When do strategies affect spoken interaction? In: te Molder, Hedwig / Potter, Jonathan (eds.), *Conversation and cognition*. Cambridge, MA: Cambridge UP, 134-158.

Hughes, C.C. (1992): "Ethnography": What's in a word? Process? Product? Promise? In: Qualitative Health Research 4, 439-450.

Husserl, Edmund (1922): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie. Tübingen: Niemeyer.

Hutchby, Ian / Wooffitt, Robin (2008): *Conversation analysis*. 2nd ed. Oxford: Polity.

Kallmeyer, Werner (1979): "(Expressif) eh bien dis donc, hein pas bien" - Zur Beschreibung von Exaltation als Interaktionsmodalität. In: Kloepfer, Rolf (Hg.), *Bildung und Ausbildung in der Romania*. München: Fink, 549-568.

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1994): *Kommunikation in der Stadt. Teil1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim*. Berlin: de Gruyter.

Kallmeyer, Werner / Keim, Inken (2003): Eigenschaften von sozialen Stilen der Kommunikation: Am Beispiel einer türkischen Migrantinnengruppe. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 65/2003, 35-56.

Keim, Inken (1995): Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt 'kleiner Leute' in der Mannheimer Innenstadt. (Kommunikation in der Stadt. Bd.3.) Berlin: de Gruyter.

Keim, Inken (2007): Die "türkischen Powergirls". Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. Tübingen: Gunter Narr.

Kelle, Udo / Kluge, S. (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske & Budrich.

Knoblauch, Hubert (2001): Fokussierte Ethnographie. In: Sozialer Sinn 1/2001, 123-141.

Kotthoff, Helga (1998): Spaß verstehen. Tübingen: Max Niemeyer.

Kotthoff, Helga (2003): Was heißt eigentlich "doing gender?" Differenzierungen im Feld von Interaktion und Geschlecht. In: Freiburger FrauenStudien 12, 125-163.

Labov, William (1980): Einige Prinzipien linguistischer Methodologie. In: Labov, William (Hg.), Sprache im sozialen Kontext. Königstein/Ts.: Scriptor.

Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf (2004): Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 5, 166-183.  
Online: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2004/heft2004.htm>.

Luhmann, Niklas (1986): Ökologische Kommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Martini, Mareike (2008): Deutsch-kubanische Arbeitsbesprechungen. Tübingen: Stauffenburg.

Patzelt, Werner J. (1987): Grundlagen der Ethnomethodologie. München: Fink.

Pollner, Melvin (1987): Mundane reason. Reality in everyday and sociological discourse. Cambridge: Cambridge University.

Potter, Jonathan (2006): Cognition and conversation. In: Discourse Studies 8, 131-140.

Putnam, Hilary (1990 [1981]): Vernunft, Wahrheit und Geschichte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rehbein, Jürgen (1977): Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache. Stuttgart: Metzler.

Sacks, Harvey (1984): Notes on methodology. In: Atkinson, John Maxwell / Heritage, John (eds.), Structures of social action. Cambridge: Cambridge University, 21-27.

Sacks, Harvey / Schegloff, Emmanuel A. / Jefferson, Gail (1974): A simplest systematics for the organization of turn-taking in conversation. In: Language 50, 4, 696-735.

Schegloff, Emanuel A. (1991): Reflections on talk and social structure. In: Boden, Deirdre / Zimmerman, Don H. (eds.), Talk and social structure. Studies in ethnomethodology and conversation analysis. Cambridge: Polity, 44-71.

Schegloff, Emanuel A. (1992): In another context. In: Duranti, Alessandro / Goodwin, Charles (eds.), Rethinking context. Language as an interactive phenomenon. Cambridge: Cambridge University, 191-227.

Schegloff, Emanuel A. (1997): Whose text? Whose context? In: Discourse and Society 8, 165-187.

Schegloff, Emanuel A. (2007): A tutorial on membership categorization. In: Journal of Pragmatics 39, 3, 462-482.

Schegloff, Emmanuel A. / Jefferson, Gail / Sacks, Harvey (1977): The preference for self-correction in the organization of repair in conversation. In: Language 53, 361-382.

Schmidt, Axel (2004): Doing Peer-Group. Die interaktive Konstitution jugendlicher Gruppenpraxis. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Schmitt, Reinholt (1994): Kontextualisierung und Konversationsanalyse. In: Deutsche Sprache 4/93, 326-354.

Schmitt, Reinholt (2001): Von der Videoanalyse zum Konzept "Interaktives Führungshandeln": Methodische Probleme einer inhaltlich orientierten Gesprächsanalyse. In: Gesprächsforschung 2, 141-192.  
URL: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2001/ga-schmitt.pdf>.

Schmitt, Reinholt (2007): Das Filmset als Arbeitsplatz. Multimodale Grundlagen einer komplexen Kooperationsform. In: Tiittula, Liisa / Piitulainen, Marja-

Leena / Reuter, Ewald (Hg.), *Die gemeinsame Herstellung professioneller Interaktion*. Tübingen: Narr, 25-66.

Schneider, Wolfgang Ludwig (1997): Die Analyse von Struktursicherungsoperationen als Kooperationsfeld von Konversationsanalyse, objektiver Hermeneutik und Systemtheorie. In: Sutter, Tilman (Hg.), *Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 164-227.

Schwitalla, Johannes (1986): Jugendliche "hetzen" über Passanten. Drei Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse. In: *Linguistische Studien*. A 149, 248-261.

Schwitalla, Johannes (1988): Die vielen Sprachen der Jugendlichen. In: Gutenberg, Norbert (Hg.), *Kann man Kommunikation lernen?* Frankfurt am Main: Scriptor, 167-176.

Schwitalla, Johannes (1994): Die Vergegenwärtigung einer Gegenwelt. Sprachliche Formen der sozialen Abgrenzung einer Jugendlichengruppe in Vogelstang. In: Kallmeyer, Werner (Hg.), *Kommunikation in der Stadt. Teil 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim*. Berlin: de Gruyter, 347-509.

Schwitalla, Johannes (1995): *Kommunikative Stilistik zweier sozialer Welten in Mannheim-Vogelstang*. (Kommunikation in der Stadt. Bd.4.). Berlin: de Gruyter.

Schwitalla, Johannes (1995): *Kommunikative Stilistik zweier sozialer Welten in Mannheim-Vogelstang*. Berlin: de Gruyter.

Schwitalla, Johannes (1996): Beziehungsdynamik. Kategorien für die Beschreibung der Beziehungsgestaltung sowie der Selbst- und Fremddarstellung in einem Streit- und Schlichtungsgespräch. In: Kallmeyer, Werner (Hg.), *Gesprächsrhetorik*. Tübingen: Narr, 279-350.

Schwitalla, Johannes / Streeck, Jürgen (1989): Subversive Interaktionen. Sprachliche Verfahren der sozialen Abgrenzung in einer Jugendgruppe. In: Hinnenkamp, Volker / Selting, Margret (Hg.), *Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik*. Tübingen: Niemeyer, 229-252.

Selting, Margret / Auer, Peter / Barth-Weingarten, Dagmar / Bergmann, Jörg et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT2). In: *Gesprächsforschung* 10, 353-402.  
URL: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf>.

Spranz-Fogasy, Thomas (1997): *Interaktionsprofile. Die Herausbildung individueller Handlungstypik in Gesprächen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Spranz-Fogasy, Thomas (2002): Was macht der Chef? Der kommunikative Alltag von Führungskräften in der Wirtschaft. In: Becker-Mrotzek, Michael / Fiehler, Reinhard (Hg.), *Unternehmenskommunikation*. Tübingen: Gunter Narr, 209-230.

Spranz-Fogasy, Thomas / Deppermann, Arnulf (2001): Teilnehmende Beobachtung in der Gesprächsanalyse. In: Antos, Gerd / Brinker, Klaus / Heinemann, Wolfgang / Sager, Sven F. (Hg.), *Text und Gesprächslinguistik. 2. Halbband*. Berlin: de Gruyter.

Vogelgesang, Waldemar (1994): Jugend- und Medienkulturen. Ein Beitrag zur Ethnographie medienvermittelter Jugendwelten. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46, 3, 436-463.

Wittgenstein, Ludwig (1984 [1950]): Philosophische Untersuchungen. In: Wittgenstein, Ludwig (Hg.), Werkausgabe Bd.1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 225-580.

# **Lachen und Lächeln bei Relevantsetzung von Interlingualität in Fachgesprächen**

**Liisa Tiittula**

## **1. Einleitung**

"In fast jedem längeren Transkript dialogischer Interaktion kommt an irgendeiner Stelle lachendes Sprechen oder Lachen vor", stellt Schwitalla (2001:325) fest. Dies lässt sich mit der Vielfalt der Funktionen von Lachen erklären, das keineswegs auf Humor beschränkt ist, sondern verschiedene Emotionen, soziale Beziehungen und Kontextbedeutungen des Gesagten signalisieren kann (siehe unter anderem Poyatos 1993; Kotthoff 1998; Schwitalla 2000 und 2001; Chafe 2007) und ein fundamental interaktives Phänomen ist (unter anderem Glenn 2003; Glenn/Holt 2013). Wie Schwitalla (2001:326) bemerkt, ist das Lachen universal, aber die Art des Lachens ist sozial normiert. In institutionellen Situationen können andere Regeln gelten als in Alltagsgesprächen.<sup>1</sup>

In diesem Beitrag geht es um Lachen und Lächeln in interlingualen Fachgesprächen, das heißt in Gesprächen, die zwischen Mutter- und Nicht-Muttersprachlern in fachlichen Kommunikationssituationen geführt worden sind. Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass Sprachkenntnisse und kulturelle Zugehörigkeit in professioneller Interaktion aus der Teilnehmerperspektive kaum relevant zu sein schienen. Ausnahmen werden gemacht, wenn sich im Gespräch aus fachlichen Gründen ein Erklärungsbedarf ergibt (Piitulainen et al. 2007:15; Siegfried 2005).<sup>2</sup> Wenn die sprachliche oder kulturelle Zugehörigkeit in den analysierten Gesprächen thematisiert wurde, war dies in der Regel mit Lachen oder Lächeln verbunden (Tiittula 2009). Damit stellt sich die Frage, was genauer an solchen Stellen passiert, welche spezifische Funktion Lachen und Lächeln dabei haben und was mit ihnen signalisiert oder kontextualisiert wird. Dieser Frage wird im Folgenden genauer gesprächsanalytisch nachgegangen, wobei die interaktive Herstellung der betreffenden Sequenzen analysiert wird.

Die Datengrundlage besteht aus Gesprächen zwischen deutschen und finnischen Muttersprachlern auf internationalen Fachmessen. Eine genauere Beschreibung des zugrunde liegenden Materials findet sich in Abschnitt 3. Zuerst wird jedoch in Abschnitt 2 ein kurzer Überblick über bisherige Arbeiten zu interaktiven und kontextualisierenden Funktionen des Lachens und Lächelns gegeben.

---

<sup>1</sup> Haakana (1999) machte in seiner Untersuchung über Lachen in Arzt-Patienten-Kommunikation die Beobachtung, dass bestimmte lachhafte Elemente fehlten, wie vorgefertigte Witze oder Frotzeleien.

<sup>2</sup> In Siegfrieds Korpus der deutsch-schwedischen Wirtschaftskommunikation wurden zum Beispiel Fehler oder Unangemessenheiten im Fremdsprachengebrauch nicht als relevant für den Verständigungsprozess markiert (Siegfried 2003, 2005). Vergleiche auch die Ergebnisse von Kurhila (2006).

## 2. Lachen und Lächeln in der Interaktion

Chafe (2007) verbindet das Lachen generell mit Nicht-Ernsttem (*nonseriousness*). Diese Bezeichnung greift weiter als der Begriff "Humor". Nicht-Ernstes ohne Humor bezieht er auf unerwünschte oder abweichende Situationen, die Lachen evozieren. Beispiele für unerwünschte Situationen sind Gebrauch von obszöner Sprache, Unsicherheit über die Adäquatheit oder Angemessenheit der sprachlichen Äußerung, Unterbrechungen, Selbstzerfleischung, Reue, Verlegenheit, Kritik. Im Allgemeinen alles, was als falsch, unethisch, delikat, unangenehm, unsicher, verächtlich, grausam, bedrückend und so weiter gilt, kann Lachen hervorrufen.

Chafe betrachtet Lachen aus psychologischer Sicht und verbindet es mit Emotionen, während die konversationsanalytische Herangehensweise das Soziale hervorhebt, wobei das Lachen nicht nur als Reaktion auf irgendeinen externen Stimulus angesehen wird, sondern als ein von den Beteiligten in der Interaktion produziertes und verstandenes Phänomen. Somit konzentrieren sich konversationsanalytische Untersuchungen über Lachen darauf, wann, wo und auf welche Art und Weise die Beteiligten das Lachen im Verlauf der Interaktion organisieren, produzieren, darauf reagieren und es interpretieren. Grundlegend sind hier vor allem die Untersuchungen von Gail Jefferson (1979, 1984, 1985; Jefferson et al. 1987). Lachen wird also nicht als ungewollter Reflex oder Instinkt, sondern als kontrollierbar, systematisch und präzise platziert aufgefasst (Glenn 2003:32).

Durch Lachen markieren die Beteiligten etwas als "lachbar"<sup>3</sup> und möglicherweise als humorvoll. Lachen hat somit kontextualisierende Funktionen<sup>4</sup> in der Interaktion. In seinem Aufsatz "Lächelndes Sprechen und Lachen als Kontextualisierungsverfahren" beschreibt Schwitalla (2001) folgende kontextualisierende Funktionen von lächelndem Sprechen und Lachen:

- Ausdruck von freundlicher Einstellung,
- Kontextualisierung von Scherz und Komik,
- Schutz des fremden Face (bei Rollenkonflikten, bei problematischen Themen für die gemeinsame Beziehung und bei kritischen Äußerungen),
- Bedrohung des fremden Face (Auslachen),
- Schutz des eigenen Face (zum Beispiel bei peinlichen Themen, bei Eingeständnissen von Fehlern oder Mängeln),
- Bekenntnis zur Normdurchbrechung,
- Ankündigung eines peinlichen Themas,
- Demonstration von emotionaler Selbstdistanz,
- Distanzierung von verwendeten Wörtern (*hedges*),
- Ausdruck von Überraschung und Ankündigung von etwas Paradoxem.

<sup>3</sup> Glenn (2003:49) verwendet den Begriff *laughable* für alles, was Lachen hervorruft oder dazu eingesetzt wird, Lachen zu evozieren.

<sup>4</sup> Zur Kontextualisierung siehe Gumperz (1982), Schmitt (1993).

Die Funktionen können sich überlagern, gemeinsam sei ihnen allen jedoch das Moment des Nicht-Erwarteten, des Ungewöhnlichen und des Unstimmigen (Schwitalla 2001:342). In vielen Fällen ist das Lachen also keine Reaktion auf explizite Witze oder humorvolle Kommentare, sondern es erfüllt andere Funktionen. In der Interaktion hat das Lachen zwei gegenseitige Implikationen: Es kann sowohl zur Verbundenheit (*affiliation*), das heißt Gemeinsamkeit, Zugehörigkeit, als auch zur interaktiven Distanzierung (*disaffiliation*) beitragen. Während das Mitlachen verbindet, kann das Auslachen Mangel an Sympathie, Rücksichtnahme oder Anpassung demonstrieren (unter anderem Glenn 2003:30).

Das Lachen, seine Formen und Funktionen variieren je nach Situation, und die Art des Lachens ist sozial normiert (Schwitalla 2001:326). Außerdem lachen Menschen unterschiedlicher sozialer Welten auf andere Art und Weise, stellt Schwitalla (1995:479) fest. In diesem Zusammenhang interessieren uns vor allem institutionelle Interaktionssituationen. Adelswärd (1989) hat das Vorkommen und die Bedeutung von Lachen in Dialogen innerhalb verschiedener Institutionen (unter anderem in Bewerbungsgesprächen, Gesprächen zwischen Beamten auf dem Sozialamt und Eltern) untersucht. Ihre Analysen ergaben, dass das Lachen trotz der freundlichen Atmosphäre der Situationen nur in wenigen Fällen Reaktionen auf Witze oder Scherze war und dass unilaterales, einseitiges Lachen, das heißt Lachen allein in allen Situationen viel üblicher war als gemeinsames Lachen. Gemeinsames Lachen war ein Zeichen für Übereinstimmung und Konsens, während unilaterales Lachen oft zur Modifizierung von verbalen Ausdrücken oder Einstellungen verwendet wurde.

Haakana (1999, 2001, 2002) hat sich auf das Lachen in Arzt-Patienten-Gesprächen konzentriert. Seine Untersuchungen ergaben, dass Patienten mehr lachten als Ärzte und zwar in der Regel allein. Im Lachverhalten von Patienten und Ärzten zeigten sich auch weitere Unterschiede. Die Patienten lachten bei delikaten Angelegenheiten. Dieser Typ von Lachen hat keine einladende Funktion; gerade durch das Nicht-Lachen demonstriert die problemrezipierende Seite, dass sie das Problem des Gesprächspartners ernst nimmt (siehe auch Jefferson 1979, 1984). Die Ärzte wiederum verwendeten Lachen, um problematische Aktivitäten der Patienten zu verharmlosen (*laugh off*).

Wie die Lachforschung zeigt, indiziert das einseitige Lachen sprecherseits typischerweise, dass das Gesagte oder die Aktivität auf irgendeine Weise delikat oder problematisch ist. Die Interaktanten können zum Beispiel durch Lachen markieren, dass sie mit dem sprachlichen Ausdruck Schwierigkeiten haben oder dass der gewählte Ausdruck nicht ganz passend ist, siehe hierzu unter anderem Kurhilas (2006) Untersuchung zur Kommunikation zwischen Muttersprachlern und Nichtmuttersprachlern in institutionellen Situationen und Wilkinsons (2007) Untersuchung zu Gesprächen mit Aphaskern.

Schwitalla (2001:325) spricht von Lachen und lachendem Sprechen, wenn Lachpartikeln vorkommen, und von lächelndem Sprechen, wenn Äußerungen mit lächelnder Mundstellung gesprochen hörbar sind. Potter und Hepburn (2010) plädieren für die analytische Trennung zwischen Lachelementen innerhalb von Wörtern und Lachen beziehungsweise Lachpartikeln außerhalb von Wörtern. Die wortinternen Aspirationslaute nennen sie IPA, "interpolated particles of aspiration" (zum Beispiel *type of punishm(h)ent*), um den Unterschied zum Lachen deutlich zu machen. Manchmal kann sich das Lachen auf die verbale Äußerung

erstrecken, aber IPAs allein innerhalb von einzelnen Wörtern indizieren Probleme, Abgrenzungen oder Unzulänglichkeiten bei dem betreffenden Lexem oder der Aktivität.

Lachen und oft auch Lächeln sind also auditiv wahrnehmbar. Vor allem sind sie aber als körperliche Aktivitäten visuell. Der Unterschied zwischen Lachen und Lächeln ist graduell, und wie Glenn (2003:66ff.) und Haakana (2010) zeigen, kann Lächeln dem Lachen vorangehen, dazu einladen oder Lachbereitschaft signalisieren.

### 3. Datengrundlage

Die Analysebeispiele stammen aus einem Korpus, das sich aus Videoaufzeichnungen von 14 deutsch-finnischen Gesprächen auf internationalen Fachmessen in Deutschland zusammensetzt.<sup>5</sup> Es handelt sich um Interaktionen zwischen Anbietern, das heißt Messevertretern finnischer Aussteller, und deutschen Messebesuchern, die zum großen Teil Besitzer von kleinen Geschäften oder Einkäufer von größeren Unternehmen sind. Zu den zentralen Aufgaben der Anbieter gehört, Interesse für die Produkte zu wecken, Waren zu präsentieren und Angebote zu unterbreiten. Die Besucher holen Informationen ein, um neue Verkaufsartikel zu finden und ihr Sortiment zu ergänzen. Im positiven Fall kommt es zum Auftrag und zu einer neuen Geschäftsverbindung oder zur Bestätigung eines alten Geschäftskontaktes. Streng genommen werden die Besucher erst jetzt Kunden. Die Beteiligten orientieren sich an ihren aufgabenspezifischen Rollen, was unterschiedliche, sich gegenseitig ergänzende und voraussetzende Perspektiven auf die Transaktion bedeutet. Es handelt sich also um professionelle Kommunikation, in der beide Parteien in professionellen Rollen handeln (dies ist ein Unterschied zu vielen institutionellen Situationen, in denen die Klienten Laien sind und nur der Vertreter der Institution ein professioneller Akteur). Die Professionalität der Kommunikation zeigt sich des Weiteren in der Orientierung an einem globalen Handlungsschema (Tiittula 2007b).

Im voranalytischen Sinne können die Gespräche als interkulturell und interlingual bezeichnet werden, da hier Angehörige unterschiedlicher nationaler Kulturen mit unterschiedlichen Mutter- beziehungsweise Erstsprachen miteinander kommunizieren. Aus konversationsanalytischer Sicht hat es sich jedoch gezeigt, dass die Zugehörigkeit zu einer kulturellen und sprachlichen Gemeinschaft von den Beteiligten selbst nur an wenigen Stellen in diesen Gesprächen relevant gesetzt wird (Tiittula 2009). Differentielle kulturelle Zugehörigkeiten manifestieren sich in erster Linie auf der Ebene der Interlingualität. Dies geschieht unter anderem, wenn die Fremdsprachler Wortfindungsprobleme haben.

Die Videomitschnitte ermöglichen einen multimodalen Ansatz bei der Analyse des Phänomens. Dies ist wichtig, weil Lachen mit anderen nonverbalen Elementen (Gesichtsausdrücke, Körperbewegungen) verbunden ist, die für den Beginn des gemeinsamen Lachens in Situationen, in denen sich die Beteiligten sehen und hören, von Bedeutung sein können (Glenn 2003:66). Außerdem ist das Lachen

<sup>5</sup> Das Korpus ist im Rahmen des von Finlands Akademie finanzierten Projekts "Soziale Stile und institutionelle Kommunikation in interkulturellen Kontakt Situationen" 2003–2004 gesammelt worden.

vom Tonband wegen der starken Hintergrundgeräusche auf der Messe nicht immer genau hörbar.<sup>6</sup> Noch schwieriger wäre es, Lächeln ohne Bild zu untersuchen.

## 4. Analysen

Lachen kommt in fast jedem Gespräch des Korpus vor. Wie in anderen Untersuchungen lässt sich auch hier feststellen, dass Lachen vielen Funktionen dient und dass es sich nur in wenigen Fällen um Scherze handelt. Im Folgenden konzentriere ich mich auf die Sequenzen, in denen die sprachlichen Unterschiede oder Kompetenzen angezeigt oder explizit thematisiert werden. Solche Fälle kommen im ganzen Korpus nur an einigen Stellen vor. Wie in der Einleitung schon angedeutet wurde, scheint im Allgemeinen für die Fachkommunikation zu gelten, dass Interkulturalität oder Interlingualität kaum Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die wenigen Fälle, die im zugrunde gelegten Korpus in Erscheinung traten,<sup>7</sup> waren stets mit Lachen beziehungsweise Lächeln verbunden. Im Datenmaterial gab es sowohl Belege für Fälle, in denen die Differenz in der Sprachkompetenz beziehungsweise Sprachzugehörigkeit von Seiten der Nichtmuttersprachlerin relevant gesetzt wurde, als auch für Fälle, in denen dies von der muttersprachlichen Seite aus passierte. Im Folgenden gehe ich zuerst auf die ersten Fälle ein, danach behandle ich in Abschnitt 4.2 den zweiten Typ der Fälle.

### 4.1. Thematisierung sprachlicher Probleme von Seiten der Nichtmuttersprachlerin

Das erste Beispiel zeigt einen Fall, in dem die Fremdsprachensprecherin ein Wortfindungsproblem hat. Beteiligt sind eine finnische Anbieterin, die hier mit dem Pseudonym Minna bezeichnet wird, und ein deutsches Ehepaar, von dem die Frau die primäre Gesprächspartnerin ist.<sup>8</sup> Vor dem Ausschnitt hat die Kundin nach Taschen gefragt, in die Mütter Babysachen einpacken können. Von diesen Sachen nennt sie *die flasche* und das *öl* (Z.358). Minna will "Windeln" hinzufügen, findet aber das deutsche Wort nicht:<sup>9</sup>

(1) (Messe I, 5)

358	Kundin:	da ham die die flasche und [(ihr öl)]
359	Minna:	[ich- ]
360	Kundin:	und so drin.
361	Minna:	ja das- das also-
362		und we ich weiß nich wie sie auf deutsch heißen.
363		<u>diapers</u> , ((engl. Ausspr.))
364		(0.6) die (0.4) <u>väippa</u> , ((finn. Ausspr.)) hahaha

<sup>6</sup> Lachen kann eventuell auch tonlos sein (Poyatos 1993).

<sup>7</sup> Siehe genauer Tiittula (2009).

<sup>8</sup> Zur Analyse der betreffenden Interaktion siehe genauer Tiittula (2007a, 2007b).

<sup>9</sup> Die Transkription folgt mit wenigen Ausnahmen den Konventionen des GAT; die verwendeten Zeichen befinden sich am Ende des Beitrags.



Abb. 1: *ich weiß nich*



Abb. 2: *hahha*

Minna hält die Tasche mit ihrer linken Hand hoch und gestikuliert gleichzeitig mit der rechten Hand. Sie blickt dabei zur Kundin. Sie expliziert das Problem (*ich weiß nich wie sie auf deutsch heißen*, Z.362) und zeigt es auch mimisch, indem sie ihr Gesicht bei *ich weiß nich* verzieht (Abb.1). Sie formuliert dann das Wort auf Englisch (*diapers*, Z.363) und beugt sich ein wenig zur Kundin. Die Bewegung, die mittelsteigende Intonation und die kurze Pause nach dem Wort erwecken einen fragenden Eindruck. Danach macht sie einen neuen Versuch und produziert den bestimmten Artikel *die* und bewegt ihre rechte Hand auf der Seite nach unten, als ob sie mit der Bewegung eine Windel nonverbal beschreiben würde und nickt gleichzeitig zweimal. Dabei lächelt sie. Jetzt dreht sie den Kopf zur finnischen Kamerafrau (der sonst keine Aufmerksamkeit in der Interaktion geschenkt wird) und drückt das Wort auf Finnisch aus (*vaippa*, Z.364). Am Ende des Wortes wendet sie den Blick zur Kundin zurück, und das Lächeln geht zu einem kurzen Lachen über (Abb.2). Die Kundin bietet jetzt eine Lösung für das Benennungsproblem an:

365 Kundin: achso die die die pam[pers. jajajaja.]  
366 Minna: [aja die pampers;]  
  
367 [oder] [eben.]  
368 Kunde: [pampers.] achso. [jajajaja.]  
369 Kundin: [genau. ] die pampers drin.



Abb. 3: *die pam/pers.*

Als die Kundin das Wort übernimmt, ist sie auf dem Bild nicht sichtbar und ihre nonverbale Aktivität deshalb nicht analysierbar. Verbal zeigt sie zunächst an, dass sie das Wortfindungsproblem ihrer Gesprächspartnerin verstanden hat (achso Z.365) und bietet dann den Produktnamen *die pampers* als allgemeine Bezeichnung an. Schon beim Beginn des Wortes gibt Minna zu verstehen, dass ihr das Wort bekannt ist und wiederholt es sofort. Dabei macht sie mit ihrem Zeigefinger eine schnelle Bewegung in die Richtung der Kundin (Abb.3), was auch deutlich macht, dass ihr die Benennung vertraut war, nur nicht einfiel. Nun wiederholt auch der Kunde das Wort, und Minna wendet ihm ihren Blick zu. Er sieht sie jedoch nicht an, sondern hält seinen Blick nach vorne zum Tisch, vor dem die bei-

den Kunden stehen. Bei den letzten *jaja*-Partikeln beginnt er zu lächeln. Jetzt ist die Kundin auch zu sehen. Sie blickt ebenfalls zum Tisch und lächelt etwas. Minna, die bis jetzt vor den Kunden gestanden hat, stellt sich neben die Kunden an den Tisch und setzt die Beschreibung der Tasche fort, die bei der Wortsuche kurz unterbrochen war:

370 Minna: das alles- das ist so geme' äh:: gemessen da [das-]  
 371 Kunde: [hmm?]  
 372 Minna: (0.4) es soll alles rrreinpassen;  
 373 schön und praktisch.

In diesem Fall beginnt die Sprecherin, die das Wortbildungsproblem hat, bei ihrem ersten Versuch (*diapers*) zu lächeln. Das Lächeln geht nach dem zweiten "Wortversuch" zum Lachen über; das jetzt gewählte Wort ist unpassend, weil die Gesprächspartner es nicht verstehen können. Durch das Lachen markiert die Sprecherin, dass der Ausdruck nicht der richtige ist, sondern nur eine Notlösung. Nach den Lachpartikeln bleibt das Lächeln in ihrem Gesicht, bis sie zur Beschreibung der Tasche zurückkehrt und die Nebensequenz beendet ist. Sie behandelt die Wortfindungssequenz durch Lächeln, Lachen und Gestik scherhaft. Zur Lösung des Problems greift sie auf verschiedene sprachliche Ressourcen zurück, neben Deutsch auch Englisch und Finnisch, und zeigt dadurch ihre multilinguale Kompetenz. Die deutschen Muttersprachler lachen nicht, aber sie lächeln. Dadurch zeigen sie, dass sie das Problem ihrer Gesprächspartnerin verstanden haben sowie eventuell auch Empathie (vergleiche Haakana 2010). Das Lächeln kann als eine schwächere Version von Lachen angesehen werden (unter anderem Glenn 2003:15–16, 67–72), das heißt, dass die Kunden die Identifizierung des Scherzes anzeigen, aber auf die Scherzmodalität nicht eingehen beziehungsweise sie nicht ausdehnen. Lachen bedeutet einen Abbruch der Kernaktivität, also der geschäftlichen Transaktion, was die mildere Version, das Lächeln, nicht tut, oder zumindest erlaubt sie eine schnellere Rückkehr zum Kerngeschäft.

Das zweite Beispiel zeigt einen ähnlichen Fall aus demselben Gespräch, ca. 4 Minuten vor der obigen Sequenz. Die Beteiligten gehen Produkte durch, die von beiden Seiten vorgeschlagen werden. Die Kundin nennt *das Lätzchen*. Die finnische Anbieterin Minna stellt eine Verständnisfrage und zeigt damit, dass ihr das Wort nicht bekannt ist.

## (2) (Messe I, 5)

158 Kundin: [dann das ] lätzchen,  
 159 ja das fand ich natürlich auch ganz schön,  
 160 Minna: wie war das wieder auf [deutsch?]  
 161 Kundin: [ ja? ]  
 162 (..)

Bei der Frage *wie war das wieder auf deutsch?* nimmt Minna das Lätzchen in die Hand. Sie hat also das Objekt identifiziert, auch wenn sie das Wort nicht kennt. Bei *deutsch* richtet sie den Blick zur Kundin, die das Lätzchen ansieht.

163 Minna: [(das is ein-)] lätzchen.  
 164 Kundin: [lätz-] lätzchen. f  
 165 Kundin: lätzchen. [nennt man das. ]



Abb. 4: [(das is ein-)]



Abb. 5: lätzchen. f

Minna äußert den Anfang eines vollständigen Antwortsatzes (Z.163, Abb.4). Da die Kundin ihre Antwort gleichzeitig beginnt, kommt es zu einer Überlappung; die Kundin bricht ab und setzt neu an. Als sie ihre Lehraktivität startet, sieht sie zu Minna, die den Blick erwidert. Während die Kundin das Wort *lätzchen* (Z.164) ausspricht, fängt sie an zu lächeln (Abb.5), und Minna übernimmt das Lächeln, bevor sie den Kopf abwendet und das Wort wiederholt. Durch eine nochmalige Wiederholung bestätigt die Kundin die Richtigkeit des Wortes. Überlappend mit ihrem Redebeitrag schließt sich der Kunde an und wiederholt ebenfalls das Wort. Gleichzeitig beginnt Minna eine Begründung ihrer Unkenntnis:

166 Kunde: [lätzchen. ]  
 167 Minna: [krhm das hab=ich] eben nie gehört noch.  
 168 Kundin: hehehe. hhh



Abb. 6: das hab=ich



Abb. 7: eben

Minna hat ihren Kopf jetzt ihren Gesprächspartnern zugewendet, und die Kundin sieht sie lächelnd an (Abb.6). Minna dreht sich gleich ab, die Kundin senkt ihren Blick (Abb.7) und nimmt Minnas Aussage mit Lachen auf. An dieser Stelle sind die Blicke der beiden Frauen nach unten zum Tisch gerichtet, so dass das Lachen die einzige wahrnehmbare Reaktion der deutschen Gesprächspartnerin ist. Lachen kann eine verbale Reaktion ersetzen, wie Jefferson (1979) gezeigt hat. In ihrem letzten Aufsatz (Jefferson 2010) hat sie auch aufgezeigt, wie Gutturale eine ähnliche Funktion haben können, wie Lachpartikeln: Die Gesprächspartner behandeln solche Laute als lachrelevant und lachen in Reaktion darauf. Ein solcher Laut ist das Räuspern *krhm* in Zeile 167. Es ist also denkbar, dass Minna die Kundin damit sowie mit ihrem Lächeln zum Lachen eingeladen hat.

Minna produziert jetzt eine englische Variante für "Lätzchen" (*bibe* 'bib') und lacht ansatzweise (Abb.8):

169 Minna: [bibe(h) ] ja. [lätzchen. ]  
 170 Kundin: [lätzchen.] [(heißt das.)] hng,  
 171 Minna: f das klingt ja [eigentlich ganz süß; f heh]  
 172 Kundin: [ähm:::]  
 173 (1.0)  
 174 Kundin: dann nehm=wer da?  
 175 (1.1) ((M schreibt))



Abb. 8: [bibe(h) ]  
 [lätzchen.]



Abb. 9: hng,

Simultan mit dem von Minna produzierten *bibe(h)* wiederholt die Kundin das deutsche Wort noch einmal, was von Minna ratifiziert und ebenfalls noch einmal wiederholt wird. Die zum Teil simultanen Wiederholungen der Benennung können in Anlehnung an Schwitalla (1992) als chorisches Sprechen bezeichnet werden, das kognitive, emotionale und beziehungsmäßige Einigkeit demonstriert und zur Herstellung von Gruppenkonsens beiträgt. Die Beendigung der Sequenz wird durch die Kundin mit *hng* (Z.170, Abb.8) initiiert, und jetzt erlöscht auch das Lächeln in ihrem Gesicht. Minna evaluiert noch das Wort mit einer lächelnden Stimme und hängt daran eine Lachpartikel an (Z.171). Beide Interaktantinnen sind dabei nach unten zum Tisch vor ihnen orientiert. Die Nebensequenz, deren Interaktionsmodalität durch Lächeln und Lachen als scherhaft markiert wurde, ist jetzt beendet.

Auffällig ist hier auch das Blickverhalten. Während die nebeneinander stehenden Interaktanten bei den rein geschäftlichen Handlungen zu den Objekten vor ihnen orientiert sind, wenden sie sich in dieser Nebensequenz einander zu und markieren auch dadurch das Abweichen von der Kernaktivität (siehe genauer Tiittula 2007a). Der Wechsel der Interaktionsmodalität wird durch Zuwendung und Lächeln beziehungsweise Lachen konstituiert. In diesem Fall ist das Nicht-Kennen eines Wortes kein Problem, weil dadurch die Verständigung und das Durchführen der geschäftlichen Transaktion nicht beeinträchtigt sind. Die Interlingualität dient vielmehr zur Beziehungskonstitution, was durch den Einsatz der nonverbalen Mittel, Lächeln, Lachen und Blickzuwendung, deutlich wird, die die Gemeinsamkeit der Interaktanten betonen. Die Beendigung der Sequenz wird von der Kundenseite initiiert, und die Kundin gibt auch keine weiteren Rückmeldesignale nach Minnas Evaluation. Es ist jedoch zu beachten, dass Minna in dieser Phase nonverbal, mit körperlichen Aktivitäten, bereits beim Abwickeln der Geschäfte ist (siehe auch Abb.9).

Die beiden Beispiele verdeutlichen, wie die Nichtmuttersprachlerin imstande ist, mit ihrer sprachlichen Kompetenz scherhaft umzugehen und die Situation zum Zwecke der Beziehungskonstitution, also letztlich für das Geschäftliche, auszunutzen.

Das dritte Beispiel stammt aus einem anderen Gespräch. Beteiligt sind eine finnischsprachige Anbieterin (F) und zwei deutschsprachige Besucherinnen (D1 und D2). Im bisherigen Gesprächsverlauf haben die Kundinnen Schürzen und sonstige Küchentextilien bestellt, die Vertreterin trägt jetzt die Bestellung in ein Formular ein, so dass auf der verbalen Ausdrucksebene eine Pause entsteht. Unter den besprochenen Objekten sind Topfhandschuhe, welche die Interaktanten als *Handschuh* bezeichnen. Der Ausschnitt beginnt nach einer längeren Pause. D1 hat sich für einen Moment entfernt, die Anbieterin ist nach unten gebeugt, D2 steht neben ihr und blickt in eine andere Richtung.

(3) (Messe II, 2)

```

2728 F: wie heißt diese auf [deutsch.]
2729 D2: [hm=hm; ]
2730 (0.8)
2731 D2: ä ähm (.) topflappen.
2732 F: topf (.) lappen.
2733 D2: hehe
2734 F: ja- (.) .hhehe d(h)ank(h(e)[heheheh
2735 D2: [b(h)itt(h)e(h)e;

```

Vor der Frage richtet sich F ein wenig auf, blickt D2 an und zeigt mit dem Stift auf ein Bild im Katalog, der auf dem Tisch neben dem Bestellblock liegt. Nachdem ihr die Kundin den Blick zugewandt hat, stellt sie die Frage. D2 scheint ihre Frage als Versicherungsfrage nach der Richtigkeit der Bestellung verstanden zu haben, denn sie gibt überlappend mit *deutsch* ein bestätigendes Rückmeldesignal. F behält ihre Position und Blickrichtung bei, womit sie deutlich zu machen scheint, dass sie auf eine Antwort wartet. Nun reagiert D2 entsprechend, indem sie sich auch zum Katalog beugt, ihren Zeigefinger zu dem Bild führt und das gewünschte Wort produziert. F wiederholt das Wort, spricht den ersten Teil *topf* betont, mit hoher Stimme und hebt den Stift, was den Eindruck des Sich-Erinnerns erweckt (vergleiche Minnas ähnliche Reaktion bei *pampers* in Beispiel 1). Nach *topf* wendet sie sich wieder dem Schreiben zu. D2 richtet sich auf und ratifiziert die Äußerung mit einem kurzen Lachen. Lachen funktioniert hier also als Reaktion anstelle einer verbalen Bestätigung. Aber was macht sie damit "lachbar"? Anscheinend weniger das sprachliche Problem als vielmehr ihr eigenes Missverständnis. Auf alle Fälle initiiert sie auf diese Weise das Lachen von Fs Seite: F bedankt sich lachend. Die Kundin quittiert dies ihrerseits mit einem lachend geäußerten *bitte*. Anders als im ersten Beispiel lacht hier also nicht die Sprecherin zuerst, die das sprachliche Problem hat und es äußert. Das Problem liegt vielmehr auf der Seite der Muttersprachlerin, die die Frage offensichtlich nicht sofort verstanden hat. Durch gemeinsames Lachen wird die für beide Seiten gesichtsbedrohende Lage ausgeglichen.

Alle drei analysierten Beispiele stellen Fälle dar, in denen ein sprachliches Problem explizit thematisiert und ausgedehnt behandelt wird. Betrachten wir nun einen Fall, in dem ein kommunikatives Problem etwas impliziter zum Ausdruck kommt. Der Beleg stammt aus einem dritten Gespräch mit anderen Beteiligten als in den vorigen Beispielen. Die Passage spielt sich zu Beginn des Gesprächs ab, während der die finnische Anbieterin (F) nach der Adresse der Kundin (D1) fragt. Sie kennt den Ortsnamen nicht und kann ihn somit nicht aufschreiben. Sie bittet

die Kundin jedoch nicht, ihn genauer zu buchstabieren, weil sie ihn aufgrund der schon gegebenen Postleitzahl später nachsehen kann. Die Beteiligten stehen nebeneinander, die Kundin blickt zu einem Ständer vor ihnen, die Messevertreterin schreibt in einen Block von Bestellformularen.

(4) (Messe I, 6)

```

18  D1:    brauchen sie noch ne karte oder isch das okee;
19  F :    nein nein; das ist okee.
20      (.) nur die poschtlei post[leitzahl.]
21  D1:          [sieben    ]vier neun drei
22      neun.
23  (0.7)
24  F :    [sieben vier neun drei neun.]
25  D1:    [sieben vier neun drei neun.] ja.
26  F :    und=äh: die ort,
27  (0.2)

```

Bei dem Wort *ort* wendet die Messevertreterin ihren Blick vom Schreibblock zur Kundin, die während ihrer Antwort (Z.28) zuerst auf die Unterlagen schaut, dann zur Messevertreterin, die zu schreiben beginnt. Beide haben nun ihren Blick zum Schreibblock gerichtet.

```

28  D1:    züznhausen zet u: zet-
29  (0.4)
30  F :    zütschnhaus-
31  D1:    [ züznhausen.          ]
32  F :    [(a: ich guck das fnachf)]

```



Abb. 10: *zütschnhaus-*



Abb. 11: *fnachf*

Nach D1s Antwort wiederholt F den Ortsnamen (Z.30) und blickt am Ende des Wortes scheinbar fragend zu D1, die den Blick erwiderst (Abb.10). Bei *nach* wendet F ihren Blick zum Ständer, in ihrem Gesicht erscheint ein Lächeln (Abb.11), das sich ausbreitet. F richtet ihren Blick schnell zurück zur Kundin, die jetzt auch lächelt:

```

33  F :          [hahaha      .hhh
34  D1:    ja? oke(h)ehe[hehehe okey
35      da(.) [von (.)] zwei;
36  F :          [ hehe]
37  F:    <<notierend>(&gt;)
38      <<aufschauend und zeigend>drei,>
39  D1:    zwei.
40  F :    zwei.
41  ((F notiert))

```

Abb. 12: *oke(h)ehe*Abb. 13: *[hahaha*  
*[hehehe*Abb. 14: *hehe*  
*[hehehe*

Beide fangen an zu lachen (Abb.12 und 13; es ist schwer zu sagen, wann genau das Lächeln ins Lachen übergeht). Gleichzeitig wenden sie ihre Blicke zum Ständer (Abb.14), und das Lachen wird zum Lächeln.

In diesem Beispiel lächelt die Beteiligte zuerst, die in ihrem Handeln selbst ein Problem zu sehen scheint: Sie kann den Namen des Geschäftsortes ihrer Partnerin nicht schriftlich festhalten. Das Lachen wiederum wird zuerst von Seiten der Gesprächspartnerin produziert. Damit schließt sie sich an; der Lachgegenstand ist die Schwierigkeit des Namens ihres eigenen Ortes.<sup>10</sup> Sie beobachtet das Gesicht ihrer Gesprächspartnerin genau, bevor sie anfängt zu lachen. Das Lächeln funktioniert also als eine Einladung zum Lachen. Das länger andauernde gemeinsame Lachen verbindet die Beteiligten. Die genaue Koordination der Blicke verstärkt noch die Gemeinsamkeit.

#### 4.2. Thematisierung der Sprachkompetenz von der muttersprachlichen Seite

In den obigen Beispielen hatten wir mit Fällen zu tun, in denen jeweils die Nicht-muttersprachlerin ihr sprachliches Problem zum Ausdruck brachte. Seltener ist, dass die fremdsprachliche Kompetenz von Seiten des/der Muttersprachlers/in thematisiert wird. In diesem Abschnitt werden drei solcher Fälle analysiert. Betrachten wir zunächst einen Ausschnitt aus dem ersten Beispielgespräch mit der finnischen Anbieterin Minna und dem deutschen Ehepaar als Kunden. Der Ausschnitt beginnt am Ende einer Sequenz, in der Minna ohne besonderen Erfolg versucht hat, die Kundin von einem Verkaufsartikel, von Socken, zu überzeugen.

(5) (Messe I, 5)

539 Kundin: [wenn ich das sehe die] socken is das [geschäft]  
 540 Minna: [ja; ]  
 541 Kundin: dann kaufen [wir nur noch socken ]  
 542 Minna: [dann machen sie das-]  
 543 Kundin: in allen [farben.hehe]  
 544 Minna: [ehhaha ]

Zwischen Minna und der primären Gesprächspartnerin, der Kundin, wird eine Ablehnung der Kundin scherhaft und mit beiderseitigem Lachen behandelt. Humor kann in professionellen Gesprächen dazu dienen, Störungen zu neutralisieren

<sup>10</sup> Vergleiche die Untersuchung von Markaki et al. (2010), in der Lachen im Zusammenhang von Ausspracheschwierigkeiten ausländischer Namen auf Sitzungen eines internationalen Unternehmens analysiert wird.

und kleine Turbulenzen zu reparieren und deshalb in Verhandlungen strategisch verwendet werden (unter anderem Bilmes 1995; Vuorela 2005; Norrick/Spitz 2008). Die Scherzproduzentin ist hier die Kundin, Minna ist die Rezipientin, die nach dem Erkennen des Scherzes mit Lachen reagiert. Daraufhin lacht auch die Scherzproduzentin selbst. Die Organisation des Lachens folgt somit den von Jefferson (1979) aufgestellten Regeln. Während die Frauen noch lachen, steigt der Kunde ein, der ein Paar rosaarbene Kindersocken in die Hand genommen hat.

545 Kunde: [wir sagen] das ist eine bonbonfarbe.  
 546 [wissen] sie was ein bonbon ist?  
 547 Minna: [eben- ]

Er beginnt eine Belehrungssequenz, in der er Minna das Wort *bonbon* beibringen will. Seine Orientierung an der differenten Sprachzugehörigkeit und an der Identität seiner Gesprächspartnerin als Fremdsprachensprecherin wird durch die Unterscheidung von *wir (sagen)* und *sie (wissen sie)* deutlich: *wir* bezieht sich auf Deutsche, von denen er die Gesprächspartnerin (*sie*) ausgrenzt. Dabei führt er die Socken bis vor Minna, die sich ihrerseits ihm zuwendet und die Socken in seiner Hand anfasst. Für einen kurzen Moment halten sie beide die Socken fest. Die überlappend gesprochene Rückmeldung *eben* in Z.547 zeigt, dass ihr der Begriff *bonbonfarbe* bekannt ist. Ihr Gesicht zeigt Verwunderung.

548 Kunde: was man (in:) mund sch ((deutet zum Mund))  
 549 Minna: ja::: weiß ich [zu gut all]zu gut.  
 550 Kunde: [hehehehehehe]  
 551 Kundin: [jajajajaja.]  
 552 Minna: wa: glau oder fürchte ich; hahahaha



Abb. 15: (in:) mund sch



Abb. 16: zu gut



Abb. 17: hahahaha

Bei der Erklärung des Wortes nimmt der Kunde die Socken, führt sie an seine Lippen und deutet zum Mund (Abb.15). Minna verdreht die Augen, produziert ein verlängertes *ja* und gibt eine auf ihre Eigenschaft anspielende Antwort (Z.549, Abb.16), worauf beide Kunden reagieren, die Kundin mit mehrmaligen *ja* und der Kunde mit einem Lachen, zu dem der Scherz eingeladen hat. Am Ende des Lachens wenden sich Minna und der Kunde voneinander ab. Minna ergänzt ihren Scherz und lacht jetzt auch selbst. Dabei blicken sich Minna und der Kunde kurz an und wenden sich sofort wieder ab (Abb.17). Ohne Pause kommt Minna jetzt schnell zum Geschäftlichen zurück:

553 Minna: .h aber das können sie dann für das frühjahr  
 554 [nehmen.]  
 555 Kundin: [genau. ]  
 556 das kann man dann immer [noch.]

557 Minna: [eben.]  
 558 Kundin: aber dann hat das so:: (0.2) [biss]chen stil;  
 559 Minna: [ja; ]  
 560 Kundin: genau.

Abb. 18: *das frühjahr*

Der Kunde wendet sich noch einmal kurz zu Minna und blickt sie lächelnd an (Abb.18).

Minna dreht die Frage nach ihrer sprachlichen Kompetenz zum Scherz um. Der Humor bezieht sich auf sie selbst. Beim Scherzen auf eigene Kosten präsentieren sich die SprecherInnen als Menschen, die Spaß verstehen. Nach Kotthoff (1998:333) bestätigt der Humor auf eigene Kosten die Intimität des Diskurses (dient also in unserem Beispiel der Beziehungskonstitution), in dem es nicht um positionale Identitäten geht, sondern um persönliche: "Der Humor auf eigene Kosten geht auf Kosten von Imagedimensionen, die zurückgestuft werden können und für die Personen nicht zentral sind" (ebenda). In unserem Fall bezieht sich der Scherz auf das Äußere und lenkt die Aufmerksamkeit von dem für das Geschäft wichtigen Kompetenzbereich, den Deutschkenntnissen ab.

Wie üblich in Gesprächen mit mehreren Beteiligten, lacht die Scherzende nicht zuerst, sondern der Rezipient, und erst danach die Scherzende (vergleiche Glenn 2003:88). Unklar ist hier jedoch, ob der Beitrag des Kunden schon als Scherz gilt, denn im Hinblick auf Minnas ausgezeichnete Deutschkenntnisse ist seine Frage unerwartet, was auch Minnas Miene auszudrücken scheint. Nach der Sequenz wendet er sich ab, legt die linke Hand auf die Hüfte, dreht sich noch zurück und blickt lächelnd zu Minna (Abb.18). Sein Verhalten erinnert an Flirten.

Auch das folgende Beispiel deutet darauf hin, dass die Thematisierung der Fremdsprachenkompetenz in einem Geschäftsgespräch unerwartet ist und insofern Verwundern auslösen kann. In diesem Gespräch ist die finnische Anbieterin dieselbe wie in Beispiel 4, beteiligt sind außerdem zwei deutsche Messebesucher, ein jüngeres Ehepaar. Der Ausschnitt stammt aus dem Ende des Gesprächs, bei dem die geschäftliche Transaktion schon abgeschlossen ist. Den Kunden ist Saft angeboten worden. Die Anbieterin hat sich für einen kurzen Moment distanziert und kommt jetzt zurück. Die Kundin nimmt das Gespräch mit einer Frage nach ihren Deutschkenntnissen wieder auf.

#### (6) (Messe I, 4)

859 D1: wie lange sprechen sie schon deutsch?  
 860 (0.8)  
 861 F: wie bitte,  
 862 (.)  
 863 D1: wie lange sprechen sie schon deutsch;  
 864 (1.0)

865 F: wie lange;  
 866 (1.6) ah: dreißig jahre(h); [hehehe  
 867 D2: [hehe]  
 868 (1.8) ((D1 nickt lächelnd))

Die Frage nach der Sprachkompetenz zeigt, dass Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden ist, dass F nicht ihre Muttersprache spricht. Die Frage ist heikel, weil sie über das Geschäftliche hinausgeht, die persönliche Sphäre betrifft und auf ein potenzielles Defizit hindeutet. F stellt eine verzögerte Verständnisfrage, woraufhin die Kundin die Frage wiederholt. Die Kundin ist nur ganz kurz im Bild zu sehen, aber zumindest in dem Moment ist in ihrem Gesicht ein Lächeln zu sehen. Auch F lächelt während D1s Frage, wendet dann ernst den Blick von D1 nach unten und verzögert wieder. Dann wiederholt sie lächelnd den Kern der Frage (Z.865), verzieht das Gesicht belustigt und schaut "in die Ferne", womit sie Nachdenklichkeit demonstriert, und dass sie an etwas weit Zurückliegendes denken muss. Nach der Pause blickt sie wieder die Kundin an, gibt die verzögerte Antwort zuerst lächelnd dann lachend und markiert somit die Sequenz als "lachbar". Durch ihr nonverbales Verhalten hat sie ihre Gesprächspartner zum Lachen eingeladen, und überlappend mit den turnbeendenden Lachpartikeln lacht der Kunde. Die Kundin lacht nicht, reagiert nur mit einem Lächeln, nickt und gibt der Anbeiterin Raum, fortzufahren. F beginnt jetzt zu erzählen, wie sie Deutsch gelernt hat:

869 F: ich habe nämlich äh deutsch als hauptsprache,  
 870 (.) in der schule sch z (0.2) gehabt-  
 871 (.)  
 872 D1: aha,  
 873 F: und dann hab ich auch brieffreundinnen in deutschland  
 874 gehabt- und dann: haben wir einander besucht,  
 875 also sie war mal in finnland- ich mal in deutschland,  
 876 (.) und dann hab ich noch ö an der spracheninstitut  
 877 deutsch studiert als hauptsprache,  
 878 und da hab ich dann auch (zz) (.) arbeits=ä oder  
 879 sprachpraktikum in deutschland gemacht.  
 880 also bin schon mehrere male (0.2) nach deutschland  
 881 gekommen.  
 882 (0.4)

Der längere Bericht macht deutlich, dass F sich schon lange mit Deutsch beschäftigt, und erklärt ihre erstaunte Reaktion auf die Frage nach den Deutschkenntnissen. Sie blickt fast die ganze Zeit zur Kundin und die meiste Zeit ist in ihrem Gesicht ein Lächeln, das sich nach dem Ende des Redebeitrags ausbreitet, und sie nickt gleichzeitig mehrere Male. Die Kundin gibt jetzt einen Account, warum sie die Frage gestellt hatte: Ihre Tochter geht nach Amerika.

883 D1: na ich bin mal gespannt- meine tochter geht jetzt  
 884 für drei wochen nach äh amerika.  
 885 F: t ah  
 886 D1: wie viel das bringt(h)he,  
 887 F: [ja;]  
 888 D1: [fmal] sehen;f  
 889 F: ja::.

In Z.886 beginnt D1 zu lächeln und am Ende der Äußerung steigt ihre Stimme. Die Rückmeldesignale von F (Z.887 und 889) sind ebenfalls mit sehr hoher Stimme produziert und drücken Einfühlksamkeit aus.<sup>11</sup> F fragt jetzt genauer nach der Tochter und ihrer Reise, sodass das Gespräch jetzt die private Sphäre der Kunden berührt. Danach wird die Interaktion zu Ende gebracht. Es handelt sich also um die Endphase des Gesprächs, die schon außerhalb der Kernaktivitäten läuft und in der private Angelegenheiten als Gegenstand von Small Talk verwendet werden können. Hierzu bieten sich im Allgemeinen kulturelle und sprachliche Differenzen, denen während der Kernaktivitäten kaum Aufmerksamkeit geschenkt wird (Tiittula 2009). Der Austausch der Erfahrungen sowie das ständige gegenseitige freundliche Lächeln tragen zur Beziehungskonstitution bei. Das Lächeln und das sonstige nonverbale Verhalten markieren nicht nur den Wechsel der Interaktionsmodalität, sondern erhalten auch die nichternste Modalität aufrecht.

Das letzte Analysebeispiel zeigt einen Fall, in dem die Sprachkenntnisse der Nichtmuttersprachlerin gelobt werden. Es handelt sich um dasselbe Gespräch wie in Beispiel 3. Es ist hier zu bemerken, dass die Deutschkenntnisse der finnischen Anbieterin nicht so gut sind wie die der anderen Finninnen in den anderen Beispielgesprächen. Vor dem Ausschnitt hat das Gespräch eine Phase erreicht, in der die Interaktanten dazu übergehen, die Bestellung schriftlich festzulegen.

(7) (Messe II, 2)

```

507   F:   .hh äh:: haben sie (firmenko-)
508   D1:  ja-
509   F:  [karte.]
510   D2: [ja.    ]
511   (6.5) ((D1 sucht in ihrer Tasche))

```

Die Anbieterin fragt nach der Firmenkarte, wobei sie zuerst einen Interferenzfehler macht, der sich auf das finnische *kortti* oder auf das schwedische *kort* zurückführen lässt. Die beiden Kundinnen verstehen sie, aber sie korrigiert sich sofort. Eine Pause entsteht auf der nonverbalen Ausdrucksebene, als die Kundin die Karte in ihrer Tasche sucht. Durch das Suchen wird die geschäftliche Aktivität für einen Moment suspendiert, den die Kundin dazu nutzt, die Fremdsprachenkompetenz der Anbieterin zu loben:

```

512   D1: sie sprechen aber gut deutsch.
513   (0.6)
514   D2: [hehehehe]
515   F:  [fdanke.£]
516   D2: hehe
517   F:  (nicht so-/geht so-) (0.2) nicht so sehr gut-
518           aber- heh

```

---

<sup>11</sup> Vgl. Schwitalla (1992:80): "Große prosodische Expressivität ist eins der Mittel, mit denen man über eine kooperative Einstellung hinaus eine außergewöhnliche, exaltatorische Übereinstimmung herstellen kann."



Abb. 19: *hehe*



Abb. 20: *heh*

Auf das Lob hin legt die Anbieterin die rechte Hand auf die Brust und neigt den Kopf zur Seite. Sie bedankt sich lächelnd für das Kompliment und blickt danach kurz zu der zweiten Kundin (Abb.19), die gelacht hat. F weist das Kompliment zurück und fügt eine Lachpartikel an (Z.518, Abb.20). Es entsteht eine kurze Pause, nach der die zweite Kundin nun ihre Sympathiebekundung äußert (Z.520 und 522):

519 (0.4)  
 520 D2: is wahrscheinlich anstrengend; [oder?]  
 521 F: [ .hhh ]  
 522 D2: [wenn] man immer so viel nachdenken muss;  
 523 F: [hihi] hehe  
 524 D2: obs richtig is;  
 525 F: f jaf  
 526 D2: hehe



Abb. 21: *[.hhh]*



Abb. 22: *viel nachdenken*

Die Sympathiebekundung von D2 bringt zum Ausdruck, dass die Äußerung über die guten Deutschkenntnisse von F aus ihrer Sicht nur ein Kompliment war. Dies bedeutet eine Gefahr für das Face von F, und sie nimmt die Frage der zweiten Kundin mit Lachpartikeln und einem lächelnd gesprochenem *ja* entgegen. Die Sequenz endet auf das Lachen von D2, und die Beteiligten kehren zurück zum Geschäftlichen. Durch die Lachpartikeln (Z.514 und Z.526) markiert D2 die Sequenz beziehungsweise die Aktivitäten als "lachbar" und federt die Sprechhandlung ab, die die Kompetenz ihrer Gesprächspartnerin berührt, und dämpft somit die Gesichtsbedrohung.

Bei den letzten beiden Beispielen handelt es sich um sogenannte *Time Outs*, Momente, bei denen die Kernaktivität zumindest auf einer Ausdrucksebene ausgesetzt wird (Jefferson 1972:314; Asmuß 2002:137ff.): Bestimmte nonverbale Aktivitäten zum Beispiel verhindern das verbale Entfalten des Geschäftlichen (Beispiel 7) oder das eigentliche Geschäft ist bereits abgeschlossen worden (Beispiel 6). Bei solchen Sequenzen bietet sich die Sprache als Thema an. Wie das Lachen aber zeigt, kann Sprache ein heikles Thema sein, wenn es um die Beurteilung der Kompetenz einer der Beteiligten geht.

## 5. Zusammenfassung

In allen analysierten Fällen wurde die sprachliche Kompetenz der Nichtmutter-sprachlerin beziehungsweise ein sprachliches Problem thematisiert. In den vier ersten Fällen geschah dies auf Initiative der Nichtmuttersprachlerin selbst und in den restlichen drei Fällen auf die der Muttersprachler. Vielen Untersuchungen zu-folge markieren die Sprecher mit Lachen, dass sie Schwierigkeiten mit einem be-stimmten Ausdruck haben. Dies geschieht im ersten Beispiel, und im vierten Bei-spiel erfolgt eine entsprechende Markierung in Form von Lächeln. In den beiden anderen Fällen wird Lachen oder Lächeln zuerst von der Muttersprachlerin pro-duziert. Der Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen besteht darin, dass die Nichtmuttersprachlerin in den Beispielen 1 und 4 einen Versuch unternimmt, den problematischen Ausdruck zu formulieren, während sie in den Beispielen 2 und 3 explizit nach der Bezeichnung fragt. Die Frage drückt das Problem deutlich aus (*wie heißt diese auf deutsch*), genauso wie im ersten Beispiel die Bekundung des Nichtwissens (*ich weiß nich wie sie auf deutsch heißen*), die auch nicht lachend geäußert wird; das Lachen wird erst nach den Formulierungskandidaten angefügt.

Die Muttersprachlerin antwortet auf die mit Lachen oder Lächeln markierte Äußerung der Nichtmuttersprachlerin mit lächelndem oder lachendem Sprechen. Bei dem Lachen in Beispiel 4 handelt es sich jedoch um einen Spezialfall, in dem ein Ortsname thematisiert wird. Mit ihrem Lachen zeigt die Muttersprachlerin hier an, sich über die Schwierigkeit des Namens im Klaren zu sein. Dadurch über-nimmt sie einen Teil der Verantwortung für das Entstehen des Problems. Im Bei-spielfall 4, in dem der problemdarstellende Redebeitrag ohne Lachen oder Lä-cheln geäußert wird, erfolgt auch die Antwort ohne besondere Modalitätsmarkie-rung. Das Lachen beginnt später, und zwar nachdem die Nichtmuttersprachlerin das von der Muttersprachlerin als Antwort angebotene Wort wiederholt hat. Mit dem Lachen wird eine verbale Bestätigung ersetzt, es bezieht sich aber zugleich auf die ganze Aktivität und kann somit ähnlich wie im vorher besprochenen Fall implizieren, dass auch die Muttersprachlerin an der Problematik der Sequenz "mitschuldig" war: Durch ihr Missverstehen hat sie die Problembearbeitung ver-zögert. Das Problem ist also nicht unbedingt der Nichtmuttersprachlerin zuzu-schreiben, sondern kann unter anderem an der Unaufmerksamkeit der Mutter-sprachlerin liegen.

Betrachten wir nun die Fälle, in denen die fremdsprachliche Kompetenz von Seiten der Muttersprachlerin thematisiert wurde. Die Reaktionen darauf (Verzöge-rung, Verwunderung zeigender Gesichtsausdruck), deuten auf das facebedrohende Potenzial hin. In zwei Fällen begegnen die Anbieterinnen diesen Aktivitäten mit Humor: In Beispiel 5 reagiert die Nichtmuttersprachlerin mit einem auf sich selbst bezogenen Scherz, den der vorherige Sprecher mit Lachen quittiert. In Beispiel 6 kann der Scherz sowohl die Nichtmuttersprachlerin (und ihre Sprachkompetenz) als auch die Aktivität der Muttersprachlerin (die Frage nach den Deutschkenntnis-sen) betreffen. Der Antwort sind Lachpartikeln angefügt, darüber hinaus kommt die Scherhaftigkeit durch das nonverbale Verhalten der Nichtmuttersprachlerin während der ganzen Äußerung zum Ausdruck. Die humorvolle Reaktion wird von dem zweiten Muttersprachler mit Lachen aufgenommen, von der ersten Mutter-sprachlerin jedoch nur mit Lächeln ratifiziert. Auch im letzten Fall ist die mutter-sprachliche Beteiligte, die zuerst mit Lachen reagiert, eine dritte Person, die sich

bis jetzt an der Frage-Antwortsequenz nicht beteiligt hat. Das Lachen einer (oder eines) Dritten kann sich auf die letzte Äußerung oder auf die ganze Aktivitätssequenz beziehen. Das Scherzen und das beiderseitige Lachen der Mutter- und Nichtmuttersprachler mildert die Facebedrohung ab.

Durch die Analysen ergibt sich ein komplexes Bild der Organisation des Lachens. Erstens kann das Lachen mehrere Bezüge haben beziehungsweise ambivalent sein, was der Abmilderung der Facebedrohung dienen kann. Es ist nicht eindeutig, wem das kommunikative Problem zuzuschreiben ist oder wessen Aktivität problemträchtig war. Oder anders ausgedrückt: Durch das Lachverhalten können die Beteiligten die Problemquelle "verwischen". Zweitens ist der Unterschied zwischen Lachen und Lächeln in vielen Fällen unauffällig und die Grenze fließend. Das Lachen kann zum Lächeln übergehen und umgekehrt, und Lächeln kann zum Lachen einladen. Lächeln kann sich über eine längere Passage erstrecken. Als "mildere" Form von Lachen dient es auch der Beendigung einer Scherzsequenz. In Bezug auf die Analysen ist zu beachten, dass vom Band oft schwer zu unterscheiden ist, ob der Sprecher lacht oder lächelt, denn obwohl Lachen prinzipiell vokalisch ist, lässt es sich wegen der starken Hintergrundgeräusche auf der Messe nicht immer hören. Zu berücksichtigen ist auch, dass die Beteiligten mit einer lachenden Mundstellung tonlos Lachen demonstrieren können. Wenn Lachen und Lächeln zusammen betrachtet werden, gibt es in diesen Sequenzen kein einseitiges Lachen/Lächeln, sondern auf beides wird immer mindestens mit Lächeln reagiert. Drittens muss die Multimodalität der Interaktion berücksichtigt werden. Von Bedeutung ist der Zusammenhang von Blickkontakt / -zuwendung und Lachen: Lächeln mit Blickzuwendung kann zum (Mit-)Lachen einladen und die "Lachbarkeit" einer Äußerung andeuten, und auf der anderen Seite kann der Rezipient durch Blicke die markierte "Lachbarkeit" wahrnehmen. Neben Blickverhalten müssen aber auch andere nonverbale Elemente beziehungsweise die ganze nonverbale Ausdrucksebene in die Analyse mit einbezogen werden, denn die Funktion, die Bedeutung und die Form vom Lachen hängt mit von anderen Mitteln ab, wie Mimik, Gestik und Positionierung der Beteiligten. Das Lachen ist hochgradig multimodal kontextgebunden.

Gespräche zwischen Muttersprachlern und Nichtmuttersprachlern sind in Bezug auf die sprachlichen Kompetenzen asymmetrisch. In interlingualen Fachgesprächen scheinen die Beteiligten dieser Differenz wenig Aufmerksamkeit zu schenken, und auftretende Probleme werden schnell übergangen. Die obigen Analysen zeigen, dass Fälle, in denen die Sprachkenntnisse relevant gesetzt werden, durch Lachen oder Lächeln als problematisch markiert werden: Sie deuten auf potenzielle Kompetenzdefizite hin. Gleichzeitig zeigen die Analysen aber auch, dass die Sprecher problematische Sequenzen scherhaft behandeln können beziehungsweise imstande sind, Defizite in den Sprachkenntnissen gerade zum Scherzen einsetzen können. Gemeinsames Lachen oder Lächeln verstärkt die Kollegialität zwischen den Beteiligten und trägt zur Beziehungskonstitution bei. Sprachliche und kulturelle Asymmetrien können in der Fachkommunikation als Ressource benutzt werden, die letztendlich wiederum den institutionellen Zielen dienen.

## 6. Transkriptionszeichen

### Intonation

ja?	hoch steigend
ja,	mittel steigend
ja-	gleichbleibend
ja;	mittel fallend
ja.	tief fallend
(.)	Mikropause
(1.5)	Pause in Sekunden
ja:	Dehnung
ja'	Abbruch durch Glottalverschluss
=	Verschleifung
ja	auffällige Betonung
(j)a	vermuteter Wortlaut
[ ]	simultanes Sprechen
ff	lächelnd
bibe(h)	Lachpartikeln beim Reden
.hh	Einatmen
((nickt))	Beschreibung von nonverbalem Geschehen; Kommentare der Transkribierenden

## 7. Literatur

Adelswärd, Viveka (1989): Laughter and dialogue: the social significance of laughter in institutional discourse. In: Nordic Journal of Linguistics 12, 107–136.

Asmuß, Birte (2002): Strukturelle Dissensmarkierungen in interkultureller Kommunikation. Analyse deutsch-dänischer Verhandlungen. Tübingen: Niemeyer.

Bilmes, Jack (1995): Negotiation and compromise: a microanalysis of a discussion in the United States Federal Trade Commission. In: Firth, Allan (ed.), The Discourse of Negotiation: Studies of Language in the Workplace. Oxford: Pergamon Press, 61–81.

Chafe, Wallace L. (2007): Importance of Not Being Earnest: The Feeling Behind Laughter and Humor. Philadelphia: Benjamins.

Glenn, Phillip (2003): Laughter in Interaction. Cambridge: Cambridge University Press.

Glenn, Phillip / Holt, Elizabeth (eds.) (2013): Studies of Laughter in Interaction. London: Bloomsbury.

Gumperz, John J. (1982): Discourse Strategies. Cambridge: Cambridge University Press.

Haakana, Markku (1999): Laughing Matters. A Conversation Analytical Study of Laughter in Doctor-Patient Interaction. Department of Finnish Language, University of Helsinki.

Haakana, Markku (2001): Laughter as a patient's resource: dealing with delicate aspects of medical interaction. In: Text 21 (1/2), 187–219.

Haakana, Markku (2002): Laughter in medical interaction: from quantification to analysis, and back. In: *Journal of Sociolinguistics* 6 (2), 207–235.

Haakana, Markku (2010): Laughter and smiling: Notes on co-occurrences. In: *Journal of Pragmatics* 42, 1499–1512.

Holmes, Janet / Marra, Meredith (2002): Having a laugh at work: how humour contributes to workplace culture. In: *Journal of Pragmatics* 39, 29–49.

Jefferson, Gail (1979): A technique for inviting laughter and its subsequent acceptance declination. In: Psathas, George (ed.), *Everyday Language. Studies in Ethnomethodology*. New York: Irvington Publishers, 79–96.

Jefferson, Gail (1984): On the organization of laughter in talk about troubles. In: Atkinson, John M. / Heritage, John (eds.), *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis*. Cambridge: Cambridge University Press, 346–369.

Jefferson, Gail (1985): An exercise of laughter and analysis of laughter. In: Van Dijk, Teun (ed.), *Handbook of Discourse Analysis*. Vol. 3. *Discourse and Dialogue*. London: Academic Press, 25–34.

Jefferson, Gail (2010): Sometimes a frog in your throat is just a frog in your throat: gutturals as (sometimes) laughter-implicative. In: *Journal of Pragmatics* 42, 1476–1484.

Jefferson, Gail / Sacks, Harvey / Schegloff, Emanuel (1987): Notes on laughter in the pursuit of intimacy. In: Button, Graham / Lee, John R. E. (eds.), *Talk and Social Organization*. Clevedon: Multilingual Matters, 152–205.

Kotthoff, Helga (1998): *Spaß verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor*. Tübingen: Niemeyer.

Kurhila, Salla (2006): *Second Language Interaction*. Philadelphia: Benjamins.

Markaki, Vassiliki / Merlino, Sara / Mondada, Lorenza / Oloff, Florence (2010): Laughter in professional meetings: the organization of an emergent ethnic joke. In: *Journal of Pragmatics* 42, 1526–1542.

Norrick, Neal R. / Spitz, Alice (2008): Humor as a resource for mitigating conflict in interaction. In: *Journal of Pragmatics* 40, 1661–1686.

Piitulainen, Marja-Leena / Reuter, Ewald / Tiittula, Liisa (2007): Einleitung. In: Tiittula, Liisa / Piitulainen, Marja-Leena / Reuter, Ewald (Hg.), *Die gemeinsame Konstitution professioneller Interaktion*. Tübingen: Narr, 9–24.

Potter, Jonathan / Hepburn, Alexa (2010): Putting aspiration into words: 'Laugh particles', managing descriptive trouble and modulating action. In: *Journal of Pragmatics* 42, 1543–1555.

Poyatos, Fernando (1993): The many voices of laughter: a new audible-visual paralinguistic approach. In: *Semiotica* 93, 61–81.

Schmitt, Reinholt (1993): Kontextualisierung und Konversationsanalyse. In: *Deutsche Sprache* 4, 326–354.

Schwitalla, Johannes (1992): Über einige Weisen des gemeinsamen Sprechens. Ein Beitrag zur Theorie der Beteiligungsrollen im Gespräch. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 11 (1), 68–98.

Schwitalla, Johannes (1995): Kommunikative Stile zweier sozialer Welten in Mannheim-Vogelstang. *Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Kommunikation in der Stadt*, Teil 4. Berlin: de Gruyter.

Schwitalla, Johannes (2000): "Mit Händen und Füßen reden". Sprachliche und nicht-sprachliche Symbolsysteme in der mündlichen Kommunikation. In: Berchem, Theodor / Böhm, Winfried / Lindauer, Martin (Hg.), *Weltwunder Sprache*

che. 10. Würzburger Symposium der Universität Würzburg. Stuttgart: Klett, 209–233.

Schwitalla, Johannes (2001): Lächelndes Sprechen und Lachen als Kontextualisierungsverfahren. In: Adamzik, Kirsten / Christen, Helen (Hg.), Sprachkontakt, -vergleich, -variation. Festschrift für Gottfried Kolde zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 325–344.

Siegfried, Doreen (2003): Die Konstituierung von Interkulturalität in der deutsch-schwedischen Wirtschaftskommunikation. In: *Linguistik online* 14 (2), 123–136.

Siegfried, Doreen (2005): Kultur in deutsch-schwedischen Wirtschaftsgesprächen. Eine gesprächslinguistische Analyse. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Tiittula, Liisa (2007a): Blickorganisation in der side-by-side-Positionierung am Beispiel eines Geschäftsgesprächs. In: Schmitt, Reinhold (Hg.), Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. Tübingen: Narr, 225–261.

Tiittula, Liisa (2007b): Professionelle Bearbeitung von Zurückweisungen in Messgesprächen. In: Tiittula, Liisa / Piitulainen, Marja-Leena / Reuter, Ewald (Hg.), Die gemeinsame Konstitution professioneller Interaktion. Tübingen: Narr, 89–125.

Tiittula, Liisa (2009): Perspektivenübernahme in der interkulturellen Kommunikation. In: Hall, Christopher / Seyferth, Sebastian (Hg.), Finnisch-deutsche Begegnungen in Sprache, Literatur und Kultur. Berlin: Saxa Verlag, 93–118.

Vuorela, Taina (2005): How does a sales team reach goals in intercultural business negotiations? A case study. In: *English for Specific Purposes* 24 (1), 65–92.

Wilkinson, Ray (2007): Managing linguistic incompetence as a delicate issue in aphasic talk-in-interaction: On the use of laughter in prolonged repair sequences. In: *Journal of Pragmatics* 39, 542–569.

# **Erzählfragmente. Narrative Funktionalisierungen zur Lösung der schweren Beschreibbarkeit von Schmerzempfindungen<sup>1</sup>**

**Karin Birkner**

## **1. Einleitung**

Im Zuge der Entwicklung der Interaktionsforschung haben auch die Erkenntnisse zu Strukturen und Merkmalen der Gesprochenen Sprache maßgeblich zugenommen. Im deutschsprachigen Raum hat Johannes Schwitalla 1995 in erster Auflage erschienene Einführung "Gesprochenes Deutsch" Lehre und Forschung nachhaltig geprägt, da hier alle relevanten Merkmale umfassend und präzise zusammengestellt sind (vergleiche auch Schwitalla 2001). In den vergangenen Jahrzehnten ist eine Vielzahl von Erkenntnissen über Sprache und Interaktion zusammengetragen worden, je genauer man jedoch einzelne Interaktionsereignisse anschaut, desto differenzierter wird der Blick für die Zusammenhänge von Sprach- und Handlungsstrukturen. So lassen sich beispielsweise die "Spuren der Gedankenbildung" (Schwitalla 2003:35) im fortlaufenden Prozess des Sprechens sprachlich genau beschreiben. Aus einer interaktionsanalytischen Perspektive gesehen, eröffnet dieser Entstehungsprozess dem Rezipienten die Möglichkeit, Einfluss auf das Gesprochene zu nehmen, zum Beispiel via Rückmeldeverhalten, so dass hier Bedeutungskonstitution als gemeinsame Leistung in der Interaktion manifest wird. Darüber hinaus weist Schwitalla darauf hin, dass mit diesen *Spuren*, in Form des stockenden Sprechens, häufig auch eine rhetorische Funktion verbunden ist (Schwitalla 2003:128):

Nicht immer ist ein stockendes Sprechen Themeneinbrüchen, Formulierungsschwierigkeiten oder anderen psychischen Organisationsproblemen der Rede geschuldet, sondern es kann kommunikative Bedeutung haben, um zu signalisieren, dass man das, was man sagen will oder muss, nur mühsam hervorbringt.

In Arzt/Patient-Gesprächen mit chronischen Schmerzpatient/innen, die im vorliegenden Beitrag den Mittelpunkt des Interesses bilden, steht stockendes Sprechen zum Beispiel in Zusammenhang mit dem sogenannten *Display der schweren Beschreibbarkeit*. Auch Erzählungen lassen sich in den Arzt/Patient-Gesprächen finden, allerdings handelt es sich nicht um vollausgebaute Alltagserzählungen, deren Funktionen bei der Herstellung von sozialer Identität und Andersheit intensiv erforscht wurden (vergleiche unter anderem Schwitalla 2009; Kallmeyer 1994), sondern um den institutionellen Erfordernissen der Schmerzanamnese angepasste Erzählfragmente. Diese Beobachtungen stehen in Zusammenhang mit dem inter-subjektiven Vermittlungsproblem, das sich insbesondere bei chronischen Schmerzen stellt und das in der Medizin wohlbekannt ist (vergleiche unter anderem Egle et al. 2003:164). Da im Arzt/Patient-Gespräch die Darstellung des Schmerzes jedoch diagnostisch unerlässlich ist, muss das Vermittlungsproblem gelöst werden. Welche Lösungen Patient/innen wählen und wie diese sprachlich-interaktiv ge-

<sup>1</sup> Der Beitrag entstand maßgeblich während meines Aufenthaltes als External Fellow am Freiburg Institut for Advanced Studies (FRIAS) an der Universität Freiburg im März 2010. Ich danke den Verantwortlichen des FRIAS für die hervorragenden Arbeitsbedingungen und inspirierenden Kontakte.

staltet sind, ist empirisch bisher jedoch erst ansatzweise untersucht (vergleiche zum Beispiel Brünner/Gülich 2002). Ziel des Beitrags ist es, das *Schmerzdisplay* und die Darstellungsmittel zu analysieren, die Patient/innen in der Interaktion mit einem Zahnarzt verwenden, wenn sie ihm ihre Beschwerden zu vermitteln suchen. Damit werden Verständigungsprozesse über Schmerz in den Blick genommen und als interaktives Vermittlungsproblem bei einem konkreten Beschwerdebild, dem chronifizierten Gesichtsschmerz, in einem spezifischen Gesprächstyp, dem anamnestischen Arzt/Patient-Gespräch, reflektiert.

Die Untersuchung orientiert sich methodisch an der Konversationsanalyse und damit an dem Bemühen, aus der sequenziellen, das heißt der sich Gesprächsschritt-für-Gesprächsschritt entfaltenden Interaktion, lokal die Herstellung von Sinn und sozialer Ordnung als gemeinsames Produkt nachzuvollziehen.

Der Beitrag ist folgendermaßen aufgebaut: In Kapitel (2) wird das der Untersuchung zugrunde liegende Datenkorpus vorgestellt. Nach einem kurzen Einblick in das Krankheitsbild der Schmerzchronifizierung in Kapitel (3) führt Kapitel (4) in das Problem der Vermittlung von Schmerz im Gespräch und das *Display der schweren Beschreibbarkeit* ein. In Kapitel (4) erfolgt die Analyse von Schmerz als interaktives Vermittlungsproblem: In 4.1 werden Verfahren des Umgang mit schwerer Beschreibbarkeit und in Kapitel 4.2 Formen und Funktionen von Erzählfragmenten dargestellt. Kapitel (5) beschließt den Beitrag mit einer resümierenden Zusammenfassung.

## 2. Datenkorpus

Das für die Analyse zugrunde gelegte Datenmaterial stammt aus dem Korpus des DFG-Projektes "Subjektive Krankheitstheorien im Gespräch".<sup>2</sup> Es beinhaltet unter anderem die Aufzeichnung von 10 Erstanamnesegesprächen mit einem Zahnarzt und Patientinnen, die wegen bislang ungeklärter und dauerhafter bzw. wiederkehrender Schmerzen im Gesicht (beziehungsweise Zahn-/Kieferbereich) die Sprechstunde der Freiburger Zahnklinik aufgesucht haben. Aufgenommen wurden ausschließlich weibliche Patientinnen, da Frauen rund doppelt so häufig wie Männer von Gesichtsschmerz (MAP) betroffen sind (Karibe et al. 2003; Türp 2000a). Zusätzlich zu den Arzt/Patient-Gesprächen wurden außerdem mit allen 10 Patientinnen Interviews zur Krankengeschichte aufgezeichnet, die von einem medizinischen Laien geführt wurden.

Bei den Patientinnen der vorliegenden Studie ist keine akute Schädigung festzustellen, der Zahnarzt kommt nach Abschluss der Untersuchungen zu der Diagnose *Schmerzchronifizierung* (vergleiche Türp et al. 2005). Damit wurde ebenfalls eine *somatoforme Schmerzstörung* diagnostisch ausgeschlossen, ein soge-

<sup>2</sup> Das DFG-Projekt (DFG-BI 733/2-1) "Subjektive Krankheitstheorien im Gespräch. Darstellungsmittel und Bearbeitungsverfahren in medizinischen Interaktionen" wurde im Zeitraum 2006-2008 von der Projektleiterin Karin Birkner an der Universität Freiburg durchgeführt. Es gründet auf eine langjährige interdisziplinäre Zusammenarbeit mit dem auf Schmerzchronifizierung spezialisierten Zahnmediziner Prof. Dr. Jens C. Türp (Universität Basel) (vergleiche Kreissl et al. 2004) und Prof. Dr. Kurt Fritzsche und dem DFG-Projekt "Die psychotherapeutische Behandlung von somatoformen Störungen im Rahmen des psychosomatischen Konsil- und Liaisondienstes" der Abteilung für Psychosomatik und Psychotherapeutische Medizin an der Universitätsklinik Freiburg.

nannter Konversionsschmerz, bei dem Schmerz als körperlicher Ausdruck eines seelischen Schmerzes fungiert.

### 3. Schmerz

Im Bemühen, das Phänomen *Schmerz* zu erfassen, definiert die Weltschmerzorganisation "International Association for the Study of Pain" (IASP) Schmerz folgendermaßen (Merskey/Bogduk 1994:210):

Pain is an unpleasant sensory and emotional experience associated with actual or potential tissue damage, or described in terms of such damage.

An dieser seit etwa 30 Jahren gültigen Begriffsdefinition von Schmerz als aktueller, aber auch *potentieller* Gewebeschädigung ist besonders aufschlussreich, dass Schmerz als ein diskursiv konstituiertes Phänomen angesehen wird (vergleiche auch Overlach 2008). Schmerzen sind innere Wahrnehmungen und stellen Empfindungen dar, die ähnlich wie Emotionen einem Gegenüber mit Sprache oder anderen Ausdrucksformen vermittelt werden müssen. Schmerz kann, anders als ein gebrochener Arm auf dem Röntgenbild oder ein Ausschlag der Haut, nicht *gezeigt* werden. Auch Schmerzäußerungen – ein Stöhnen zum Beispiel bei schmerzhafter Berührung – zeigen nur den Ausdruck von Schmerz und nicht den Schmerz selbst. Schmerz muss erklärt werden – das ist immer mit einem gewissen Formulierungsaufwand verbunden; schaut man sich diesen Formulierungsaufwand genauer an, wird ein *Display der schweren Beschreibbarkeit* erkennbar: Suchbewegungen, Vagheitsindikatoren, Spuren von Formulierungsschwierigkeiten, aber auch Routinen, längere und kürzere Beispielerzählungen und vieles andere mehr. Für die Schwierigkeiten, Schmerzen zu beschreiben, machen Egle et al. 2003 die Multidimensionalität der Schmerzempfindung verantwortlich. Von den Betroffenen wird anhaltender Schmerz als Ausnahmezustand wahrgenommen, in der sich eine Dissonanz zwischen Außen- und Innenwelt einstellt.

Schmerz ist Gegenstand vielfältiger philosophischer, künstlerischer und theoretischer Betrachtungen. Scarry (1987) vertritt beispielsweise eine sprachpessimistische Sicht, wenn sie davon spricht, dass Schmerz die Sprache zerstört. In Ludwig Wittgensteins Philosophischen Untersuchungen (2001) ist Schmerz – beziehungsweise die Verständigung darüber – an das Sprachspiel gebunden. Damit richtet sich der Blick auf den lokalen, interaktiven Kontext, in dem Schmerz behandelt wird. Mit Garfinkel (1967) gesprochen ist die Indexikalität, und damit verbunden die Vagheit von Sprache, ohnehin unheilbar: diese zu handhaben gelingt uns jedoch in der Regel, zumindest *for all practical purposes*, wie es Goffmann formuliert, also für *praktische Zwecke* und unter Einsatz der konversationsanalytisch gut beschriebenen Regularitäten und Reparaturverfahren im sprachlichen Handeln (Goffman 1981:10):

Indeed, one routinely presumes on a mutual understanding that doesn't quite exist.

What one obtains is a working agreement, an agreement "for all practical purposes".

### 3.1. Chronischer versus akuter Schmerz

Es muss grundsätzlich zwischen akutem und chronischem Schmerz unterschieden werden. Akuter Schmerz hat eine Warn- und Leitfunktion, er weist auf Erkrankungen hin und verhindert Verletzungen. Er ist die physiologische Antwort auf einen den Organismus schädigenden Reiz (zum Beispiel eine Verletzung, einen Tumor etc.) und verweist indexikalisch auf eine Schädigung, im zahnärztlichen Alltag beispielsweise eine Wurzelspitzenentzündung, Karies etc. Auch nach Behebung der Ursachen können Schmerzen weiterhin bestehen bleiben und chronifizieren. Dann besteht kein direkter Zusammenhang mit einer Schädigung mehr, chronischer Schmerz entwickelt sich vielmehr aus lang anhaltenden, intensiven Schmerzreizen, die zu tiefgreifenden physiologischen und bio-chemischen Veränderungen im Nervensystem führen können (zahnmedizinische Ursachen können zum Beispiel eine über einen längeren Zeitraum andauernde Zahnentzündung oder auch Fehlstellungen sein, vergleiche Türp 2000b). Der Schmerz koppelt sich von seinem auslösenden Ereignis ab und verliert damit seine Warn- und Leitfunktion, er ist kein Symptom mehr, das auf eine akute Erkrankung hinweist, sondern hat einen selbstständigen Krankheitswert erlangt. Man spricht dann von einer Schmerzkrankheit.<sup>3</sup>

Die Zusammenhänge der Schmerzchronifizierung sind nicht nur für die Betroffenen schwer zu begreifen, sondern auch vielen Ärztinnen und Ärzten weitgehend unbekannt (Türp 2000a). So wird weiter nach physiologischen Ursachen für die Schmerzen gesucht, es kommt zu teilweise massiven Fehlbehandlungen, zum Beispiel werden von Zahnärzten Zähne abgeschliffen oder gezogen, teure Zusatzausleistungen verkauft und so weiter. Auf den Schmerz hat das wenig Einfluss, durch die Eingriffe kommen häufig neue Probleme hinzu, und die Gefahr sogenannter iatrogenen (das heißt vom Arzt verursachter) Schädigungen ist sehr hoch (Egle et al. 2003).

### 3.2. Schmerzdiagnose im Arzt/Patient-Gespräch

Um diese Diagnose zu stellen, müssen die Patientinnen dem Zahnarzt ihre Beschwerden und Schmerzen schildern; sie stehen dabei vor einem Vermittlungsproblem, das generell bei der Kommunikation von Empfindungen auftritt. Verschiedene Studien haben gezeigt, dass Patient/innen nicht immer ausreichend Gesprächsraum erhalten (Koerfer et al. 1994; Langewitz et al. 2002; Marvel et al. 1999). Ein Grund für diese Verhältnisse ist nach Langewitz et al. 2002 die Befürchtung von Ärzt/innen, dass sie den Redefluss der Patient/innen nicht mehr eindämmen können. Angesichts knapper Zeitressourcen erscheinen ausführliche

<sup>3</sup> Nach dem verbreiteten biopsychosozialen Schmerzkonzept geht man von einer multifaktoriellen Genese chronischer Schmerzen aus (vergleiche Türp/Hugger 2000) und es werden komplexe Wechselwirkungen zwischen biologischen, psychischen und sozialen Faktoren angenommen. Auch die Komorbidität ist hoch, so wirkt Schmerz zum Beispiel als ein Stressor, der in aller Regel zu depressiven Verstimmungen führt (vergleiche Pruchta 2006). Weitere Informationen findet man bei den folgenden drei Organisationen: Deutsche Gesellschaft zum Studium des Schmerzes <<http://www.dgss.org/>>, Deutsche Gesellschaft für Schmerztherapie, <<http://www.dgschmerztherapie.de>> und International Association for the Study of Pain, <<http://www.iasp-pain.org>>.

Darstellungen von Patient/innen als zu zeitintensiv und deshalb auch als zu teuer (vergleiche Ripke 1994). Damit ist das Spannungsfeld benannt: Während insbesondere das Krankheitsbild *Schmerz* längere Ausführungen der Patienten unausweichlich macht, ist Zeit in medizinischen Institutionen in aller Regel knapp und teuer.

In den aufgezeichneten Zahnarzt/Patient-Gesprächen ist das übergeordnete, handlungsleitende Ziel die *Diagnose*. Sie erfolgt in einer Art kollaborativer Zuständigkeitsverteilung: Die Patientin ist die Expertin für die Beschwerden. Der Arzt ist der Experte für die medizinische Bestimmung; das Wissen der Patientin ist partikulär und *subjektiv*, das Wissen des Arztes ist generell und *objektiv*. Die Kursivierung bei *subjektiv* und *objektiv* verweist darauf, dass diese Zuschreibungen Idealisierungen darstellen. Zum einen haben insbesondere Patient/innen mit chronischen Schmerzen oft viel medizinisches Wissen und Diagnoseerfahrungen gesammelt, und zum anderen haben Ärztinnen und Ärzte Spezialisierungen und Erfahrungsschwerpunkte, sind fortgebildet oder auch nicht, und natürlich auch medizinischen Ideologien verhaftet und so weiter. Im Zuge des gemeinsamen Handlungsziels, der Diagnose, muss zwischen den beiden Wissenssystemen vermittelt werden. Das Handwerkszeug, dessen sich der Arzt bedient, ist u.a. die Schmerzdiagnostik. Der Schmerzspezialist folgt dem einschlägigen, von Schmerzgesellschaften wie der DGS und DGSS (vergleiche Fußnote 2) empfohlenen Vorgehen und berücksichtigt dabei verschiedene Dimensionen von Schmerz als diagnostisch relevant: die aktuellen Beschwerden, den Verlauf der Chronifizierung, psychosoziale Einflussfaktoren, den Leidensdruck und die Behandlungserwartung.

Für die folgenden Analysen ist vor allem die Erhebung der *aktuellen Beschwerden* relevant. Hierbei werden die folgenden Bereiche unterschieden:

- Schmerzlokalisation
- Häufigkeit der Schmerzen
- Dauer der Schmerzen
- Intensität der Schmerzen
- Schmerzqualität

Zur Erfassung des sensorischen Schmerzempfindens (der Schmerzqualität) verwendet der Zahnarzt unserer Studie 10 Adjektive nach der Schmerzempfindungs-Skala (SES) von Geissner (1996): *schneidend, klopfend, brennend, reißend, pochend, glühend, heiß, stechend, hämmерnd, durchstoßend*. In der Praxis hat sich gezeigt, dass auch die Adjektive *dumpf* und *ziehend* verwendet werden und der Zahnarzt hat sie in sein Repertoire aufgenommen.

Diese Schmerzadjektive verweisen auf die spezifischen Reizcharakteristika Rhythmik, Druck und Hitzeigenschaften. Sie sind diagnostisch für den Arzt hochrelevant, weil sie Schmerzarten und damit Ursachen unterscheiden. So wird neuropathischer Schmerz (pathologische Veränderungen von Nervenzellen) durch plötzlich einschießende Schmerzempfindungen begleitet, die typischerweise mit den Adjektiven *stechend* oder *durchstoßend* beschrieben werden.

## 4. Schmerz als interaktives Vermittlungsproblem

### 4.1. Display der schweren Beschreibbarkeit

Die Behandlung dieser Grunddimensionen des sensorischen Schmerzerlebens im interaktionalen Vollzug des Arzt/Patient-Gesprächs wird im folgenden Beispiel deutlich, in dem die *Schmerzqualität* im Vordergrund steht.

#### Beispiel (1) Patientin HT<sup>4</sup>

01 Z: aber wie IS das;  
02 wenn sie wenn sie jetzt den schmerz beSCHREiben  
sollen. (.)  
03 mit Adjektiven.  
04 HT: DAS is schwer.  
05 (3.9)  
06 Z: is er DUMPF?  
07 is er ZIEhend?  
08 is er SPITZ?  
09 SCHARF? (1.8)  
10 pochend (3.3)  
11 HT: ich kann=s kaum beSCHREiben,  
12 weil ich trau mich ja gar nich ZUzubeißen;

Der Arzt initiiert die Schmerzbeschreibung mit Adjektiven. Es handelt sich schon um einen zweiten Anlauf, der erste war von der Patientin mit der (von ihr vermuteten) Schmerzursache "der Zahn sei zu hoch" beantwortet worden. Der Zahnarzt reetabliert nun mit der Äußerung *aber wie IS das* (Z.1) diese Aufgabe.

In der Responsivität der Patientin zeigt sich, dass ihr die Zuordnung von schmerzbeschreibenden Adjektiven Schwierigkeiten bereitet. Die Patientin verbalisiert die Schwierigkeit in einem Metakommentar *DAS is schwer* (Z.4). Damit wird die zu erwartende Antwort auf die Frage hinausgezögert. Hinzu kommt als ein weiteres Hesitationsphänomen eine relativ lange Pause von 3,9 Sekunden (Z.5), so dass der Arzt seine Frage erneut wiederholt: Dazu nennt er *candidate answers*, d.h., er exerziert der Gesprächspartnerin vor, wie eine Antwort aussehen könnte (Z.6-10). Es kommt zu weiteren Pausen (Z.9 und 10) und schließlich zu einem weiteren Metakommentar (Z.11) und eine Begründung für die Unmöglichkeit, die Frage zu beantworten (Z.12).

Dieser Verlauf ist kein Einzelfall, sondern besonders in Zusammenhang mit der Aufgabe, die Schmerzqualität anhand von Adjektiven zu benennen, häufig zu beobachten. Bei der Inszenierung der schweren Beschreibbarkeit spielen Formelhaftigkeit und Vorgeformtheit eine besondere Rolle (vergleiche GÜlich/Dausend-schön-Gay/Krafft 2000). Hier sind vor allem die formelhaften Metakommentare zu nennen, die zwar nicht obligatorisch, aber doch häufig sind. Im folgenden Beispiel kommt es in einem vergleichbaren Kontext ebenfalls zu einem Metakommentar der schweren Beschreibbarkeit:

<sup>4</sup> Die Sequenzen wurden nach GAT-Konventionen (vergleiche Selting et al. 2009) transkribiert (vergleiche die Zusammenstellung der verwendeten Auswahl im Anhang).

*Beispiel (2) Patientin PS*

06 Z: wenn sie die qualITÄT der schmerzen mit Adjektiven wie  
<<all>spitz scharf dumpf> (---) und ähnliches äh  
07 beschreIben;  
08 wie SIND die dann.  
09 (1.4)  
10 KÖNN=n se des? (-)  
11 PS: hm SCHWIERig,  
12 (1.5)

Der Arzt erfragt auch hier die Schmerzqualität mit Adjektiven. Auf die Frage *WIE sind die dann* (Z.08) folgt keine Antwort, sondern eine längere Pause von 1,4 Sekunden (Z.9). Darauf hin stellt der Arzt in Z.9 seine Frage noch einmal. Die Patientin reagiert erneut mit einem Metakommentar *hm schwierig* (Z.11) und einer 1,5-sekündigen Pause (Z.12): Damit hat sie zwar einen Redebeitrag geleistet, aber noch immer nicht auf die Frage geantwortet, gewinnt so aber unter anderem Zeit zum Überlegen.

Dieses in den beiden Beispielen vorgeführte sprachliche Verhalten weist alle Merkmale eines *Display der schweren Beschreibbarkeit* auf, wie es in verschiedenen anderen Kontexten beobachtet wurde: von Günthner (2006b) beim Sprechen über Angst/Panikattacke, von Gülich (2005), Gülich/Furchner (2002), Gülich/Schöndienst (1999) bei der Beschreibung von Auren vor Epilepsien, Overlach (2008) auch in Beschwerdenschilderungen bei Allgemeinärzten und Urologen. Folgende Merkmale konstituieren das *Display der schweren Beschreibbarkeit*:

- Pausen
- Verzögerungen und stockendes Sprechen
- Neuansätze, Selbstreparaturen
- thematisches Ausweichen
- Metakommentare (zum Beispiel formelhafte Wendungen *wie soll ich das sagen* etc.)

Hier vollziehen sich "Krisen in der Formulierungstätigkeit", wie es Gülich nennt (2005:229). In den dabei häufig anzutreffenden Metakommentaren der schweren Beschreibbarkeit werden diese explizit benannt. Gülich formuliert es folgendermaßen (2005:229):

Der metadiskursive Kommentar zur Unbeschreibbarkeit erweist sich [...] als ein Verfahren unter anderen, mit denen die Formulierungsarbeit im Interaktionsprozess inszeniert wird.

Nicht nur die Formulierungsarbeit, sondern die Unbeschreibbarkeit – besser: die schwere Beschreibbarkeit – wird inszeniert. Dabei ist es nicht in erster Linie das WAS gesagt wird, sondern das WIE, das hier zum Tragen kommt. Das entspricht der von Schwitalla (2003:128) beschriebenen rhetorischen Funktion des stockenden Sprechens: Es ist die Nichtresponsivität, die Verweigerung einer schnellen Antwort, in der sich das Display der schweren Beschreibbarkeit konstituiert. Wie auch beim aus der Literatur bekannten Unsagbarkeitstopos, sind die Metakommentare der schweren Beschreibbarkeit nicht allzu wörtlich zu nehmen, da der

Beschreibungsversuch doch bereits in vollem Gange ist. Das wird deutlich, wenn wir den weiteren Verlauf des Beispiels betrachten.

*Beispiel (3) Patientin PS (Fortsetzung von Beispiel 2)*

10 PS: hm SCHWIErig;  
11 (1.5)  
12 also zum teil (.) ZIEhend, (.)  
13 schArf?  
14 und zum teil dUmpf;  
15 eigentlich MEISCHtens eher dumpf.  
16 (2.2)  
17 in de' (.) also in den Unterkieferbereich dann  
manchmal so ZIEhend;=  
18 =nach vOrne ZIEhend.  
19 (1.8)

Die Patientin beginnt eine Schmerzbeschreibung und greift dabei teilweise die Vorgaben des Arztes auf (vergleiche *dumpf* Z.14, Z.15). Ein einzelnes Adjektiv scheint dem komplexen Schmerzempfinden jedoch nicht gerecht zu werden, und sie differenziert zwischen dem einen Teil und dem anderen Teil, die je verschiedene Schmerzqualitäten aufweisen, und erwähnt außerdem eine lokale Spezifizierung *nach vorne ziehend* (Z.19).

In Zusammenhang mit der Tatsache, dass einige Patientinnen in den untersuchten Gesprächen ihre Schwierigkeiten mit der Aufgabe, ihre Schmerzen mit Adjektiven zu beschreiben, mit einem rhetorischen Verfahren des *Displays der schweren Beschreibbarkeit* zu erkennen geben, sind zwei zentrale Funktionen festzustellen: a) eine semantische Funktion, insofern die Schwierigkeiten explizit metakommentierend verbalisiert werden und b) eine interaktive Funktion, indem dem Gegenüber angezeigt wird, dass das Gesagte nur eine eingeschränkte Exaktheit besitzt, eben gut genug ist *for all practical purposes*, aber eben doch nur mit Vorbehalt gültig sein soll.

Im Folgenden soll als ein weiteres Verfahren im Umgang mit dem Vermittlungsproblem beim Sprechen über Schmerz die Verwendung narrativer Darstellungsmitte genauer untersucht werden, die sogenannten Erzählfragmente.

## **4.2. Erzählfragmente**

Die Forschung hat gezeigt, dass in Arzt/Patient-Gesprächen oft institutionelle Diskursformen einerseits und alltagsweltliche Darstellungsformen des Patientenerlebens andererseits aufeinander prallen. Dabei kommt es zum sogenannten *frame conflict* (Lalouschek 1995:18), bei dem sich die von Patient/innen verwendeten alltagsweltlich geprägten Diskursformen als institutionell dysfunktional erweisen. Kirmayer (2000) beschreibt in diesem Zusammenhang *broken narratives*; sie zeichnen sich dadurch aus, dass die Verständlichkeit unter der Fragmentierung verloren geht. Frankel (2001:90) zeigt weiter, dass der rote Faden in den Patientenerzählungen über Ursachenzuschreibungen und Belastungen verloren gehen. Frühzeitig unterbrochene Patient/innen äußern außerdem nur selten weitere Anliegen (Frankel 2001:89):

We concluded from that study the physician interruption at the beginning of the visits inhibited patients from supplying additional, and in some case critical information for decision making.

Gerade wenn chronischkranke Patient/innen mit Beschwerden ungeklärter Genese nicht den Gesprächsraum erhalten, der es zulassen würde, ihre in der Regel komplexe Krankheitsgeschichten darzustellen (vergleiche Birkner 2006), liegt es nahe, hier Ursachen für misslingende Interaktionsprozesse zu vermuten (vergleiche Rudolf/Hennigsen 2003 und Gülich/Schöndienst/Surmann 2003:221).

#### *Beispiel (4) Patientin BL*

Kontext: Die Patientin hat gerade erzählt, dass sie nachts mit den Zähnen knirscht.

01 Z: also sie ham (-) beSCHWERden im (.) im und um berei'  
02 um den (.) bereich des rechten OHres. (-) hm?  
03 BL: ja also- (-) HEUTE morgen beispielsweise=  
04 =ich weiß dass ich momentan wieder ziemlich heftig am  
KNIRSchen bin?  
05 .hh äh (-) ich bin hier HERg=fahren,  
06 nichts böses gede' geDACHT,  
07 plötzlich ZIEHT=S mir halt do nuff:;  
08 also [also d=so=so=so=so=n'  
09 Z: [WO.

Das Beispiel beginnt mit einer sogenannten Fremdformulierung des Arztes, in der er ein Zwischenresümee der bisherigen Angaben zur Schmerzlokalisation zieht (Z.1). Indem er einen Sachverhalt, der das Gegenüber betrifft, formuliert, spiegelt er zugleich, WAS er verstanden hat. Fremdformulierungen sind erste Teile einer Paarsequenz und setzen ein zweites Teil des Gesprächspartners konditionell relevant (vergleiche Birkner 2001:96 zu Fremdformulierungen im Bewerbungsgespräch).

In der Antwort liegt nun die Möglichkeit, Missverständnisse zu klären oder eben die Version zu bestätigen. Es handelt sich um ein Basisverfahren der interaktiven Aushandlung von Verständigung, mit der auch die Kollaboration an dem gemeinsamen Produkt *Beschwerendarstellung* deutlich wird.

Die Patientin beginnt eine narrative Rekonstruktion (vergleiche Bergmann/Luckmann 1995), die sich auf engstem Raum entfaltet und typische Merkmale mündlicher Erzählungen aufweist (vergleiche Schwitalla 2001; 2003:195ff.). Das vorangestellte und syntaktisch unverbundene *HEUte morgen beispielsweise*; (Z.3) perspektiviert das Folgende als Beispielerzählung (vergleiche auch Schwitalla 1991 zu Belegnarrationen).<sup>5</sup> Die metakommunikative Rahmung mit einer solchen formelhaften Wendung ist oft anzutreffen, aber nicht obligatorisch (vergleiche auch Hausendorf 2000:387). Darauf folgt eine Bezugnahme auf eine vorher geäußerte subjektive Ursachentheorie (das Knirschen, Z.4). Die Erzählung ist zeitlich und räumlich situiert (*heute morgen* (Z.3), *hier her* (Z.5)), auf der Fahrt in die Klinik mit dem deiktischen Verb "herfahren". Damit wird das Setting etabliert.

<sup>5</sup> Schwitalla (1991:189) unterscheidet beim narrativen Illustrieren den Illustrationstyp A, der sich eines wiederkehrenden Ereignisses bedient, und den Illustrationstyp B, der das Allgemeine an einem singulären Ereignis deutlich macht. Im vorliegenden Fall wählt die Sprecherin ein singuläres Ereignis.

Sie schildert die Stimmung, in der sie sich befand, mit *nichts böses gede' ge-DACHT* (Z.6), mit dem sich das Böse bereits ankündigt. Das folgt auf dem Fuße in Form der unvermittelt eintretenden Komplikation, ein plötzliches Ziehen (Z.7). Dieses wird mit *do nuff* (Z.7) deiktisch lokalisiert und ist vermutlich mit einer Zeigegeste verbunden. Der damit einhergehende Wechsel in ein tieferes Dialektalitätsniveau (vergleiche Schwitalla 2003:49) ist ebenso eine geläufige Technik der szenischen Rekonstruktion wie auch der Tempuswechsel bei *ZIEHT* (Z.7) in "szenisches Präsens" (Schwitalla 2003:137).

Diese Erzählung ist sehr knapp, geradezu fragmentarisch. Legt man das globale Strukturmodell von Alltagserzählungen nach Labov/Waletzky (1967) zugrunde, so sind die Elemente der *Orientierung* (ORT, ZEIT, PERSONEN) und die *Komplikation* des Handlungsablaufes gegeben. Es fehlen jedoch *Evaluation*, *Auflösung* des Handlungsknotens und die *Coda*, in der die Verbindung zur Erzählzeit hergestellt wird. Möglicherweise war eine Coda von der Patientin geplant (vergleiche Z.8), sie wird aber durch die Nachfrage des Arztes unterbrochen. Performative Elemente sind stark reduziert, der Plot ist auf das Wesentliche beschränkt und bestimmte Sequenzpositionen des Interaktionspartners, die in Alltagserzählungen obligatorisch besetzt sind (vergleiche Quasthoff 2001), fallen aus. In diesem spezifischen Format manifestiert sich der institutionelle Zuschnitt von narrativen Sequenzen im Dienste der Schmerzanamnese. Die Arztfrage nach dem genauen Ort des Schmerzes (WO, Z.9) zeigt, dass er die Erzählung auf eine im Sinne des Diagnoseziels relevante Dimension hin interpretiert hat.

Mit der Veranschaulichung komplexer Sachverhalte reihen sich Beispielerzählungen in das Repertoire interaktiver Darstellungsmittel des schwer Beschreibbaren ein. Brünner (2005:103) benennt darüber hinaus folgende weitere Funktionen:

Die Funktion von Beispielerzählungen wie auch Szenarios [...] ist – über die Veranschaulichung von Sachverhalten hinaus – die Etablierung einer gemeinsamen Wissensbasis und die Herstellung persönlicher Betroffenheit. Beispielerzählungen von Patienten geben ein Bild ihrer Lebenswirklichkeit, Erfahrungen und Vorstellungen.

Betrachten wir unter diesem Aspekt noch einmal das Gespräch mit Patientin PS: Der Arzt benennt hier mit dem bereits beschriebenen Verfahren der Fremdformulierung den *KIEfer* als Schmerzlokalisation (Z.20), ergänzt um das Prädikativ *AUSstrahlend* (Z.22). Die Patientin ratifiziert und verschiebt den Fokus der Schmerzlokalisation vom Kiefer zum Ohr. Daran schließt sich eine kleine narrative Passage an.

#### *Beispiel (5) Patientin PS (Fortsetzung von Beispiel 3)*

20 Z: also die schmerzen SIND (.) meistens [im rechten ]  
 21 PS: [(hier drin)]  
 22 Z: kIEfergelenk,  
 23 Z: aber die sind:=äh (-) AUSstrahlend; ja?  
 24 PS: =ja genau (-)  
 25 s OHR manchmal'  
 26 also jetzt im auguscht gAnz gAnz gAnz stark das OHR?  
 27 (1.1)  
 28 im sOmmer war ich mal ähm: (.) an nem wochenende ganz  
 29 starke KOPFscherzen,

30                   natürlich immer verbunden mit extremen KOPFSCHMERZE,  
 31                   und [ähm (-)es sAh so aus als hätt ich  
 32        Z:            [hm=hm  
 33        PS:          NEbenhöhlenentzündung,  
 34                   war beim ARZT, (.)  
 35                   beim ERschtten allgemeinmediziner;  
 36                   der hat mich dann' (.)  
 37                   der meinte das wär NEbenhöhlenentzündung;  
 38                   schickte mich weiter zu meiner halsnasenOHRenärztin;  
 39                   und dIe hat geMEINT- (--)  
 40                   alles FREI?  
 41                   ähm es WÄre wieder der kiefer.  
 42        Z:            hm=hm,  
 43                   (1.1)  
 44                   und=äh (1.7) die intensität?

Auch hier liefert der Arzt wieder eine resümierende Fremdformulierung und formuliert das, was die Patientin zuvor gesagt hat (Z.20). Die Patientin liefert eine temporale Situierung *jetzt im auguscht* (Z.26). Mit der Äußerung *im sOmmer war ich mal* (Z.28) kündigt sich eine weitere Beispielerzählung an, zeitlich situiert und mit *an nem wochende* spezifiziert. Sie führt hier ein bisher nicht erwähntes Symptom ein, die Kopfschmerzen, die in einer Parenthese als Dauerbeschwerden qualifiziert werden. Das wird vom Arzt explizit ratifiziert (Z.32). Die Äußerung *es sAh so aus als* (Z.31) macht weitere Ausführungen erwartbar, hinsichtlich dessen, was tatsächlich war, und baut Spannung auf. Als weitere narrative Mittel sind die Verbspitzenstellung (Z.34) und Redewiedergaben (Z.37, Z.39ff.)<sup>6</sup> sowie die typische narrative Sukzession der Handlungen zu beobachten.

Auch diese Beispielerzählung wird durch die Aufforderung zur Schmerzlokalisierung elizitiert, und die Reaktion des Arztes zeigt, dass er sie genau so verstanden hat. Er gibt nur ein kurzes Minimalfeedback (Z.42), und nach einer kurzen Pause wechselt er zur nächsten Diagnoseebene, der *Schmerzintensität*. In Alltagserzählungen wäre an dieser Sequenzposition eine gleichlaufende Evaluierung sequenziell relevant, zum Beispiel durch den Ausdruck von Empathie, (vergleiche Schwitalla 1994b:565). In der Beteiligungsweise des Zahnarztes zeigt sich, dass er die Erzählung nicht wie eine Alltagerzählung behandelt. Negative Auswirkungen dieser Fragmentarisierung in den untersuchten Gesprächen sind nicht zu beobachten.

## 5. Zusammenfassung

Im Zusammenhang mit interaktiven Verständigungsprozessen über Schmerz in A/P-Interaktionen wurden das rhetorische Verfahren des Displays der schweren Beschreibbarkeit sowie beispielhafte Erzählfragmente als ein narratives Verfahren zur Lösung des Vermittlungsproblems bei Schmerzempfindungen untersucht. Schaut man sich diese Formulierungstätigkeit, die aus dem Vermittlungsdilemma

<sup>6</sup> In der verkürzt wiedergegebenen Äußerung der HNO-Ärztin *alles frei* (Z.39) wird übrigens ebenfalls ein institutioneller Rezipientenzuschliff deutlich, insofern hier medizinisches Wissen des Arztes vorausgesetzt ist, wenn die Sprecherin davon ausgeht, dass der Zahnmediziner versteht, dass keine Nebenhöhlenentzündung vorliegt.

resultiert, genauer an, wird sichtbar, dass damit die schwere Beschreibbarkeit regelrecht inszeniert wird: Suchbewegungen, Vagheitsindikatoren, Spuren von Formulierungsproblemen, aber auch ebensolchen -routinen, ausgebaute und fragmentierte Beispielerzählungen und vieles andere mehr. Vermehrte Formulierungstätigkeit widerspricht jedoch leider der Logik des Gesundheitssystems, das auf Effizienz ausgerichtet ist.

Das Display der schweren Beschreibbarkeit trat im Datenkorpus häufig bei der Beschreibung des Schmerzempfindens mit vorgegebenen Adjektiven auf. Daraus lässt sich die Empfehlung an die Ärzte ableiten, Schmerzbeschreibungen nicht mit der Vorgabe von Adjektiven zu elizitieren. Dass dabei insbesondere das Vorexerzieren von möglichen Antworten durch den Arzt nicht unproblematisch ist, zeigt sich übrigens im Interview. Hier merkt die Patientin PS an, dass die Nennung *dumpf* im Arztgespräch (vergleiche Beispiel 3) eigentlich nicht angemessen gewesen sei.

*Beispiel (6) Patientin PS*

```

01 PS: aber es isch also es isch irgendwie so=n richtig
      ZIEhender schmerz.=
02 =also .hh der (.) doktor ((Name)) hat mich g=fragt
      DUMPF oder STEchend?
03 I: hm (-)
04 PS: also des kann ich irgendwie gar net so bESCHREibe?
      (1.3)
05 also MANchmal stEchend?
06 wenn die=wenn diese OHrenschmerzen dabei sind=
07 und (---) also der isch ZIEhend;
08 ich kann den jetzt net als DUMPF oder als STEchend
      be[zeichnen]; (1.4)
09 I: [hm=hm]
10 PS: GEHT net. (2.0).

```

Bezüglich der Funktionen von Erzählfragmenten in Schmerzanamnesen wurde ein Zusammenhang mit der Lösung des Vermittlungsproblems deutlich. Für den Arzt erweisen sie sich keineswegs als dysfunktional, er bezieht sie auf die institutionellen Kategorien Schmerzqualität oder Schmerzlokalisierung. Beispielerzählungen wurden auch in anderen Kontexten gefunden; neben den bereits erwähnten Arbeiten in medizinisch-therapeutischen und interkulturellen Kontexten (Günthner 2006b, Gülich/Furchner 2002, Hausendorf 2000) sind sie auch in Wissensvermittlungsdiskursen anzutreffen, beispielsweise in Argumentationen in der Schule (Schütte/Spiegel 2002).

Auffällig ist, dass es besonders im Kontext der Schmerzlokalisation zu Erzählfragmenten kommt. Darüber hinaus lassen sich weitere interaktive Funktionen von Erzählfragmenten erkennen, die am Beispiel (5) von Patientin PS verdeutlicht werden können. PS bezeugt in ihrer Erzählung, dass sogar Ärzte Schwierigkeiten hatten und sich geirrt haben und es zu Fehldiagnosen gekommen ist, und illustriert damit die diffizile Schmerzlokalisation. Darüber hinaus vermittelt sie auch die psychosozialen Belastungen durch die Krankheit, wie zum Beispiel ihre Odyssee durch verschiedene Arztpraxen, ohne dass dort eine klare Diagnose gestellt worden wäre.

Es ist ein typisches Merkmal dieser institutionell zugeschnittenen Erzählfragmente, dass bestimmte Sequenzpositionen des Interaktionspartners anders gefüllt werden als in Alltagsinteraktionen. Darin liegt ein Potenzial für interaktive Irritationen auch auf Seiten der Patienten. So beschreibt Bliesener (1980) bei Patienten mit geringer institutioneller Erfahrung die Frustration durch die Zurückweisung von Erzählungen während Krankenhausvisiten. Ein Problem besteht unter anderem in der Nähe zum Alltagsmuster. Damit können sie von Ärzten als unangemessen unterbunden werden, da sie sehr zeitaufwändig erscheinen. Auch bei den Patient/innen können Erwartungen bezüglich der Rezipienz enttäuscht werden und der Eindruck entstehen, dass sie vom Arzt nicht ausreichend gehört werden.

Dass die Patientinnen im Projektkorpus einmal im Arzt/Patient-Gespräch und einmal im Interview aufgenommen wurden, lässt auch viele Erzählroutinen sichtbar werden. Die narrative Reifizierung führt ebenso auf sprachlicher Ebene zu einer Form der "Chronifizierung", das zeigt sich an vielen wiederkehrenden Formulierungen und Darstellungsrouterien. Es würde jedoch zu weit gehen, hier einen sekundären Krankheitsgewinn zu vermuten, es ist vielleicht ein Nebenprodukt der Erkrankung, aber für diese Patientinnen wohl kaum ein Gewinn. Sprachpessimismus scheint nicht angebracht. Den Interaktanten gelingt die Verständigung durchaus, wenn auch mit einem erweiterten Repertoire von Ausdrucksformen, das sich allerdings nicht immer mit dem vorgegebenen Ausdrucksrepertoire von Adjektivlisten deckt. Ärzte und Ärztinnen sollten sich immer wieder daran erinnern, dass die institutionellen Kategorien der Schmerzdiagnostik nur einen geringen Teil des Krankheitserlebens der Betroffenen abdecken.

## 6. Transkriptionskonventionen (vergleiche Selting et al. 2009)

((hustet))	Kommentar
(wort)	vermuteter Wortlaut
wo'	Abbruch (phonetisch eindeutig markiert)
[bla bla] bla	eckige Klammern markieren simultane Passagen
[worte ]	
=	Verschleifung
.h	einatmen
(.)	Mikropause
(-) (--) (---)	Pausen bis zu 1 Sekunde
(2.0)	gezählte Pause
blaBLA	Akzent (Primärakzent)
blabla	Sekundärakzent (nicht immer transkribiert)
wort,	leicht steigende Intonation
wort?	stark steigende Intonation
wort;	leicht fallende Intonation
wort.	stark fallende, finale Intonation
(h)wort	lachend gesprochen
hehehe	silbisches Lachen

<<f>/<<ff>wort>	laut/sehr laut gesprochene Passage, endet bei >
<<p>/<<p>wort>	leise/sehr leise gesprochene Passage, endet bei >
<<all>wort>	schneller gesprochen, endet bei >
<<len>wort>	langsamer gesprochen, endet bei >

## 7. Literaturhinweise

Bergmann, Jörg / Luckmann, Thomas (1995): Reconstructive Genres of Everyday Communication. In: Quasthoff, Uta (ed.), *Aspects of Oral Communication*. Berlin / New York: de Gruyter, 289-304.

Birkner, Karin (2001): Ost- und Westdeutsche im Bewerbungsgespräch. Eine kommunikative Gattung in Zeiten gesellschaftlichen Wandels. Tübingen: Niemeyer.

Birkner, Karin (2006): Subjektive Krankheitstheorien im Gespräch. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 7, 152-183.

Bliesener, Thomas (1980): Erzählen unerwünscht. Erzählversuche von Patienten in der Visite. In: Ehlich, Konrad (Hg.), *Erzählen im Alltag*, Frankfurt: Suhrkamp, 143-178.

Brünner, Gisela (2005): Arzt-Patient-Kommunikation als Experten-Laien-Kommunikation. In: Neises, Mechthild et al. (Hg.), *Psychosomatische Gesprächsführung in der Frauenheilkunde: ein interdisziplinärer Ansatz zur verbalen Intervention*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 90-110.

Brünner, Gisela / Gülich, Elisabeth (2002): Verfahren der Veranschaulichung in der Experten-Laien-Kommunikation. In: Brünner, Gisela / Gülich, Elisabeth (Hg.), *Krankheit verstehen. Interdisziplinäre Beiträge zur Sprache in Krankheitsdarstellungen*. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 17-93.

Egle, Ulrich Tiber / Nickel, Ralf (2003): Diagnostik und Differenzialdiagnostik aus bio-psycho-sozialer Sicht. In: Egle, Ulrich Tiber / Hoffmann, Sven Olaf / Lehmann, Klaus A. / Nix, Wilfred A. (Hg.), *Handbuch chronischer Schmerz: Grundlagen, Pathogenese, Klinik und Therapie aus bio-psycho-sozialer Sicht*. Stuttgart u.a.: Schattauer, 163-173.

Frankel, Richard (2001): Clinical Care and conversational contingencies. The role of patients' self diagnosis in medical encounters. In: *Text* 21 (1/2), 83-111.

Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.

Geissner, Edgar (1996): Die Schmerzempfindungs-Skala. Göttingen: Hogrefe.

Goffman, Erving (1981): *Forms of Talk*. Oxford: Oxford University Press.

Gülich, Elisabeth (2005): Unbeschreibbarkeit: Rhetorischer Topos – Gattungsmerkmal – Formulierungsressource. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 6, 222-244.

Gülich, Elisabeth / Dausendschön-Gay, Ulrich / Krafft, Ulrich (2000): Vorgeformtheit als Ressource im konversationellen Formulierungs- und Verständigungsprozess. In: Hausendorf, Heiko (Hg.), *Gespräch als Prozess*. Tübingen: Narr.

Gülich, Elisabeth / Furchner, Ingrid (2002): Die Beschreibung von Unbeschreibbarem. Eine konversationsanalytische Annäherung an Gespräche mit Anfallskranken. In: Keim, Inken / Schütte, Wilfried (Hg.), *Soziale Welten und kom-*

munikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 161-186.

Gülich, Elisabeth / Schöndienst, Martin (1999): Das ist unheimlich schwer zu beschreiben. Formulierungsmuster in Krankheitsbeschreibungen anfallskranker Patienten: differentialdiagnostische und therapeutische Aspekte. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft, 1 (3), 199-227.

Gülich, Elisabeth / Schöndienst, Martin / Surmann, Volker (2003): Schmerzen erzählen Geschichten – Geschichten erzählen Schmerzen. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 3 (5), 220-249.

Günthner, Susanne (2006): Rhetorische Verfahren bei der Vermittlung von Panikattacken. Zur Kommunikation von Angst in informellen Gesprächskontexten. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 7, 124-151.

Hausendorf, Heiko (2000): Zugehörigkeit durch Sprache. Tübingen: Niemeyer.

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1994): Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin / New York: de Gruyter.

Karibe, H. / Goddard, G / Gear, R.W. (2003): Sex differences in masticatory muscle pain after chewing. In: Journal of dental Research 82, 112-116.

Kirmayer, Laurence J. (2000): Broken narratives: clinical encounters and the poetics of illness experience. In: Mattingly, Cheryl / Garro, Linda C. (ed.), Narrative and the cultural construction of illness and healing. Berkeley: University of California Press, 153-180.

Koerfer, Armin / Köhle, Karl / Obliers, Rainer (1994): Zur Evaluation von Arzt-Patient-Kommunikation. Perspektiven einer angewandten Diskursethik in der Medizin. In: Redder, Angelika / Wiese, Ingrid (Hg.), Medizinische Kommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag, 53-94.

Kreissl, Marion E. / Overlach, Fabian / Birkner, Karin / Türp, Jens C. (2004): Das ärztliche Erstgespräch bei Patientinnen mit chronischen Gesichtsschmerzen. In: Der Schmerz 18, 286-299.

Labov, William / Waletzky, Joshua (1967): Narrative analysis: Oral versions of personal experience. In: Helm, June (ed.), Essays on the verbal and visual arts. Seattle: University of Washington Press, 12-44.

Lalouschek, Johanna (1995): Ärztliche Gesprächsausbildung. Eine diskursanalytische Studie zu Formen des ärztlichen Gesprächs. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Langewitz, Wolf / Denz, Martin / Keller, Anne / Kiss, Alexander / Rüttimann, Sigmund / Wössmer, Brigitta (2002): Spontaneous talking time at start of consultation in outpatient clinic: cohort study. In: British Medical Journal 325, 682-683.

Marvel M. Kim / Epstein Ronald M. / Flowers Kristine / Beckman Howard B. (1999): Soliciting the patient's agenda: have we improved? In: Journal of the American Medical Association 281, 283-287.

Merskey, Harold / Bogduk, Nikolai (1994): Classification of Chronic Pain. Seattle: IASP Press.

Overlach, Fabian (2008): Sprache des Schmerzes – Sprechen über Schmerzen. Berlin u.a.: de Gruyter.

Pruchta, Christiane (2006): Retrospektive Studie zu craniomandibulären Dysfunktionen unter Berücksichtigung von schmerzbezogenen und psychosozialen Aspekten.  
<[http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS\\_thesis\\_000000002215](http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000002215)>.

Quasthoff, Uta (2001): Erzählen als interaktive Struktur. In: Brinker, Klaus / Antos, Gerd / Heinemann, Wolfgang / Sager, Sven F. (Hg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York: de Gruyter, 1293-1309.

Ripke, Thomas (1994): Patient und Arzt im Dialog. Stuttgart u.a.: Thieme.

Rudolf Gerd / Henningsen Peter (2003): Die psychotherapeutische Behandlung somatoformer Störungen. In: Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie 49, 3-19.

Scarry, Elaine (1987): The body in pain: the making and unmaking of the world. New York u.a.: Oxford University Press.

Schütte, Wilfried / Spiegel, Carmen (2002): Form und Funktion von Beispielen in Schülerargumentationen. In: Bastian, Sabine / Hammer, Francoise (Hg.): Aber, wie sagt man doch so schön.... Beiträge zu Metakommunikation und Reformulierung in argumentativen Texten. Frankfurt a.M. u.a.: Lang, 27-48.

Schwitalla, Johannes (1991): Das Illustrieren – eine narrative Textsorte mit zwei Varianten. In: Dittmann, Jürgen / Kästner, Hannes / Schwitalla, Johannes (Hg.), Erscheinungsformen der deutschen Sprache. Literatursprache, Alltags- sprache, Gruppensprache, Fachsprache. Festschrift zum 60. Geburtstag von Hugo Steger. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 189-204.

Schwitalla, Johannes (1994): Die Vergegenwärtigung einer Gegenwelt. Sprachliche Formen der sozialen Abgrenzung einer Jugendlichengruppe in Vogelstang. In: Kallmeyer, Werner (Hg.), Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin/New York: de Gruyter, 347-509.

Schwitalla, Johannes (1995/2012): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Schwitalla, Johannes (2001): Gesprochene-Sprache-Forschung und ihre Entwicklung zu einer Gesprächsanalyse. In: Brinker, Klaus / Antos, Gerd / Heinemann, Wolfgang / Sager, Sven F. (Hg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, 2. Halbband. Berlin/ New York: de Gruyter, 895-904.

Schwitalla, Johannes (2009): Erzählen, Zitieren, Vergleichen. Drei sprachlich- kommunikative Verfahren zur Konstruktion von sozialer Identität und Andersheit. In: Krefeld, Thomas (Hg.), Sprachen und Sprechen im städtischen Raum. (= Spazi Communicativ / Kommunikative Räume Bd. 2). Frankfurt/M.: Lang, 17-32.

Selting, Margret / Auer, Peter / Barth-Weingarten, Dagmar / Bergmann, Jörg / Birkner, Karin / Couper-Kuhlen, Elizabeth / Deppermann, Arnulf / Gilles, Peter / Günthner, Susanne / Hartung, Martin / Kern, Friederike / Mertzlufft, Christine / Meyer, Christian / Morek, Miriam / Oberzaucher, Frank / Peterse, Jörg / Quasthoff, Uta / Schütte, Wilfried / Stukenbrock, Anja / Uhmann, Susanne (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT 2). In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 10, 152-183.

Türp, Jens C. (2000a): Patienten mit chronischen Schmerzen – Waisenkinder der (Zahn-) Medizin? In: Deutsche Zahnärztliche Zeitung 55, 797–804.

Türp, Jens C. (2000b): Temporomandibular pain: clinical presentation and impact. Berlin: Quintessenz-Verlag.

Türp, Jens C. / Hugger, Alfons (2000): Schmerzhafte Myoarthropathien des Kausystems. In: Zahnärztliche Mitteilungen 90, 1194-1199.

Türp, Jens C. / Schindler, Hans J. / Bartzela, Theodosia (2005): Schmerzhafte Myoarthropathien des Kausystems – evidenzbasierte Diagnostik. In: Kieferorthopädie 19, 173-81.

Wittgenstein, Ludwig (2001): Philosophische Untersuchungen: kritisch-genetische Edition (hg. von Joachim Schulte). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

# ***isch war schon immer ein kleiner rebell – Selbstdarstellung einer mit einem Heiratsmigranten verheirateten Deutsch-Türkin<sup>1</sup>***

## **Inken Keim**

In Erinnerung an die gemeinsame Projektzeit im Institut für Deutsche Sprache,<sup>2</sup> als Johannes Schwitalla und ich ethnographisches Arbeiten kennen lernten und wunderbare Entdeckungen in fremden Sozialwelten machten.

### **1. Gegenstand und Ziel**

Zur wichtigsten Form der türkischen Zuwanderung nach Deutschland gehört in den letzten Jahren nicht mehr die Arbeitsmigration, wie noch in den 60er und 70er Jahren des vorherigen Jahrhunderts, sondern die Migration durch Heirat. In Deutschland lebende Deutsch-TürkInnen heiraten häufig eine/n Ehepartner/in aus der Herkunftsregion beziehungsweise dem Herkunftsort der Eltern.<sup>3</sup> TürkInnen, die über Heirat zuwandern, stellen unter den HeiratsmigrantInnen in Deutschland insgesamt die größte Gruppe dar.<sup>4</sup> Die öffentliche Debatte über Heiratsmigration fokussiert vor allem "arrangierte" Ehen und Zwangsehen, in denen sehr junge Frauen aus ländlichen Regionen und mit geringer Schulbildung von ihren Familien nach Deutschland (gegen ein ansehnliches Brautgeld) verheiratet, von ihren Männern und Schwiegerfamilien schlecht behandelt und ausgebeutet werden und in Deutschland sozial isoliert und abgeschottet leben (müssen).<sup>5</sup> In diesem Zusammenhang wird auch über schwere Menschrechtsverletzungen, Gewaltkriminalität und sogenannte "Ehrenmorde" berichtet.<sup>6</sup> Das Thema "Heiratsmigration" hat durch das Buch von Necla Kelek "Die fremde Braut" (2005) große Popularität er-

---

<sup>1</sup> Eine Kurzfassung der im Folgenden präsentierten Analyse erschien in Keim (2012a:95-100).

<sup>2</sup> Im Projekt "Kommunikation in der Stadt" unter der Leitung von Werner Kallmeyer; vergleiche die Projektpublikationen "Kommunikation in der Stadt" (1994) und (1995), Band 1-4.

<sup>3</sup> Vergleiche dazu Kizilocak/Sauer (2006): ZFT-Studie zur Lebenssituation der türkischstämmigen Frauen in Europa am Beispiel Deutschland. Deutsche Kurzversion der in Türkisch verfassten Studie von 2006 in der Frankfurter Rundschau am 14.02.2007, unter <[www.fr-online.de/in\\_und\\_ausland/dokumentation](http://www.fr-online.de/in_und_ausland/dokumentation)>.

<sup>4</sup> Vergleiche den Migrationsbericht 2007 des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF, S.119ff.). Die Diskussion über die Hintergründe für die Präferenz von Partnern aus dem Herkunftsland der Eltern kann ich hier nicht wiedergeben; vergleiche dazu Straßburger (2003) und Keim (2012a).

<sup>5</sup> Dass sehr junge Zuwanderinnen (unter 18 Jahren) insgesamt nur eine sehr kleine Gruppe darstellen, zeigt die oben angeführte Statistik des BAMF; das heißt, in medialen Darstellungen wird oft eine zahlenmäßig äußerst kleine Gruppe thematisiert und ihre Relevanz sehr hoch gestuft.

<sup>6</sup> Die Berichterstattung über sogenannte "Ehrenmorde" wurde vor allem durch den Mord an der jungen Türkin Hatun Sürütü 2005 ausgelöst, die aus einer erzwungenen Ehe geflohen war. "Ehrenmorde" beherrschten für einige Zeit die Medien. Vergleiche auch den Artikel von Werner Schiffauer in der Süddeutschen Zeitung vom 25.02.2005 mit dem Titel "Schlachtfeld Frau": "Die Zahl der 'Ehrenmorde' an türkisch-stämmigen Frauen nimmt in der letzten Zeit drastisch zu. Mit dem Islam haben sie wenig zu tun – aber viel mit Selbstausgrenzung". In Mannheim fand am 26.06.2006 eine Tagung über "Zwangsheirat" statt, veranstaltet vom Beauftragten für ausländische Einwohner, bei der VertreterInnen aus ganz Deutschland über ihre Erfahrungen berichteten; vergleiche den Bericht zur Tagung unter <[www.mannheim.de/tagungsdokumentation\\_zwangsheirat\\_ma\\_26\\_6\\_06-1.pdf](http://www.mannheim.de/tagungsdokumentation_zwangsheirat_ma_26_6_06-1.pdf)>.

fahren und wurde von deutscher Seite unter anderem auch als Bestätigung negativer Klischees über türkische Frauen aufgenommen.<sup>7</sup>

Obwohl seit Jahren ähnlich viele Männer wie Frauen aus der Türkei über Heirat zuwandern,<sup>8</sup> erwecken sie bisher nur vereinzelt die Aufmerksamkeit der Medien. In Deutschland haben über Heirat zugewanderte Männer aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse und nicht vergleichbarer Berufsabschlüsse oft große Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt und müssen mit einem erheblichen Verlust ihres Sozialprestiges rechnen. In der Regel ist die Ehefrau besser ausgebildet und verdient mehr. In der Migrantengemeinschaft werden sie als "Importmänner" bezeichnet, und ihre Situation wird als "problematisch (...)" und als Risiko für die Stabilität der Ehe angesehen" (Straßburger 2003:159).

In Gesprächen mit Kennern der türkischen Migrantengemeinschaft in Mannheim (vergleiche Keim 2008:77ff.) wird einerseits hervorgehoben, dass *gemischte Ehen*, das heißt Ehen, in denen ein Partner in der Türkei und der andere in Deutschland sozialisiert ist, stark gefährdet seien, da zwischen den Partnern *Welten liegen*. Die unerfahrenen Frauen aus dem Dorf, die nach Mannheim heiraten, lebten isoliert, einige würden depressiv und krank; die Männer gingen fremd. Wenn die Frau in Deutschland aufgewachsen ist und einen "Importmann" geheiratet hat, gebe es vor allem Rollenprobleme, da die Frauen meist berufstätig und die Männer von ihnen sozial und finanziell abhängig sind. Andererseits gebe es aber auch viele Beispiele "glücklicher Ehen", in denen es den Partnern gelungen sei, eine gemeinsame Basis für das Zusammenleben zu entwickeln. In solchen Ehen bildeten sich neue Beziehungsstrukturen heraus, die von traditionellen, eher patriarchalisch geprägten Modellen erheblich abweichen.<sup>9</sup>

Im Folgenden werde ich die Informantin Lale vorstellen, mit der ich im Rahmen eines Projektes, das ich mit Necmiye Ceylan, Sibel Ocak und Emran Sirim durchführte (vgl. Keim/Ceylan/Ocak/Sirim 2012), ein längeres biografisches Gespräch führte. Das Gespräch gehört zu einem Korpus biografischer Erzählungen türischstämmiger Frauen, die in einer "gemischten" Ehe leben.<sup>10</sup> Die Informantin Lale ist Deutsch-Türkin, mit einem "Importmann" aus der Türkei verheiratet und zum Zeitpunkt des Interviews 32 Jahre alt. Lale bezeichnet ihre zehnjährige Ehe als "glücklich" und charakterisiert ihren Mann folgendermaßen: *er is kein macho, er is=n ganz lieber, sehr unkompliziert und ich bin froh dass ich ihn gefunden hab*. Lale kennt die öffentliche Diskussion über "gekaufte Bräute", die durch das

<sup>7</sup> Die Autorin stellt das Elend junger Heiratsmigrantinnen in Deutschland dar, die sich aufgrund ihres Unwissens und ihrer schwachen rechtlichen Position kaum zur Wehr setzen können, wenn sie in einer von Gewalt geprägten Ehe und Schwiegerfamilie leben.

<sup>8</sup> Vergleiche Migrationsbericht 2007, Kap. 2.7.

<sup>9</sup> Es gibt eine reiche Literatur über türkische Familienstrukturen; vergleiche unter anderem die Publikationen von Keller, Nauck und Schiffauer, die am Institut für Migrationsforschung erschienen sind, <<http://www.imis.uni-osnabrueck.de>>. Zu Familienstrukturen in der türkischen Gemeinschaft in Mannheim vergleiche Keim 2007/2008:58-83.

<sup>10</sup> Das Korpus umfasst zwei Gruppen von Informantinnen: Türkinnen, die über Heirat mit einem Deutsch-Türken nach Mannheim migriert sind, und Deutsch-Türkinnen, die in Mannheim aufgewachsen sind, einen Mann aus der Türkei geheiratet haben und jetzt mit ihm in Mannheim leben. Die Mitglieder beider Gruppen unterscheiden sich deutlich voneinander; sie sind charakterisiert durch eine Reihe typischer Eigenschaften, typischer Handlungsmotive und Erfahrungen und typischer Selbst- und Fremddarstellungsmuster. Zur Analyse exemplarischer biografischer Erzählungen vergleiche Keim/Ceylan/Ocak/Sirim 2012.

Buch von Kelek angestoßen wurde;<sup>11</sup> sie weiß von Fällen, in denen die zugewanderte Frau in der Schwiegerfamilie *behandelt wird wie=ne dienstmagd*. Und sie weiß auch von unglücklichen "Importmännern", die unter dem geringen Sozialprestige und der Abhängigkeit von ihrer Frau leiden. Emran Sirim hat mir Lale als Interviewpartnerin empfohlen, da ihr Fall sich deutlich von dem in der Öffentlichkeit verbreiteten negativen Bild unterscheide.<sup>12</sup> Vor dem Hintergrund dieses Wissens- und Diskurshorizonts ist Lales biografische Darstellung zu verorten, in der sie sich einer Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft gegenüber als starke, selbstbewusste Frau präsentiert, die einerseits gegen traditionelle Normen und Regeln der türkischen Gemeinschaft rebelliert und Tabus bricht, die sich andererseits aber auch bemüht, soziale Konventionen einzuhalten, um ihre Familie vor dem Verlust sozialen Ansehens zu bewahren.

Ziel meiner Analyse ist die Rekonstruktion von Lales Selbstdarstellung im Verlauf unseres Gesprächs. Dabei sind vor allem folgende Aspekte von Interesse:

- welche Charakteristika verwendet Lale zur sozial-kulturellen Selbst- und Fremdkategorisierung;
- wie sieht die Sozial- und Diskurswelt aus, die als Folie für ihre Selbstdarstellung beziehungsweise -stilisierung fungiert;
- wie schlägt sich Lales Wissen über Kenntnisse und Bewertungen der Rezipientin in ihrer Darstellung und ihrer Plausibilisierungsleistung nieder (*recipient design*).

Die Analyse knüpft an ethnografische Studien zu Sozialwelten der Migration<sup>13</sup> und an linguistisch-gesprächsanalytische Arbeiten an, die die Sackssche Kategorisierungsanalyse weiterentwickelt haben und in deren Fokus die sprachliche Realisierung von Kategorienzuschreibungen und von Kategorisierungsprozessen stehen. Das sind unter anderem Arbeiten aus den IDS-Projekten "Kommunikation in der Stadt"<sup>14</sup> und "Kommunikative soziale Stilistik";<sup>15</sup> außerdem Arbeiten, die im Umfeld der Bielefelder Forschergruppe "Nationale Selbst- und Fremdbilder im

<sup>11</sup> Vergleiche Kelek (2005:171ff.), die die typische Heiratsmigrantin folgendermaßen charakterisiert: "(Sie) ist meist gerade 18 Jahre alt, stammt aus einem Dorf und hat in vier oder sechs Jahren notdürftig lesen und schreiben gelernt. Sie wird von ihren Eltern mit einem ihr unbekannten, vielleicht verwandten Mann türkischer Herkunft aus Deutschland verheiratet. Sie kommt nach der Hochzeit in eine deutsche Stadt, in eine türkische Familie. Sie lebt ausschließlich in der Familie, hat keinen Kontakt zu Menschen außerhalb der türkischen Gemeinde. Sie kennt weder die Stadt noch das Land, in dem sie lebt. Sie spricht kein Deutsch, kennt ihre Rechte nicht, noch weiß sie, an wen sie sich in ihrer Bedrängnis wenden könnte. In den ersten Monaten ist sie total abhängig von der ihr fremden Familie, denn sie hat keine eigenen Aufenthaltsrechte. Sie wird tun müssen, was ihr Mann und ihre Schwiegermutter von ihr verlangen. Wenn sie nicht macht, was man ihr sagt, kann sie von ihrem Ehemann in die Türkei zurückgeschickt werden – das würde ihren sozialen oder realen Tod bedeuten".

<sup>12</sup> Zur Anlage unserer Studie, zum theoretischen und methodischen Vorgehen und zur Durchführung der Interviews, vergleiche Keim (2012b).

<sup>13</sup> Vergleiche die Veröffentlichungen des Projekts "Deutsch-türkische Sprachvariation und die Herausbildung kommunikativer Stile in dominant türkischen Migrantengruppen", vor allem Keim (2007/2008) und Cindark (2010),  
[<http://www.ids-mannheim.de/prag/soziostilistik/tuerkisch.html>](http://www.ids-mannheim.de/prag/soziostilistik/tuerkisch.html).

<sup>14</sup> Vergleiche Kallmeyer/Keim (1994), Keim (1995), Kap.4.3 u. 6., Schwitalla (1994) und (1995), Kap. 4 u. 6.

<sup>15</sup> Zu Publikationen vergleiche [<http://www.ids-mannheim.de/prag/soziostilistik/>](http://www.ids-mannheim.de/prag/soziostilistik/).

Gespräch" entstanden sind<sup>16</sup> und Arbeiten zur narrativen Identität.<sup>17</sup> Grundlegende Annahme dieser Arbeiten ist, dass soziale Identität und die Zugehörigkeit zu einer sozialen Kategorie nicht – zumindest nicht ausschließlich – "objektiv" gegeben sind, so dass Handlungen davon determiniert werden, sondern dass sie in Gesprächen konstituiert werden, durch Handlungen hervorgebracht, von Interaktionspartnern elizitiert, bestätigt, modifiziert oder abgelehnt werden können. Prozesse der Selbst- und Fremdkategorisierung sind eng verknüpft mit dem Identitätsmanagement in Gesprächen. Nach Antaki/Widdicombe (1998:3) bedeutet eine Identität haben, "being cast into a category with associated characteristics and features". Die Selbst- oder Fremdzuordnung zu bestimmten Kategorien hat Konsequenzen für Interaktionen, da mit der Kategorienzuordnung bestimmte Eigenschaften und Handlungen erwartbar und relevant gesetzt sind, die im Interaktionsverlauf eingelöst, modifiziert oder in Frage gestellt werden können. Kategorisierungen sind perspektivisch und abhängig von der lokalen Relevantsetzung spezifischer Kategorienaspekte: Eine Person kann sich oder andere verschiedenen sozialen Kategorien zuordnen und damit verschiedene Aspekte/Facetten von Identität in den Fokus bringen. Es können bestimmte Aspekte einer Kategorie hervorgehoben, andere im Hintergrund belassen werden, oder es kann an der inhaltlichen Füllung von Kategorienbezeichnungen gearbeitet werden. Vor dem Hintergrund sozial-kultureller Wissenssysteme der Beteiligten ist die jeweils spezifische Bedeutung von Kategorien und kategorienrelevanten Eigenschaften aus den lokalen Herstellungsbedingungen rekonstruierbar.

Den Begriff der sozialen Kategorie verwende ich dann, wenn Gesprächsbeteiligte zur Charakterisierung von Personen und ihren Eigenschaften und Handlungsweisen einen festen Bestand von Inhaltsfiguren und Ausdrucksweisen verwenden, die in einem System organisiert sind. Unter dem Prozess der sozialen Kategorisierung im Gespräch verstehe ich die Art und Weise, wie Gesprächsbeteiligte sich und andere typisieren und bewerten und die Relationen zwischen Personen in überschaubare Zusammenhänge bringen. Dabei kann die Zuordnung zu Kategorien durch explizite Bezeichnung mit Kategoriennamen erfolgen; sie kann aber auch mithilfe der Präsentation kategoriengebundener Merkmale in szenischen Darstellungen, in Illustrationen, Zitaten und Ähnlichem erfolgen.

Nach einem kurzen Überblick zu Lales biografischer Entwicklung (Kap. 2) folgt in Kap. 3 die Darstellung zentraler Eigenschaften ihres Selbstbildes und ihrer Selbstpositionierung zu relevanten Anderen aus ihrer Lebenswelt. Abschließend werden in Kap. 4. Lales Motive für die im Gespräch konstruierten Selbstbilder beziehungsweise Selbststilisierungen reflektiert.

## 2. Lales biografische Entwicklung

Lale ist das jüngste von fünf Kindern einer ehemaligen Gastarbeiterfamilie aus dem Südosten der Türkei. Der Vater migrierte 1967 allein nach Mannheim, zwei Jahre später folgte die Mutter. Die zwei jüngsten Kinder, Lale und ihre ältere

<sup>16</sup> Vergleiche die Untersuchungen in Czyzewski et al. (1995), Drescher/Dausendschön (1995), Hausendorf (2000).

<sup>17</sup> Vergleiche Lucius-Hoene/Deppermann (2002/2004), Schiffrin (1996), Schwitalla (1994), Wortham (2000).

Schwester, sind in Mannheim geboren und in einem typischen Migrantенwohngebiet der Mannheimer Innenstadt aufgewachsen. In der Familie wird Arabisch und Türkisch gesprochen. Die Mutter hat erst in Deutschland Türkisch gelernt, mit ihr spricht Lale ausschließlich Arabisch. Nach der Grundschule besuchte Lale zunächst die Realschule, dann das Gymnasium, das sie mit Fachabitur abschloss. Sie machte eine Ausbildung als Industriekauffrau und arbeitet seitdem bei einer internationalen Firma in Mannheim als Vertriebsassistentin. Dabei profitiert sie von ihren Arabischkompetenzen. Die Arbeit ist anstrengend, macht ihr aber viel Spaß. Lales Geschwister machten ebenfalls in Mannheim eine Ausbildung, ihnen geht es hier beruflich und privat sehr gut. Alle fünf Geschwister haben Partner aus der Türkei geheiratet. Bis auf einen Bruder haben alle Familienmitglieder die deutsche Staatsangehörigkeit.

Kurz vor Abschluss der Ausbildung heiratet Lale einen Mann aus dem Heimatdorf ihrer Eltern, der dann zu ihr nach Mannheim migriert.

### 3. Lales Selbstdarstellung als *anders*

Lale berichtet, dass sie aus der Außenperspektive nicht als typische Türkin wahrgenommen, sondern von Deutschen und von Türken als *anders* charakterisiert wird.

#### Beispiel 1

01 LA: was ich sehr oft gesagt krieg is äh du bist zwar=ne  
 02 LA: türkin aber du bist ganz anders↓ \*\* aso auch die familie↓  
 03 LA: isch und meine familie (...) deine mutter voll locker↓ ah  
 04 LA: deine eltern voll locker↓ ihr seid voll modern↓ \* ihr  
 05 LA: müsst kein dies machen oder ihr müsst nicht jenes machen↓  
 06 LA: also türken wie auch deutsche sind sehr erstaunt darüber  
 07 LA: ä:h wenn die meinen mann sehen↓ wenn die sehen wie  
 08 LA: wir miteinander umgehen und so weiter↓

"Anders-sein" wird auch auf die Familie, die Eltern und vor allem die Mutter bezogen und ist mit *modern* beziehungsweise *locker* assoziiert. Die Bedeutung von *modern* erschließt sich aus dem maximalen Kontrast zu einem Verhalten, das sich eng an religiöse und traditionelle Gebote und Verbote hält, wie es für traditionell-muslimische, türkische Familienstrukturen charakteristisch ist (*ihr müsst kein dies oder ihr müsst nicht jenes machen*↓). *Modern* beinhaltet den souveränen Umgang mit traditionellen türkischen Normen und Regeln, gegebenenfalls auch den Bruch von Regeln. Als Beleg dafür, dass Lale von anderen als *modern* gesehen wird, nennt sie deren Erstaunen über die Art des Umgangs, den sie und ihr Mann miteinander pflegen; dass sie eine zur traditionellen Ehe kontrastierende *moderne* Form der Ehe führen. Lale übernimmt die Fremdzuschreibung *du bist ganz anders* und verwendet sie im Gespräch als eine Art Oberbegriff, den sie durch spezifische Eigenschaften näher bestimmt. Die Auswahl von Eigenschaften geschieht vor der Folie des Leitbildes der "traditionellen jungen Türkin", das in der Migrantengemeinschaft in Mannheim (und darüber hinaus) weit verbreitet ist, und nach dem

viele türkische Eltern ihre Töchter zu erziehen versuchen.<sup>18</sup> Dieses Leitbild hat die Eigenschaften: "gehorsam, brav, zurückhaltend, tugendhaft (jungfräulich) und sich den Interessen und Entscheidungen der Familie unterordnend". Im Kontrast zu diesen Eigenschaften konstruiert Lale ihr Selbstbild als *anders*. Bereits bei der Schilderung des beruflichen Werdegangs stellt sie sich als kämpferisch und durchsetzungsfähig dar: Zu Beginn der Ausbildung war es schwer für sie, sich als junge Ausländerin in einer von Männern dominierten Firma durchzusetzen. Sie arbeitete hart, machte viele Überstunden, doch bei den Kollegen traf sie auf abschätzige Bemerkungen. Sie wehrte sich, wurde *sehr patzig* und setzte sich schließlich aufgrund guter Leistungen durch. Ihr gelang der Aufstieg in der Firma. Heute wird sie von den Kollegen *normal* behandelt, das heißt, ihre Meinung wird respektiert, ihre Anordnungen werden befolgt und sie hat die Unterstützung des Vorgesetzten.

Eigenschaften des "Anders-Seins" werden vor allem bei der Darstellung innerfamiliärer Beziehungen, der Beziehung zu ihren Eltern und ihrem Mann bestimmt und in Szenen präsentiert. Das werde ich an einigen Beispielen zeigen.

### 3.1. Lales Initiative bei der Liebeserklärung

Auf die Frage der Interviewerin, wie Lale ihren Mann kennen gelernt hat, schildert sie, dass er der Sohn der Nachbarfamilie im Heimatort der Eltern ist und sie ihn bereits seit frühester Kindheit kennt, da sie in den Schulferien (die Lale in der Türkei verbrachte) regelmäßig mit ihm spielte. Der Junge gefiel ihr sehr, und als sie 14 und er 18 Jahre alt ist, initiiert sie eine Klärung ihrer Beziehung:

#### Beispiel 2

01 LA: und dann mit vierzehn \* ich war vierzehn als ich ihn zum  
 02 LA: ersten mal gefragt hab ob er was von mir will↑ LACHT  
 03 IN: sie" haben ihn gefragt↑ LACHT wie hat=a reagiert↑  
 04 K ERSTAUNT #  
 05 LA: +er war ja schon achtzehn und ich war ja vierzehn ja↓  
 06 IN: ja↓  
 07 LA: ja: er war geschockt↓ äh:  
 08 IN: jetz no=mal aso=sie" haben  
 09 IN: i"hn gefragt↑ sie warn vierzehn↑  
 10 LA: eh des war so lustig↓  
 11 IN: +ja↓ erzählen=se↓  
 LALE ERZÄHLT

Auf Lales Feststellung, dass sie den Jungen fragte, ob sie ihm gefällt, reagiert die Interviewerin mit Erstaunen. Durch die Fokussierung von *sie*" in *sie" haben ihn gefragt*↑ stuft sie die geschilderte Rollenverteilung bei der Klärung der (Liebes) Beziehung hoch und markiert sie (verstärkt durch die Frage nach der Reaktion des Jungen, 03) als ungewöhnlich und erkläруngsbedürftig. Lale bestätigt die Ungewöhnlichkeit, indem sie die Reaktion des Jungen durch *ja: er war geschockt* (07) charakterisiert. Gemeinsam machen die Interaktionspartnerinnen Lales Handlung

<sup>18</sup> Vergleiche Keim (2007/2008), Teil II.

zu einem außergewöhnlichen und in hohem Maße erzählenswerten Ereignis.<sup>19</sup> Die soziale Bedeutung von "außergewöhnlich" ist vor dem Hintergrund konventioneller Regeln für die Geschlechterrollen im Prozess der Werbung inferierbar: Der Konvention entsprechend ist es Aufgabe des jungen Mannes beziehungsweise seiner Familie den Prozess der Werbung zu initiieren und um die Hand des ausgewählten Mädchens anzuhalten.<sup>20</sup> Doch Lale kehrt die Rollen- und Aufgabenverteilung um, sie initiiert den Prozess der Werbung. Das Ereignis stellt sie folgendermaßen dar. Es geschah bei einem großen Fest im Heimatort der Eltern, zu dem auch ihre Eltern und die Nachbarn eingeladen waren. Da es sehr spät wurde, übernachteten die Gäste im Haus des Gastgebers. Die Kinder, darunter auch Lale und der Nachbarjunge, wurden in einem großen Zimmer untergebracht. Die beiden redeten bis spät in die Nacht (*wir ham halt geschwätzt sō erstmal ganz normal geschwätzt natürlich*), bis Lale ihn dazu brachte, ihr eine Liebeserklärung zu machen.

### Beispiel 3

01 LA: ich war wie gesagt vierzehn↓ auch noch sehr klein gewesn↓  
 02 LA: un lustig gewesn↓ äh magst du mich hab ich ihn gefragt↓ \*  
 03 LA: da guckt=a \* >ja:< \*\* natürlich kla:r↓ hat er gemeint↓ \*  
 04 LA: und ich so: ja wie: magst du mich↓ magst du mich wie  
 05 LA: deine schwester↑ \* oder magst du mich anders↓ LACHT ja  
 06 K LACHT LEICHT #  
 07 LA: un=dann war er sehr sehr geschockt gewesen↑ dann  
 08 LA: hat=a gemeint \* ich weiß nisch irgendwie ni"scht wie  
 09 LA: meine schwester↑ schon anders↓ \* hat=a gemeint↓ und- \*  
 10 LA: ja jedenfalls sind wir dann zusammengekommen↓

Lale fragt den Jungen unvermittelt, ob er sie mag. Etwas überrascht (*da guckt=a*) bejaht er die Frage. Da die beiden Türkisch sprechen, verwendet Lale in ihrer Frage das Verb *sevmek* (lieben, mögen),<sup>21</sup> dessen jeweilige Bedeutung kontextuell geklärt werden muss. Lale führt vor, wie sie zur Klärung der Bedeutung kommt:

<sup>19</sup> IN markiert nochmals die Außergewöhnlichkeit des Geschilderten durch die Vergewisserungsfrage *jetz no=mal aso=sie" haben i"hn gefragt↑*, und Lale charakterisiert das Ereignis vorausgreifend als *so lustig*.

<sup>20</sup> Die konventionelle, beziehungsweise traditionelle Ehe-Anbahnung erfolgt über die Eltern der jungen Leute, unter anderem auch, weil ein direkter Kontakt zwischen dem Paar vor der offiziellen Verlobung vermieden werden soll, damit der "gute Ruf" der jungen Frau nicht beschädigt wird. Der Prozess der Ehe-Anbahnung verläuft folgendermaßen: Nachdem der junge Mann beziehungsweise seine Eltern eine potentielle Braut ausgewählt haben (das kann über einen offiziell bestimmten Brautwerber, ein Familienmitglied oder durch den jungen Mann selbst geschehen), sprechen sie bei den Eltern des Mädchen vor und bekunden ihr Interesse. Die Familie des Mädchens lässt sich Zeit mit der Überprüfung des Angebots; sie erkundet, ob die andere Familie "ehrbar" ist, ob der junge Mann eine Familie ernähren kann und – da die Braut nach der Hochzeit in den Haushalt der Schwiegerfamilie zieht – ob es der Tochter dort gut ergehen wird. Wenn die Überprüfung positiv verlaufen ist und auch die Tochter nichts gegen eine Ehe einzuwenden hat, ermuntert die Brautfamilie die Familie des Bräutigams dazu, offiziell um die Hand der Tochter anzuhalten. Bei diesem Ritual besuchen der junge Mann und seine Eltern die Familie der Braut, bringen kleine Geschenke mit, und die Braut kocht und serviert für alle den türkischen Mokka. Ab diesem Zeitpunkt beginnt die Verlobungszeit, der Ehe-Vertrag wird zwischen den Familien ausgehandelt und die Hochzeit vorbereitet.

<sup>21</sup> Im Türkischen gibt es keine lexikalisierte Unterscheidung zwischen *lieben* und *mögen*. Das Verb *sevmek* wird in beiden Bedeutungen verwendet.

Sie fragt ihn, ob es sich bei seinem Gefühl ihr gegenüber um "Liebe" wie unter Geschwistern handelt (*magst du mich wie deine schwester↑*), oder um eine andere Art der "Liebe", die Liebe zwischen Frau und Mann (*oder magst du mich anders↓*). Die Reaktion des Jungen beschreibt sie durch: *er war sehr sehr geschockt gewesen*. Was den Jungen so sehr aus der Fassung bringt, ist zunächst der unvorbereitete Versuch des *sehr kleinen und lustigen* Mädchens, die emotionale Beziehung zu ihm in dieser Dimension zu klären.<sup>22</sup> Vor allem aber muss ihn die Direktheit der Frage und der Bruch der traditionellen Rollen *geschockt* haben. Trotzdem lässt er sich auf die Frage ein und bekennt er ihr seine Liebe (*irgendwie ni"scht wie meine schwester↑ schon anders↓*). Und von da an, so stellt es die Erzählerin dar, sind die beiden *zusammengekommen↓*. Bei diesem entscheidenden Ereignis stellt Lale sich als forsches Mädchen dar, das die Liebeserklärung des Jungen provoziert, rollengebundenes Handeln umkehrt, Konventionen bricht und die Zukunftsplanung selbst in die Hand nimmt. In dieser ersten Paar-Darstellung bestimmt sie die Rollen der Partner komplementär: Sie ordnet sich der primären Kategorie zu, der Initiativkategorie, und bestimmt deren Eigenschaften; den Mann ordnet sie der sekundären, der Reaktivkategorie zu und bestimmt seine Eigenschaften komplementär zu ihren.<sup>23</sup> Diese Festlegung der Paarkonstellation bleibt im Verlauf des Gesprächs konstant; Lale stellt sich in der Beziehung zu ihrem Mann durchgehend als initiativ dar; sie stellt die Bedingungen, setzt die Vorgaben und forciert Entscheidungen.

### 3.2. Verlobung: Bruch des Mokka-Rituals

Nach dem Liebesgeständnis führen die beiden über 8 Jahre eine *Fernbeziehung*; sie geht in Mannheim zur Schule, er studiert in der Türkei. Sie schreiben Briefe, telefonieren und verbringen in den Ferien viel Zeit miteinander. Vor den Eltern halten sie ihre Beziehung geheim. Lale besteht auf der langen Wartezeit, da sie *nicht so jung heiraten* und auf jeden Fall zuerst die Schule abschließen will. Während der Wartezeit macht der Mann ihr zwei Heiratsanträge, beim dritten sagt sie zu. Die Anträge finden ohne Wissen der Familien statt, das junge Paar bleibt unter sich.<sup>24</sup> Die Darstellung dieser biografischen Phase kontrastiert deutlich zu traditionellen Prozessen der Ehe-Anbahnung in folgenden Aspekten:<sup>25</sup> intensives Kennenlernen über Jahre hinweg; Geheimhaltung der Beziehung vor den Eltern

<sup>22</sup> Bei der Reformulierung dieser Szene expandiert Lale seine Reaktion zu *aso er war erstaunt gewesen↑ \* er wusste in dem moment gar net/ er hat damit ga"r nicht gerechnet↓ \* überhaupt nich↓*.

<sup>23</sup> Zu komplementären Paarkonstellationen vergleiche Kallmeyer/Keim (1994:337).

<sup>24</sup> Lale: *einmal hat e"r ja um meine hand angehalten↑ des war aber nur unter uns beiden gewesen↑ \* wir warn dann halt essen↑ und so↓ \* hat er ganz romantisch gemacht↓ hat er sehr sehr schön gemacht↓*.

<sup>25</sup> Vergleiche dazu Anmerkung 20. Dass die Partner sich vor der Ehe persönlich kennen lernen, ist im traditionellen Verfahren eher nebensächlich oder wird sogar vermieden. Wichtig ist, dass die Familien zusammenpassen, dass sie sich über die Modalitäten des Zusammenschlusses einigen. Auch bestimmen nicht die jungen Leute, schon gar nicht die junge Frau über den Zeitpunkt der Heirat, sondern ihre Eltern/ihr Vater. Dass für Lale Schule und Ausbildung oberste Priorität haben, kontrastiert zu anderen biografischen Schilderungen aus unserem Korpus; dort wurden die jungen Frauen aus Schule und Ausbildung genommen, sobald die Familien über eine Heirat entschieden hatten.

und der Umwelt; übermäßig lange Wartezeit, auf der Lale besteht, da für sie Schulabschluss und Ausbildung Priorität haben. In dieselbe Richtung deutet auch, dass das junge Paar den Zeitpunkt für die offizielle Bekanntgabe selbst bestimmt, nachdem Lale dem Heiratsantrag zugestimmt hat.

#### Beispiel 4

01 LA: beim dritten mal hab ich dann ja gesagt↓ und ähm: \* da"nn  
 02 LA: muss des offizielle↓ dass seine eltern halt zu meinen  
 03 LA: eltern kommen↓ \* un=dann halt um die hand anhalten↓

Interessant ist, dass Lale sich in dieser Phase des Eheanbahnungsprozesses dem offiziellen Verfahren unterwirft. Sie spricht vom *muss des offiziellen*, bei dem die Familie des Mannes bei der Familie der Frau *um die Hand anhält*. Das heißt in der Phase, in der die Beteiligung der Eltern unumgänglich ist, hält sie sich an die Konvention. Würde sie ohne offizielle Verlobung ihre Verbindung mit dem Mann öffentlich machen, wäre das ein Skandal, von dem nicht nur das junge Paar, sondern beide Familien betroffen wären. Obwohl Lale in der Beziehungsherstellung zu ihrem Mann Konventionen bricht, hält sie sie ein, sobald ihre Familie tangiert ist; damit bewahrt sie Eltern und Geschwister vor negativen sozialen Konsequenzen, vor Verlust des sozialen Ansehens und gegebenenfalls vor sozialem Ausschluss.

Das Verfahren des "um die Hand Anhaltens" ist stark ritualisiert. Die Familie des Mannes besucht die Brautfamilie zum Austausch ritueller Wünsche und dem gemeinsamen Mokka-Trinken. Anwesend sind nur verheiratete, ehrwürdige Familienmitglieder, Unverheiratete und Kinder sind nicht zugelassen. Aufgabe der Braut ist das Kochen des Mokkas, den sie den Anwesenden serviert. Das ist ihr erster offizieller Auftritt vor der Schwiegerfamilie, bei dem sie die Gelegenheit hat, sich als angenehme und geschickte Hausfrau zu präsentieren. Danach ist es dem jungen Paar erlaubt, sich für kurze Zeit in einem Nebenraum zurückzuziehen,<sup>26</sup> während die Familienvorstände die Ehe-Verhandlungen beginnen. Nach Abschluss des Rituals gelten die jungen Leute als verlobt; von da an können sie sich gemeinsam in der Öffentlichkeit zeigen.

Lale folgt zwar dem offiziellen Verfahren des Hand-Anhaltens, doch dann bricht sie das Mokka-Ritual. Das schildert sie folgendermaßen:

#### Beispiel 5

01 LA: bei uns is=es halt brauch dass wenn die halt um die hand  
 02 LA: anhalten↑ dass man dann kaffee kocht↓ so türkischen↓ oder  
 03 LA arabischen kaffee↓ \* äh: die braut muss des machen↓ \*  
 04 LA: und dann kamen die und ich kannte die ja↓ und- des war  
 05 LA: alles halt ä:h- \* warum soll ich↑ LACHT ich hatte mich  
 06 LA: mit äh mit meinem mann verabredet dass wir in die stadt  
 07 LA: gehn↓ und dass die des halt unter sich klären sollten↓

---

<sup>26</sup> Vorgesehen ist nur ein kurzes Gespräch. In Familien, die strikt auf die Geschlechtertrennung achten, wird das junge Paar dabei unauffällig von verheirateten Schwestern, Schwägerinnen oder Tanten beobachtet.

Beim Bruch des Mokka-Rituals stellt Lale sich wieder als die Initiierende dar. Sie stellt die Sinnlosigkeit des Rituals fest, das für sie nur Sinn macht, wenn sich bisher fremde Familien beim gemeinsamen Mokka-Trinken kennen lernen können. Da das in ihrem Fall nicht zutrifft (die Familien kannten sich seit Jahren), stellt sie das Ritual in Frage (*ich kannte die ja! und - des war alles halt ä:h- \* warum soll ich↑ LACHT*) und verabredet sich mit ihrem Mann zu einem gemeinsamen Stadtbummel. Das heißt, sie entzieht sich dem familien-internen Teil des Verfahrens, nutzt das offizielle Treffen aber gleichzeitig für eigene Zwecke: Sie plant, sich ab sofort mit dem Mann in der Öffentlichkeit zu zeigen. Als die Mutter sie zum Mokka-Kochen ruft, geht sie zusammen mit ihrem Mann zu den Gästen:

### Beispiel 6

01 LA: wir sin=dann rein↑ un ich so ←ah ja übrigens ähm wir  
 02 LA: gehen jetzt in die sta"dt↓→ \* voll erstaunte gesichter↑  
 03 LA: alle voll äh- voll geschockt und ich so ahm <a:ch ja  
 04 LA: übrigens tante kannst du bitte kaffee kochen↑> LACHT  
 05 LA: un wir sind abgezischt↓

Der gemeinsame Auftritt (*wir sin=dann rein↑*) noch bevor der Mokka serviert und die offizielle Erlaubnis zum direkten Kontakt zwischen den zukünftigen Partnern erteilt ist, ist der erste Bruch des Rituals. Auch die folgenden Handlungen Lales stehen in maximalem Kontrast zum rituell vorgesehenen Verlauf: Lale führt den für sie vorgesehenen Schritt nicht aus, setzt das Verfahren aus und kündigt im Modus der Selbstverständlichkeit einen gemeinsamen Auftritt des Paars in der Öffentlichkeit an (*ich so ←ah ja übrigens ähm wir gehen jetzt in die sta"dt↓→*). Die Reaktion der Anwesenden spiegelt das Ausmaß des skandalösen Verhaltens: *voll erstaunte gesichter↑ alle voll äh- voll geschockt*. Doch Lale geht noch einen Schritt weiter. Sie fordert (durch Höflichkeitsformen abgemildert) ihre verheiratete Tante dazu auf, den für die Braut vorgesehenen rituellen Handlungsschritt zu übernehmen und für die Gäste den Mokka zu bereiten: *ich so ahm <a:ch ja übrigens tante kannst du bitte kaffee kochen↑>*. Mit dieser letzten Handlung führt sie das Ritual ad absurdum; das Lachen und die Art der Darstellung zeigen, dass die Re-Inszenierung des damaligen Ereignisses Lale großen Spaß bereitet.<sup>27</sup> Ohne weitere Reaktionen der Erwachsenen abzuwarten, entzieht sich das junge Paar den traditionell geltenden Regeln, brüskiert die Familien und amüsiert sich über die eigene Dreistigkeit (*un wir sind abgezischt↓*).

Auf INs Frage nach der Reaktion der Schwiegerfamilie beschreibt Lale sie als eher gemäßigt und begründet das folgendermaßen:

### Beispiel 7

01 LA: die fanden des gar nich so: schlimm weil die wussten  
 02 LA: ja wie ich bin↓ \* aso:- ich war schon immer so:- \*\*  
 03 LA: wie soll ich sagen↓ \* so=en kleiner rebell gewesen↓  
 04 LA: LACHT des wussten sie alle↓

<sup>27</sup> Vergleiche auch das Lachen in Beispiel 5; weitere Hinweise auf die Modalisierung als amüsan- spannende Geschichte sind jugendsprachliche Elemente wie die Redeinleitung *ich so*, Intensivierer *voll* in *voll erstaunt*, *voll geschockt*, das saloppe Verb *abgezischt*; außerdem die gedrängte Handlungsdarstellung und eliptische Formulierungen zur Spannungserzeugung.

In der Begründung, dass sie der Schwiegerfamilie gut bekannt war, erfolgt eine explizite Selbstbezeichnung: *ich war schon immer so:- \*\* wie soll ich sagen \* so=en kleiner rebell gewesen*. Lale charakterisiert den vorher dargestellten Bruch von Konventionen nicht als einmalige, sondern als typische Handlungsweise der "kleinen Rebellin", deren Besonderheit beiden Familien seit langem bekannt war und die sie offensichtlich auch akzeptierten. Die Bedeutung der Kategorienbezeichnung *rebell* ist aus der sequenziellen Position rekonstruierbar; sie tritt in der Coda der Erzählung auf und bewertet die Akteurin in Bezug auf die dargestellten Ereignisse: Lale verweigert die Befolgung ihr sinnlos erscheinender Konventionen, setzt eigene Handlungsentscheidungen dagegen und führt sie durch; und sie setzt sich über erstaunte, entsetzte oder geschockte Reaktionen der anderen hinweg. Ihre Rebellion betrifft allerdings nur Konventionen, deren Bruch innerhalb des Familienverbandes vollzogen werden kann. Nach außen hin, dem sozialen Umfeld gegenüber, hält sie sich an Konventionen (nutzt sie gegebenenfalls auch zu eigenen Zwecken aus) und trägt so zum Erhalt des Familienansehens bei.

Auf INs Frage, wie der Mann mit der damaligen Situation umging, erläutert Lale ihr Motiv für die Verweigerung des Mokka-Rituals und stellt die Reaktion ihres Mannes auf den Ritualbruch dar:

#### *Beispiel 8*

01 LA: ich hab gedacht <nee" des mach ich net↓> \* mein spruch  
 02 LA: war damals →ich koch dir doch kein kaffee↓ koch du dir  
 03 LA: doch selbst↓← un=dann hat er gesagt \* ja schatz macht  
 04 LA: doch nichts hat er gemeint↓ deine tante macht des sowieso↓  
 05 LA: \*\* ja: und dann sind wir in die stadt gegang↓ \* aso er  
 06 LA: hat kein problem damit gehabt↓

Lale lehnt die durch das Ritual ausgedrückte weibliche Rolle ab (die Frau kocht für den Mann, bedient ihn) und geht von einer Gleichbehandlung der Geschlechter aus; sie fordert ihn auf, für sich selbst zu kochen. Der Mann unterstützt ihre Auffassung, und stimmt mit ihr überein, dass die Tante das Ritual retten wird. Lales Kommentar zu seiner Reaktion auf ihr rebellisches Verhalten (*aso er hat kein problem damit gehabt*) zeigt, dass er ihre Vorstellungen, die von traditionellen Familienrollen abweichen, unterstützt und sich ihrer Entscheidung anschließt.

### **3.3. Gemeinsames Leben: Selbststilisierung als "dominant"**

Die bisherigen Charakteristika in Lales Selbstdarstellung werden in der weiteren biografischen Darstellung bestätigt und verstärkt. Aus der "kleinen Rebellin", als die sie sich in Relation zu ihren Eltern und zu traditionellen Normen und Werten dargestellt hatte, wird in der Relation zu ihrem Mann die "dominante" Partnerin. Lale nennt dafür keine explizite Bezeichnung, sondern sie stellt eine relevante Eigenschaft der Kategorie in szenischen Darstellungen dar: die Nicht-Berücksichtigung der Partnerperspektive und die Durchsetzung der Eigenperspektive bei innerhelichen Angelegenheiten. Dabei werden bisher dargestellte Eigenschaften Lales, wie Eigenständigkeit und Durchsetzungsfähigkeit, gebündelt und verstärkt, andere Eigenschaften werden ausgeblendet. Durch die fortgesetzte Fokussierung

dieser Eigenschaften erfolgt die Selbststilisierung als "dominant" in Relation zu ihrem Mann. Das wird besonders deutlich, als es um die Entscheidung über den Ort der Heirat und über den zukünftigen Lebensraum des Paares geht.

Nach der offiziellen Verlobung kehrt Lale nach Deutschland zurück und *holt* einige Monate später den Mann *zur eheschließung* nach Mannheim. Die Entscheidung über den Ort für die standesamtliche Heirat stellt Lale folgendermaßen dar:

### *Beispiel 9*

Auf den Vorschlag / die Bitte des Mannes, in der Türkei standesamtlich zu heiraten, reagiert sie ablehnend. In dem Eigenzitat begründet sie ihre Präferenz für Mannheim, dass es ihr Lebensmittelpunkt sei, und bekundet abschließend: *ich werde hie"r standesamtlich heiraten*↓. Das Argument, das sie für Mannheim anführt, hätte ihr Mann gleichermaßen für seinen Heimatort in der Türkei angeben können. Außerdem könnte er anführen, dass sie Türkisch kann und sich in den türkischen Traditionen und Ritualen auskennt, während er weder Deutsch spricht noch jemals in Deutschland war. Das heißt, die Entscheidung für Deutschland wiegt für ihn aller Voraussicht nach schwerer und ist mit größeren Unsicherheiten verbunden, als es eine Entscheidung für die Türkei in ihrem Falle gewesen wäre. Doch bei der Darstellung des Entscheidungsprozesses kommt die Perspektive des Mannes nicht vor und eine Abwägung von Vor- und Nachteilen der Alternativen findet nicht statt. Lale präsentiert nur ihre Perspektive und ihre Absicht. Erst mit INs Frage *und war er da einverstanden dass ihr/* kommt die Perspektive des Mannes in den Fokus. Lale bejaht die Frage mit Nachdruck *+jaja*↓ *der war einverstanden*↓ (schneller Anschluss, Verstärkung der Zustimmungspartikel, fallende Endkadenz); und auf INs erstaunte Rückfrage (+ja↑) reagiert Lale mit *kein problem damit gehabt*↓, einer formelhaften Formulierung, die die Selbstverständlichkeit ausdrückt, mit der er ihre Entscheidung akzeptierte.

In ähnlicher Weise präsentiert Lale ihre Beteiligung bei der Entscheidung über den gemeinsamen Wohn- und Lebensraum. Der Mann besteht zunächst auf einem Leben in der Türkei, da er dort studiert und einen guten Arbeitsplatz hat. Doch sie will in Mannheim leben, ihre Ausbildung beenden und hier einen guten Arbeitsplatz finden. Sie schildert, wie sie die länger anhaltende Diskussion beendete, folgendermaßen:

*Beispiel 10*

01 LA: un jedenfalls hab ich dann gemeint \* irgendwann ne↑ <aso  
 02 LA: entweder kommen wir hie"rher↑ oder aber es ge"ht net↓  
 03 LA: weil ich kann mir ein leben in der türkei nich vorstellen↓  
 04 LA: hab ich dann direkt gesagt↓ \* und dann war des thema  
 05 LA: eigentlich sehr schnell erledigt gewesen↓ ja↓

Sie forciert eine Entscheidung, indem sie dem Mann das Ultimatum stellt: *entweder kommen wir hie"rher↑ oder aber es ge"ht net↓*. Das ist die Androhung von Trennung beziehungsweise Scheidung für den Fall, dass er ihrer Forderung nach Mannheim zu migrieren nicht nachkommt. Die Forderung begründet sie mit einer generalisierenden Absage an die Türkei (*ich kann mir ein leben in der türkei nich vorstellen↓*) und beendet damit den Entscheidungsprozess in ihrem Sinne (*und dann war des thema eigentlich sehr schnell erledigt gewesen*). Auch in dieser szenischen Darstellung kommt nur die Perspektive Lales zum Ausdruck; die Perspektive des Mannes findet keine Berücksichtigung, obwohl für seine Position (ein gemeinsames Leben in der Türkei) ebenso stichhaltige Argumente hätten vorgebracht werden können.

Die mehrfache Nichtberücksichtigung der Perspektive des anderen und die ausschließliche Darstellung der Eigenperspektive bei Entscheidungen, deren Konsequenzen beide Partner betreffen und für den anderen möglicherweise schwerer wiegen, ist ein Stilisierungsverfahren: Merkmale, die die soziale Kategorie "dominante Ehefrau" definieren, werden gebündelt und dadurch, dass die Fremdperspektive konsequent unberücksichtigt bleibt, wirken sie überzeichnet. Lale erscheint als hart, rücksichtslos, dominant. Andere Eigenschaften kommen nicht vor, zum Beispiel Merkmale wie Rücksicht, Fürsorge, Verständnis oder Zuneigung. Dass Lale solche Eigenschaften hat, stellt sie in anderen Zusammenhängen dar. Sie schildert zum Beispiel voller Empathie, dass die Anfangszeit für den Mann eine *sehr sehr schwierige zeit* war; er erlebte, dass seine Ausbildung in der Türkei in Deutschland nicht anerkannt wird,<sup>28</sup> er war einige Zeit arbeitslos,<sup>29</sup> nahm dann einfache Jobs in verschiedenen Firmen an, war unglücklich, vermisste die berufliche Anerkennung, vor allem aber die Freunde und seine Eltern.<sup>30</sup> Bei der Schilderung dieser Phase zeigt Lale großes Verständnis für seine Startschwierigkeiten; sie hilft ihm über die anfängliche Arbeitslosigkeit hinweg, finanziert seinen Deutschintensivkurs, fördert seine sozialen Kontakte und ermutigt ihn bei der Arbeitssuche. Seit zwei Jahren geht es ihm beruflich gut, er hat bei einer deutschen Firma einen interessanten, gut bezahlten Arbeitsplatz gefunden. Er hat sich, wie Lale sagt, *integrieren können*. Nachdem es dem Mann gut geht, fühlt sich Lale in ihrer Entscheidung für ein Leben in Mannheim bestätigt. Denn hier fühlt sie sich *sehr wohl* und *sehr heimisch*; Mannheim ist ihr zuhause (*hier bin ich daheim*).

<sup>28</sup> Lale: *das hat ihm sehr sehr also- \* wie soll ich sagen des hat ihm sehr \* we"h getan \* weil des wurde ja hier nicht a"nerkannt des studium↓ (...) und er hätte wieder von vorne anfangen müssen↓*.

<sup>29</sup> Lale: *er war ja auch äh \* ich glaub vier monate arbeitslos gewesen↓ \* und des war halt sehr schlimm↓ \* ach gott die zeit fand er furchtbar.*

<sup>30</sup> Lale: *was er sehr vermisst hat und bis heute noch vermisst sind die freunde \* und seine eltern vermisst er se"hr se"hr.*

#### 4. Motive für Lales Selbstdarstellung und Selbststilisierung

Lales Selbstdarstellung als *rebellisch* ist zunächst motiviert durch die Spezifik der Gesprächssituation, durch Lales Annahmen über die Erwartungen der Rezipientin und über das Bild, das die Rezipientin von ihr bereits hatte. Lale weiß, dass sie der Interviewerin als "untypische" junge Türkin vorgestellt worden war, und sie kennt die öffentlichen Diskurse über unglückliche "gemischte" Ehen. Sie konstruiert ihr Selbstbild – und das bereitet ihr offensichtlich Spaß – in deutlichem Kontrast zu einem in der Öffentlichkeit vorherrschenden Bild von jungen (Deutsch)Türkinnen als "unselbständig, unterdrückt und eingebunden in enge Ehe- und Familientraditionen". Lale präsentiert sich als eigenständig, durchsetzungsfähig und souverän im Umgang mit einengenden Traditionen. Sie entwirft ihre Ehe im Kontrast zu unglücklichen "gemischten" Ehen und führt modellhaft vor, unter welchen Bedingungen eine Ehe zwischen einer Deutsch-Türkin und einem "Importmann" erfolgreich sein kann: Wenn es dem Paar gelingt, sich aus einschränkenden Traditionen zu lösen und unter Berücksichtigung individueller Möglichkeiten und Bedürfnisse die Aufgaben und Pflichten der Partner neu zu regeln.

Für Lales Selbststilisierung als "dominant" in Relation zu ihrem Mann lassen sich mehrere Motive ausmachen. Aus der Retrospektive bewertet Lale die Entscheidung für ein Leben in Deutschland als richtig. Diese Bewertung spiegelt sich in der Darstellung der damaligen Überlegungen und Diskussionen, in der die Einwände und Argumente des Mannes nicht (mehr) präsentiert werden. Aus heutiger Sicht sind sie entkräftet und überholt, relevant erscheint nur, was sich bewährt hat. Diese Erfahrung Lales findet Ausdruck in der Art der Darstellung.

Wahrscheinlich spielt auch Lales Migrationserfahrung eine Rolle. Ihr Leben in Deutschland verlief nicht selbstverständlich; sie musste (über Jahre) hart für die soziale und berufliche Anerkennung kämpfen, eine Anstrengung, die durch einen Umzug in die Türkei vergeblich gewesen wäre und deren Erfolg sie nicht hätte erleben können. Eine vergleichbare Anstrengung hatte der Mann während seiner Sozialisation in der Türkei nicht zu erbringen; seine Biografie verlief eher geordnet und in selbstverständlichen Bahnen.

Möglicherweise spielt auch der Einfluss der Mutter bei Lales Selbststilisierung eine Rolle. Lale beschreibt die Mutter als *sehr dominante* Frau, der es gelang, sich gegen ihren *macho-mann* durchzusetzen, das heißt die "Dominanz" der Mutter entsteht in Reaktion auf den "Machismo" des Vaters.<sup>31</sup> Den Auftrag der Mutter an die Töchter, *wenn ihr einen mann haft macht nischt was der mann sagt↓ ihr mü"sst- \* ihr mü"sst- \* ihr mü"sst selbstständig sein↓*, hat Lale zutiefst verinnerlicht.<sup>32</sup> Ihre Selbststilisierung als "dominant" ist möglicherweise ein in ihrer Herkunftsfamilie übliches Bild, an dem sich die Töchter orientieren bzw. nach außen

<sup>31</sup> Diese Ehe-Konstellation erinnert sehr stark an das in der Mannheimer Filsbachwelt beschriebene Paar: der "Pascha" und die "courageierte Frau". Die "courageierte Frau" ist eine Reaktivkategorie auf die Machtansprüche des "Paschas" und weist sie immer wieder zurück. Sie wird widerständig gegenüber seinen Ansprüchen; vergleiche Kallmeyer/Keim (1994).

<sup>32</sup> Lales Biografie ist ein weiterer Beleg für den prägenden Einfluss der Mutter auf die Bildungskarriere der Tochter und ihren Weg in der Selbstständigkeit. Hier wie auch bei den "Powergirls" sind es die Mütter, die, obwohl sie selbst nur eine geringe Schulbildung haben, die Töchter zu einer guten Schul- und Berufsausbildung motivieren, für entsprechende Lernvoraussetzungen sorgen und die Mädchen zu eigenständigen Entscheidungen anregen mit dem Ziel, dass es den Töchtern einmal besser geht als es ihnen ergangen ist.

hin präsentieren. Das müsste, ebenso wie die Sicht des Mannes auf das gemeinsame Leben, in weiteren ethnografischen Beobachtungen und Erhebungen eruiert und zu Lales Darstellung in Bezug gesetzt werden, um ein möglichst perspektivenreiches Bild eines komplexen sozialen Zusammenhangs zu rekonstruieren.

Die biografische Entwicklung Lales und die Geschichte ihrer Ehe mit einem Mann aus der Türkei haben sich bisher als Erfolgsgeschichte erwiesen. Wie mir InformantInnen berichteten, die einen guten Überblick über die türkische Gemeinschaft in Mannheim haben, gibt es viele solcher Beziehungen. Doch sie kommen in der öffentlichen Debatte über Heiratsmigration kaum vor; berichtenswert in den Medien erscheinen dramatische Verstrickungen, auch wenn es sich nur um Einzelfälle handelt.

## 5. Literatur

Antaki, Charles / Widdicombe, Sue (1998): Identity as an Achievement and as a Tool. In: Antaki, Charles / Widdicombe, Sue (ed.), *Identities in Talk*. London / New Delhi: Sage, 1-14.

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2007): Migrationsbericht 2007 des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge. Nürnberg: BAMF.

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2007): Minas. Atlas über Migration, Integration und Asyl. Nürnberg: BAMF.

Cindark, Ibrahim (2010): *Migration, Sprache und Rassismus. Der kommunikative Sozialstil der Mannheimer "Unmündigen" als Fallstudie für die "emanzipatorischen Migranten"*. Tübingen: Narr.

Czyczewski, Marek / Drescher, Martina / Gülich, Elisabeth / Hausendorf, Heiko (1995): *Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Drescher, Martina / Dausendschön-Gay, Ulrich (1995): *Sin wer an son immobilien ehm makler da eh gekommen*. Zum Umgang mit sozialen Kategorien im Gespräch. In: Czyczewski et al., *Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 85-119.

Hausendorf, Heiko (2000): Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung. Tübingen: Niemeyer.

Kallmeyer, Werner / Keim, Inken (1994): Bezeichnungen, Typisierung und soziale Kategorien. Untersucht am Beispiel der Ehe in der Filsbachwelt. In: Kallmeyer, Werner (Hg.), *Kommunikation in der Stadt. Teil 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim*. Berlin / New York: De Gruyter, 318-387.

Keim, Inken (1995): Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt "kleiner Leute" in der Mannheimer Innenstadt. *Kommunikation in der Stadt. Teil 3*. Berlin / New York: De Gruyter.

Keim, Inken (2007, 2008): Die "türkischen Powergirls". Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. Tübingen: Narr.

Keim, Inken / Ceylan, Necmiye / Ocak, Sibel / Sirim, Emran (2012): *Heirat und Migration aus der Türkei: biografische Erzählungen junger Frauen*. Tübingen: Narr.

Keim, Inken (2012a): Heirat und Migration aus der Türkei. In: Keim, Inken / Ceylan, Necmiye / Ocak, Sibel / Sirim, Emran, Heirat und Migration aus der Türkei: biografische Erzählungen junger Frauen. Tübingen: Narr, 53-102.

Keim, Inken (2012b): Zu Theorie und Methode unserer Studie: der biografische Ansatz in Verbindung mit Ethnografie und Gesprächsanalyse. In: Keim, Inken / Ceylan, Necmiye / Ocak, Sibel / Sirim, Emran, Heirat und Migration aus der Türkei: biografische Erzählungen junger Frauen. Tübingen: Narr, 23-50.

Kelek, Necla (2005): Die fremde Braut. Ein Bericht aus dem Inneren des türkischen Lebens in Deutschland. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf (2002 / 2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Straßburger, Gaby (2003): Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext. Eheschließung der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft. Würzburg: Ergon

Schiffrin, Deborah (1996): Narrative as self-portrait: Sociolinguistic constructions of identity. In: *Language in Society* 12, 167-203.

Schwitalla, Johannes (1994): Sprachliche Ausdrucksformen für soziale Identität beim Erzählen. In: Kallmeyer, Werner (Hg.), Kommunikation in der Stadt. Teil 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin / New York: De Gruyter, 510-577.

Schwitalla, Johannes (1995): Kommunikative Stilistik zweier sozialer Welten in Mannheim-Vogelstang (Kommunikation in der Stadt, Teil 4). Berlin / New York: De Gruyter.

Wortham, Stanton (2000): Interactional positioning and narrative self-construction. In: *Narrative Inquiry* 10 (1), 157-184.

# Die erste Reise zurück nach Deutschland: Thematische Fokussierung und Perspektivierung in Erzählungen jüdischer Emigranten

Anne Betten

Johannes Schwitalla, wissenschaftlicher Wegbegleiter seit unseren ersten Universitätsjahren und im Laufe von vier Jahrzehnten Forschungsreisen durch verschiedenste Gebiete und Erscheinungsformen der gesprochenen Sprache ein immer kompetenterer und prominenterer Experte auf diesem Feld, hat in jüngster Zeit zu meiner Freude das von mir in Israel erhobene Interviewkorpus deutschsprachiger Emigranten<sup>1</sup> für seine Expeditionen entdeckt, beginnend mit Untersuchungen zur Raumkonstitution in ausgewählten Erzählungen (Schwitalla 2012) und den Erzählstilen der Emigrationsbeschreibungen (Schwitalla 2010). Korrespondierend zu diesen Berichten über die Flucht aus Deutschland, die in den meisten Interviews breiten Raum mit vielen veranschaulichenden, häufig dramatisierend-reinszenierend dargestellten Episoden einnimmt, habe ich für diesen ihm gewidmeten Beitrag die Berichte über die erste Rückkehr nach Deutschland oder Österreich ausgewählt, die sich in vieler Hinsicht von den Fluchterzählungen unterscheiden.<sup>2</sup>

## 1. Besonderheiten und Konstanten der Themenbehandlung

Obgleich es sich um ganz offene Interviews handelte und die Wahl, Abfolge und Ausgestaltung der Themen weitgehend den Interviewten überlassen blieb, gab es doch einige Fragenkomplexe, die in jedem Gespräch berührt wurden; dazu gehörten immer die Umstände des Verlassens Deutschlands, und in fast allen Fällen

---

<sup>1</sup> Es handelt sich um insgesamt 3 Projekte mit narrativen autobiographischen Interviews von jeweils ein- bis dreistündiger Länge. Die Tonträger mit zusätzlichem Dokumentationsmaterial sind am Institut für deutsche Sprache (IDS) Mannheim archiviert und für Forschungsarbeiten zugänglich: <<http://dgd.ids-mannheim.de/>>.

1) 142 Aufnahmen (1. Generation) aus den Jahren 1989–1994 (Korpus IS Emigrantendeutsch in Israel), Teipublikation der Texte in Betten (1995), Betten/Du-nour (2000) und (in leicht überarbeiteter Textversion) Betten/Du-nour (2004).

2) 22 Aufnahmen (1. Generation) von einer Salzburger Exkursion 1998 (Korpus ISW Emigrantendeutsch in Israel: Wiener in Jerusalem).

3) 62 Aufnahmen (2. Generation) aus den Jahren 1999–2006 (Korpus ISZ Emigrantendeutsch in Israel: Zweite Generation).

Die hier behandelten Beispiele stammen alle aus Korpus IS. Interviewerinnen sind Anne Betten (AB), Miryam Du-nour (MD) und Kristine Hecker (KH). Zu 16 der 22 Beispiele sind die Audioaufnahmen hinzugefügt (Auswahlkriterium: Tonqualität). Transkribiert wurde nach GAT/Basistranskript (siehe Selting et al. 1998): dafür danke ich Eva Winkler.

<sup>2</sup> Ich verwende im Folgenden häufig die Bezeichnung "Erzählung" für "Erzählen im weiteren Sinne", was über die dramatisch-episodische Erzählung (Erzählen im engeren Sinne) hinaus auch die berichtende und chronikartige Darstellung einschließt (so vorgeschlagen von Lucius-Hoene/Deppermann 2002:141ff.). – Zur Abgrenzung der Textsorten in diesem speziellen Textkorpus autobiographischer Gesamterzählungen vergleiche Betten (2009) und ausführlich Majer (2012), die besonderen Nachdruck auf die Bedeutung von "Beschreibungen" als eigenständige Textsorte, aber auch als in andere Textsorten integrierte Teil-Texte legt.

auch die Frage, ob es später wieder Verbindungen nach Deutschland gab.<sup>3</sup> In den Antworten wurde sehr deutlich zwischen der ersten Wiederbegegnung mit Deutschland und eventuellen weiteren Reisen unterschieden.<sup>4</sup> Die erste Rückkehr (sofern es eine solche überhaupt gab) lässt sich am ehesten als Pendant zu den Ausreise- und Fluchterzählungen begreifen. Vielfach werden die damit verbundenen Erinnerungen und Assoziationen thematisiert. Während jedoch bei den Fluchterzählungen die Schilderung der meist dramatischen äußeren Umstände im Vordergrund steht und verschiedene Gefahren auf den einzelnen Etappen häufig in ausführlichen Geschichten reinszeniert werden, werden hier die Beschreibungen von Orten, Aktivitäten und Begleitumständen der Reise meist reduziert auf einige wenige, fast stereotyp wiederkehrende Faktoren wie den Anlass der Reise, Zeit- und Ortsangaben, ganz sparsame äußere Eindrücke, die Vermeidung persönlicher neuer Kontakte und vor allem die Konzentration auf die eigenen Reaktionen und Gefühle, öfters auch eine überstürzte Abreise und die Erleichterung nach dem Verlassen Deutschlands. Ausbauelemente gibt es dann, wenn es doch zu persönlichen (meist ungeplanten) Begegnungen kam, zum Beispiel mit Bekannten im Geburtsort/Geburtshaus oder (positiven oder negativen) Diskussionen mit Deutschen, die das weitere Verhältnis zu Deutschland mitbestimmt haben.

Ein Hauptgrund für das in der Regel derart beschränkte Repertoire an Themen liegt darin, dass der gesamte mit "Rückkehr" verbundene Fragenkomplex ein höchst sensibler und immer noch heikler ist, da zu den tief verletzten Gefühlen der Einzelnen auch noch der Druck der gesellschaftlichen Beurteilung hinzukommt, so dass es nicht nur um private Emotionen, sondern auch um die Verteidigung "ideologischer" Positionen geht.

Die ursprüngliche öffentliche Ächtung jeder Art von Rückkehr – außer aus ganz besonderen Anlässen beziehungsweise im staatlichen Auftrag (vergleiche Beispiel 7) – hat sich im Laufe der Jahrzehnte gemildert, von offizieller Seite werden Kontakte (vor allem beruflicher Art) schon seit langem gefördert, aber in Teilen der Gesellschaft ist verständlicherweise doch noch mit Kritik bis Ablehnung privater Kontakte zu rechnen.<sup>5</sup> Dies wirkt sich bei fast jeder Berührung des Themas in Form expliziter oder impliziter Rechtfertigungsstrategien aus, und zwar fast unvermeidlich, wenn die Frage nach der Rückkehr von den Interviewrinnen direkt gestellt wurde, was häufig markiert, als Initiierung eines neuen Themas zu einem bereits fortgerückten Zeitpunkt des Interviews geschah.

Im Gespräch mit Max Ballhorn, der bereits ausgeführt hatte, dass er sich immer noch als Preuße fühle, auch wenn er 1933 aus verletztem Stolz, in Deutschland unerwünscht zu sein, sofort ausgewandert war, gehen dieser Frage längere Aus-

<sup>3</sup> Weitere konstante Themen waren zum Beispiel: Kindheit und Elternhaus, Erfahrungen von Antisemitismus, Neuanfang in Palästina/Israel und vor allem die heutige sprachliche und kulturelle Identität.

<sup>4</sup> Zusätzliche Erzählungen zu den für diesen Beitrag ausgesuchten finden sich in Betten (1995:391ff.) und Betten/Du-nour (2004:386ff.).

<sup>5</sup> So berichtete etwa der Geograph Ephraim Orni (\*1915 in Breslau), dass er bei seiner ersten Einladung zu einer Vorlesungsreise nach Deutschland 1967/68 "große Zweifel" gehabt habe, ob das "moralisch und menschlich erwünscht und erlaubt sei". Bei einer Rückfrage beim israelischen Außenministerium wurde ihm jedoch gesagt, er solle "auf jeden Fall die Einladung annehmen, denn alle Interessen Israels gingen darauf hinaus", "die menschlichen und die wissenschaftlichen Kontakte mit Deutschland enger zu gestalten". – Seine Frau jedoch habe ihren Entschluss, nie mehr nach Deutschland zu fahren, "vollständig durchgehalten".

führungen voraus, dass sich heutige Touristen in Israel nicht schämen sollten, Deutsch zu sprechen (*ihr ward noch nicht geboren [...], ihr ward nicht bei der SS, [...] sprecht Deutsch, eine wunderbare Sprache*). Als die Interviewerin hier die Frage nach der ersten Rückkehr anschließt, kommt es zu einem bezeichnenden Missverständnis (?) – oder vielmehr einer über die Frage weit hinausgehenden überraschenden Klarstellung/Rechtfertigung Ballhorns, dass er nie daran gedacht habe, wieder ganz nach Deutschland zurückzugehen, um dort zu leben. Diese Annahme hatte der Interviewerin ganz fern gelegen (siehe Z.9). Doch für den Interviewten, der im Familien- und Freundeskreis oft heftig kritisiert wird, weil er trotz allem, was geschehen ist, noch immer seine starken Bindungen zur deutschen Sprache und auch den prägenden Einfluss seiner Jugendjahre in Deutschland auf die Entwicklung seiner Persönlichkeit positiv hervorhebt,<sup>6</sup> ist diese Klarstellung im Rahmen seiner Identitätskonstruktion (und der bei anderen Gesprächspartnern offenbar wichtigen Rechtfertigungsstrategien) notwendig.<sup>7</sup> So berichtet er beim späteren Ausbau des Themas um einige illustrierende Episoden auch von "schwernen Diskussionen" mit einem "halbjüdischen" Freund, den er vor kurzem in Deutschland besucht hatte und dessen Eltern 1949 tatsächlich zurückgegangen waren; dieser habe zu seinen Ansichten gesagt: *Was für ein Idiot bist du!*. Für die Interviewerin, die den Kontext für die Assoziationen und Bezüge, die ihre Frage beim Interviewten auslöst, erst später geliefert bekommt, d. h. vom Resultat ausgehend zu den Argumenten und Belegepisoden geführt wird, kommt die Reaktion daher zunächst ganz überraschend, auch wenn ihr der sehr schnell und lebhaft Redende keine Zeit lässt, dieses – wie ihr zunächst schien – Missverständnis überhaupt anzusprechen/auszuräumen. Interessant ist auch, im weiteren Verlauf zu sehen, dass Ballhorn die Frage ganz richtig verstanden hatte und nach der für ihn wichtigen Klarstellung zu Beginn präzise auf seine erste Reise eingeht.

### Beispiel 1

Moshe Ballhorn (ehemals Max Ballhorn, \*1913 in Berlin)

```

01 AB: wann Waren sie s=erste mal wieder in deutschland;=
02 MB: =ICH habe (-) also PAssen sie auf ich habe keine
03 nostalGIE: (-) und ich WERde NICHT mehr wir haben ja
04 schon davon gesprochen dass ich nicht mehr in
05 deutschland WOHnen WERde;=
06 AB: =ja
07 MB: sehen sie, ich !WILL! nicht mehr in deutschland
08 leben. [aber ICH war (-) ich WAR in deutschland NACH]
09 AB: [na DAS FRAG ich auch nicht (-) WArn sie ja]
10 MB: dem (.) krieg neunzehnhundertsiebenundSECHzich. (-)
11 nachdem ich HIER aus der polIZEI kam; ungeFÄHR war ich
12 schon SECHSundsechzich SIEBenundsechzich (.) und=äh

```

<sup>6</sup> Mit einer subtilen Analyse von Ballhorns Sprach- und vor allem Metapherngebrauch (aus dem Bildbereich der *Wurzel/Verwurzelung*) bei der Beschreibung seines kulturellen Erbes vergleiche Thüne/Leonardi (2011:232ff.).

<sup>7</sup> Vergleiche Lucius-Hoene/Deppermann (2002:253f.) zur Funktion von absichernden Argumentationen und Legitimationen, die nicht nur an die Zuhörer gerichtet sein müssen, sondern "auch vergangenen Erfahrungen, der Kenntnis verbreiteter Diskurse oder eigenen inneren Zweifeln entstammen" können. – Zu Erzählungen mit Rechtfertigungsfunktion im Israelkorpus vergleiche auch Betten (2007).

13 warum WAR ich in deutschland? (--) NICHT weil ich da  
 14 wieder HINgehen wollte wo ich ma::l (.) GROSS geworden  
 15 bin denn da wo ich GROSS geworden bin das is heute  
 16 POlen vietz an der der OSTbahn is heute POlen. (--)  
 17 wo mein HAUS war wo das haus meiner ELtern stand.  
 18 äh ich WOLLte (--) ber!LIN! (.) wo ich geBOren bin wo  
 19 ich geboren bin das WEISS ich schon nicht mehr  
 20 richardstraße SOWIESO, (.) das ist im berliner WEDDING  
 21 gewesen, das steht schon wahrscheinlich heute nicht  
 22 mehr DA, ich hab auch keine erinnerungen mehr, (.) an  
 23 den FRIEDrichshain DEN hab ich noch besucht (-) den  
 24 ich erWÄHNT habe. (-) ah WANN war ich in deutschland?  
 25 siebenundsechzig. WEN habe ich da besucht? meine  
 26 alte TANTE. (2.0) wie HIESS sie, nanni KÄDING hieß sie  
 27 nanni käding. nanni käding hat HITler überlebt  
 28 weil sie mit einem CHRISTen verheiratet war [...]

Ich komme auf dieses Beispiel noch zurück. Zunächst jedoch sollen die Fragen, die die Rückkehrberichte auslösen, beziehungsweise die Kontexte, innerhalb derer sie von den Interviewten selbst eingeführt werden, näher betrachtet werden.

## **2. Die Einführung des Themas: Der Einfluss der Frageformulierung (bei Fremdinitiierung) und des Kontextes (bei Selbstinitiierung) auf die thematische Schwerpunktsetzung und Informationsstrukturierung**

Ein im Korpus seltenes Beispiel für eine Selbsteinführung findet sich im Gespräch mit Ruth Wittels (\*1912 in Köln). Hier wird ein Deutschlandaufenthalt eher beiläufig in ganz anderem Kontext erwähnt, nämlich in Zusammenhang mit beruflichen Tätigkeiten. Frau Wittels berichtet, dass sie eine Weiterbildung zur Heimleiterin in Israel zunächst nicht verwenden konnte, und fährt fort: *Und dann bin ich einmal zu Besuch nach Deutschland gefahren im Sommer*. Dort hatten sie Freunde auf eine Stellenanzeige aufmerksam gemacht, dass für das (jüdische) Altersheim in Köln eine Heimleiterin gesucht werde (Reinszenierung mit direkter Rede). Es folgt ein kurzer Bericht, dass sie den Posten bekam und ein Jahr blieb, aber wegen des ihr unsympathischen Vorstands der Jüdischen Gemeinde, der sie mit den Worten vorstellte *sie behauptet aus Köln zu sein, sie ist aber nur aus Israel*, wieder gegangen sei. Obgleich gerade diese Interviewpartnerin, wie aus weiteren Gesprächen bekannt ist, oft in Deutschland war (was die Beiläufigkeit der Erwähnung *dann bin ich einmal zu Besuch nach Deutschland gefahren* erklärt, die in Kontrast zu fast allen anderen Einführungen des Themas steht), wird dies im Interview nicht weiter thematisiert. Es ist zu vermuten, dass sie auf gezielte Fragen nach Gefühlen bei diesen Besuchen nicht viel anders reagiert hätte als die meisten anderen. Der thematische Fokus war jedoch hier ein anderer, so dass die typischen Assoziationen zum Thema "Rückkehr" nicht evoziert wurden.

In anderen Beispielen, in denen die Interviewten selbst auf das Thema zu sprechen kamen, gehen oft Behandlungen thematisch verwandter Themen voraus, so etwa bei Gabriel Walter, der vorher ausführte, warum in seinem von Einwanderern aus Deutschland gegründeten Moschaw (=Dorfkooperative) in den ersten Jahren (beziehungsweise Jahrzehnten) noch mit Selbstverständlichkeit Deutsch ge-

sprochen wurde, obgleich sie außerhalb des Dorfes deswegen angefeindet wurden, und das noch vor der Shoah.<sup>8</sup> Beim Versuch, dies genauer zu erörtern (vermutlich um doch gewisse zwiespältige Gefühle zum Ausdruck zu bringen), führt er, sozusagen als moralischen Entlastungsgrund, seine lange Verweigerung einer Deutschlandreise an: In einer für den Interviewtenkreis charakteristischen Weise wird das Thema "Beibehaltung der deutschen Sprache trotz allem, was geschehen ist" von der Einstellung zu Deutschland abgekoppelt: die Ablehnung aller Rückkehrgedanken (vergleiche *natürlich*, Z.7) rechtfertigt sozusagen die eigene Verhaftung in der deutschen Sprache und Kultur. Aus dieser Perspektive könnte es bei der Erwähnung der 50 Jahre währenden Besuchsverweigerung als Gegenargument geblieben sein, wenn die Interviewerin hier nicht nachgehakt und nach Zeit und Anlass der ersten Reise gefragt hätte (Z.11f.). Damit wird ein thematischer Neuansatz ausgelöst, der Gefragte verändert seinen Gesprächsstil und wechselt von einer dialogisch realisierten Argumentation zum Stil eines Berichts oder einer Erzählung mit "klassischer" Eröffnung durch eine Orientierung (Z.13ff.).

### *Beispiel 2*

Gabriel Walter (ehemals Herbert Walter, \*1921 in Simötsel/Pommern)

01 GW: [...] DAS was es gegeben hat is äh::: GANZ sicher  
02 dass äh::: also ERStens (.) die: das gefÜHL dass man  
03 in ein land das einen RAUSgeschmissen hat; sozuSAGen  
04 (.) ja, das WAR ja [(.) TATsache so (.) ja, (-)]  
05 AB: [das (BESte) (-) was man- ja]  
06 GW: dass äh::: es einerseits ein GLÜCK war dass man  
07 RAUSgekommen is (.) und naTÜRlich äh::: es hat fufzich  
08 jahre gedauert bis ICH das erste mal nach DEUTSCHland  
09 gefahren bin (-) und äh::: die::: (3.0) es GIBT auch  
10 GAB auch genug was mich dort GESTÖRT hat (--)  
11 AB: wann WAR das und aus äh we' was war der ANlass dass  
12 sie sich dazu entschließen konnten;  
13 GW: wir hatten eine europareise geMACHt (--) von acht  
14 ACHTzehn tagen eine organisierte tour von HIER  
15 italien: (-) schweiz: (-) paris und LONDON (-) und äh:::  
16 haben das verLÄNGert, weil::: mein BRUder und sei'  
17 sei=äh is nach DEUTSCHland gefahren und sein SOHN hat  
18 da ein paar jahre in deutschland geARbeitet und da  
19 haben wir uns DORT äh geTROFFen. und AUSserdem haben  
20 wir in deutschland ein paar:::äh ältere (-) äh:: be'  
21 beKANNte noch von: der mutter meiner frau beSUCHt (-)  
22 äh:: die: was uns WICHTich war (-) den konTAKT (.) zu  
23 PFLEgen

Der Bericht unterscheidet sich ab Z.13 hinsichtlich des Textmusters und der inhaltlichen Ausführung nicht von den vielen Beispielen, bei denen die Frage nach dem Abschluss eines (anderen) Themenbereichs die Eröffnung eines neuen markiert. Besonders deutlich wird dies durch die metakommunikative Aufforderung des Interviewten Baruch Berger, die *nächste Frage* zu stellen, woraufhin die Interviewerin amüsiert, sozusagen in Abarbeitung ihres Fragenkataloges, erst all-

<sup>8</sup> Vergleiche diese Stelle genauer in Betten/Du-nour (2004:304).

gemein nach Deutschlandreisen und dann spezifizierend nach dem Zeitpunkt der ersten fragt. Herr Berger antwortet in derselben Reihenfolge.

### Beispiel 3

Baruch Berger (ehemals Bernhard Berger, \*1914 in Kiel)

01 BB: [...] ((räuspert sich)) Also (--) NÄCHste frage;  
 02 KH: << lachend > nächste frage> ja. [( )]  
 03 BB: [((hustet))]  
 04 KH: (2.0) ACH ja (.) seit WANN sie: äh OB sie noch mal  
 05 öfter in DEUTSCHland waren seit WANN sie wieder nach  
 06 [deutschland fahren-]  
 07 BB: [ich WAR zuLETzt] in DEUTSCHland (.) vo:r drei JAHren  
 08 (--) und zwar (.) auf einladung des äh (.) hamburger  
 09 seNATS der senatskanzLEI, (--) EINE woche auf: kosten  
 10 der seNATSkanzlei; (-) in hamburg verBRACHT ((hustet))  
 11 (-) UND bei der gelegenheit natürlich=äh (.) ich war  
 12 auch FRÜher schon in hamburg ha, ( ) nach  
 13 dem KRIEge (-) war ich zum ERSten mal wieder in  
 14 hamburg (.) im jahre; (.) im WINter (-) äh  
 15 fünfundvierzig sechsundvierzig.  
 16 KH: ach,  
 17 BB: und auch in äh (.) englischer uniFORM.  
 18 KH: ja; (--)  
 19 BB: und zwa:r auf ILLEGale (-) weise. (---) ich hatte  
 20 keine erLAUBnis,

Ein ähnlich radikaler Themenwechsel wird im Gespräch mit Moshe Cederbaum vollzogen, und auch er liefert zunächst einen abgeschlossenen kleinen Bericht von seiner ersten und einzigen Deutschlandreise, in dem sich alle konstitutiven Elemente dieses Textmusters finden: Das Jahr, der Anlass, die Reisebegleitung, einzelne Stationen und evaluierende Anmerkungen (so viermal *schön* bzw. *sehr schön*). Der ausschließlich positive Tenor, ohne jegliche Einschränkungen, unterscheidet diesen Bericht jedoch von fast allen anderen: Ein nicht unmaßgeblicher Grund dafür ist (auch) der späte Zeitpunkt dieses Besuchs, worauf zurückzukommen ist.

### Beispiel 4

Moshe Moritz Cederbaum (\*1910 in Hannover)

01 AB: mhm. (3.0) ich hab jetzt nochmal n=paar ganz ANDere  
 02 fragen herr CEDerbaum (--) SIND sie jemals wieder nach  
 03 deutschland gefahren,  
 04 MC: (-) äh ICH bin::: EINmal neunzehnhundert(-)ACHTzich zu  
 05 meinem SIEBzigsten GEBURTstag (-) wurde ich von der  
 06 stadt berlin EINGeladen (-) und fuhr mit meinem  
 07 bruder nach berLIN. (-) DAS war sehr schön. (-) der  
 08 emPFANG war schön (-) und=äh es war nur (.) zu kurz;  
 09 ähm::: wir SAhen: wir=äh=äh WURden von der stadt äh  
 10 berLIN (-) heRUMgeföhrt (.) äh haben d=d=d=TOUren (.)  
 11 in berLIN gemacht (.) auf dem WANNsee (.) mit dem=äh  
 12 AUSflugsdampfer zur PFAueninsel rüber- (-) dort war

13                   ein schöner empfang. also=ES war sehr schön. aber  
 14                   SEITdem nicht. [...]

Auch im Interview mit Ernst Schwarz eröffnet die Frage einen neuen Themenblock. Obwohl die Fragen der Interviewerinnen fast gleich lauten und Formulierungsvarianten oft eher zufällig sind, ist es doch auffällig, dass die Antworten meist sehr genau auf die Details beziehungsweise die Fokussierung der jeweiligen Formulierung abgestimmt sind. Im folgenden Beispiel wird Ernst Schwarz nach der Aufnahme erster Kontakte gefragt, was für die Interviewerin nur eine zufällige Formulierungsvariante gewesen sein dürfte. Die Antwort knüpft jedoch genau hier an: Herr Schwarz berichtet zunächst von brieflichen Kontakten, die von Deutschland ausgegangen waren, und zwar in Restitutionsangelegenheiten, in denen verschiedene Personen positiv agierten. Durch diesen sehr ausführlichen Bericht wird auf sein späteres Verhalten vorbereitet, dass er nämlich von seiner ersten Reise 1958 an bis zum Erzählzeitpunkt fast jährlich seine Heimatstadt wieder besucht hat.

### *Beispiel 5*

Ernst Schwarz (\*1913 in Cham)

01    MD:    äh JETZ möcht ich noch ei' etwas HÖREN- !WANN! haben  
 02           sie (--) WANN haben sie- WANN und wie haben sie (.)  
 03           die ERSTEN (-) konTAKte wieder mit DEUTSCHland  
 04           aufgenommen.  
 05           (3.0)  
 06    ES:    der erste konTAKT (--) KAM (-) SCHON im jahre  
 07           (.) neunzehnhundertdreiundFÜNFzich (---) ganz  
 08           ABgesehen also von den=äh (-) jurISTISCHen (--)  
 09           konTAKten die ich (-) mit DEUTSCHland hatte- (-) es  
 10           ham sich äh der ANwalt=ähm: (-) der die (.) sachen  
 11           meiner FRAU bearbeitet hat hat sich geMELdet; (.) es  
 12           HAT sich sogar ein (3.0) !HALB! jude (--) aus unserer  
 13           stadt bei UNS gemeldet (--) der NACH dem krieg in die  
 14           STADT kam- [...] der UNS drauf (.) MICH (.) und meinen  
 15           BRUder drauf AUFmerksam gemacht hat (-) warum wir uns  
 16           nicht (-) MELden (-) in re=äh:  
 17           reSTITUTIONSangelegenheiten. [...] (-) wir  
 18           haben (.) den (-) DAMAligen käufern die sich !SEHR!  
 19           ANständig uns gegenüber benommen haben (-) zuMINdest  
 20           meiner MUTter gegenüber- (.) meine mutter hat  
 21           immerhin GANZ=äh (.) SEHR (-) GUT von denen  
 22           gesprochen (-) und (den) mit DEnen ham wir wieder  
 23           die FREUNDschaft äh (-) nachHER (--) äh WEIter  
 24           entWICKelt und der KÄUfer (---) war einer der ERSTen  
 25           deutschen der (-) nach: paläSTINA (-) ISrael (.)  
 26           damals schon (-) KAM (2.0) äh: (1.0) der is EInes  
 27           schönen tages im jahr DREIundfünfzich (-) erSCHIENen  
 28           (--) bei UNS im DORF (--) und wir WUSSten natürlich  
 29           wer=er=IS, wir kannten ihn noch ja schon VORher, (-)  
 30           und (.) SO ist der konTAKT wieder aufgenommen worden  
 31           (--) und wir sind dann im jahre (.)  
 32           neunzehnhundertACHTundfünfzich sind wir zum ERSTen  
 33           mal (--) auf AUSlandsreisen gegangen, (-) damals ham

34                   wir besucht (-) SCHWEIZ (-) DEUTSCHland (-) ÖSTERreich  
 35                   (-) glaub ich (--) und haben natürlich ALLE plätze  
 36                   aufgesucht die uns interessIERT haben. (-) UNter  
 37                   anderem (-) MEIne geburtsstadt (1.0) diese faMILIE  
 38                   die un' bei UNS das äh=äh: unterNEHMen geKAUft hat;  
 39                   (--) die gebURTsstadt (.) meiner frau (1.0)  
 40                   SCHLÜCHtern (-) wo sie !SEHR! UNGern hingegangen ist  
 41                   denn SIE ist sach' (.) be=behauptet bis HEUTE dass sie  
 42                   NUR (-) NEGAtive (.) erinnerungen an dieses (--)  
 43                   STÄDTchen äh:: verBINDet [...]

Miryam Du-nour – im Gegensatz zu den beiden anderen Interviewerinnen selbst Israeliin – hat auch mehrere gute Bekannte interviewt, von denen sie zumindest oberflächlich wusste, ob sie jemals wieder nach Deutschland gereist waren, so dass sie ihre Frage sofort spezieller stellen und nach den Gefühlen fragen konnte, die sonst kaum ganz am Anfang der Antworten erscheinen. In diesen Fällen werden dann die Zeit- und Ortsangaben erst nachgetragen (wenn überhaupt genauer erwähnt): Die Beschreibung des inneren Zustands schiebt sich vor die Beschreibung der äußeren Situation, wie etwa bei Ada Brodsky, die sich aufgrund der Fragestellung ganz auf ihre Gefühlseindrücke konzentriert (*furchtbar schwierig*, Z.3f., zweimal *sehr merkwürdige*, Z.9f.).

### Beispiel 6

Ada Brodsky (geborene Neumark, \*1924 in Frankfurt/O.)

01    MD:    äh: ich: (--) vielleicht NOCH eine frage- (-) WIE  
 02            fühlst du dich wenn du nach DEUTSCHland kommst  
 03            (2.0)  
 04    AB:    äh:: das ERSte mal war furchter=!FU:::RCHT!bar  
 05            schwierich (--) ne wir' äh: wir gingen die GANZE zeit  
 06            äh: in UNS ((lacht)) diREKT=äh:: so meine soBALD  
 07            wir MEHR=äh DREI oder vier leute auf der  
 08            straße sahen dann dann FÜHLten (.) dann WAR uns das  
 09            bei beinah UNmöglich schon. (.) wir hatten !SEHR!  
 10            merkwürdige (--) damals SEHR merkwürdige:=äh::  
 11            zuSAMMentreffen und und geSPRÄCHE mit=äh mit  
 12            MENschen- DAmals war das auch noch (--) IRgendwie  
 13            neu (2.0) inZWISCHen hab ich mich daran gewöhnt-

Im Gespräch mit der Shoah-Forscherin Leni Yahil entwickelt sich die Frage nach den Gefühlen aus einer vorangehenden Beschreibung der politischen und beruflichen Aktivitäten ihres Mannes, der bereits 1945 von jüdischen Organisationen in Palästina nach Deutschland geschickt wurde, um die (zumindest aus der Sicht der englischen Mandatsregierung) illegale Einwanderung (Alija) der sogenannten *displaced persons* zu organisieren. Sie folgte ihm mit ihren zwei kleinen Kindern von 1947 bis 1949 nach München. Da Leni Yahil (eine Enkelin des Kunstmäzens des deutschen Kaisers James Simon) zurückhaltend mit allen persönlichen Informationen ist, fragt die (sie verehrende) Interviewerin hier sehr behutsam (etwa im Vergleich zu ihrer forschenden Fragestellung in Beispiel (5): *Jetzt möcht' ich noch etwas hören [...]*). Bezeichnenderweise vermeidet Yahil eine "echte" Gefühlsausage, indem sie ihre Gefühle nur als *sehr gemischt* bezeichnet (Z.6) und darauf

ausweicht, dass sie sich ihrem Gefühl nach gar nicht in Deutschland befunden habe.

### Beispiel 7

Dr. Leni Yahil (ehemals Hoffmann, geborene Westphal, \*1912 in Düsseldorf)

01 MD: in MÜNCHen. (--) KANNST du=äh: etwas=äh::  
 02 << lachend > äh> wenn du !WILLST! ja, (-) erzählen WIE  
 03 äh wa' WAS waren deine geFÜHLE (-) im=äh in  
 04 SIEBENundvierzich äh bis NEUNundvierzich  
 05 [in deutschland in] !DEUTSCH!land WIEder zu leben,  
 06 LY: [SEHR gemischt ((lacht))] also (.) ich hatte NICHT das  
 07 gefühl dass ich in DEUTSCHland lebe.  
 08 MD: mhmm=

09 LY: =ich HAB immer gesagt ich bin in ein LAND gekommen  
 10 von dem ich ZUFällig die sprache kann. (--) äh also  
 11 DAS war::: äh=wir haben damals (.) GANZ ausschließlich  
 12 in äh: in der atmosPHÄRE der (-) der der dies der s:::  
 13 was wir nennen sche'eirt hapleta, (.) (also hier) die-  
 14 MD: [überLEBENDen] ÜBERlebenden ja,  
 15 LY: [überLEBENDen] und und den LÄger und die probLEME und  
 16 illegale ali!JA!, und=äh (.) die beZIEHUNG mit den äh  
 17 mit der umGEBUNG die beZIEHUNG mit der amerIKANischen  
 18 äh mili!TÄR! äh die die die OBERherrschaft hatten (-)  
 19 und äh: (3.0) ((räuspert sich)) (--) ja, wir HABen  
 20 dort auch äh sehr intereSSANTE und sehr äh=äh LEUTE  
 21 auch kennengelernt und geTROFFen (.) die AUCH mit  
 22 dieser arbeit befasst waren-

Die Betonung Yahils, damals in Deutschland *ganz ausschließlich* in der *Atmosphäre* der jüdischen Überlebenden gelebt zu haben (Z.11ff.), kann kaum der Realität entsprechen, sondern ist Ausdruck ihrer willentlichen Haltung und ideologischen Position, die jede Beschäftigung mit Deutschland (zumindest zur damaligen Zeit, aber dies auch noch aus heutiger Perspektive) ausgeschlossen hat. Dass es sich um eine wohl überlegte, grundsätzliche Erklärungsstrategie und nicht um eine spontane Reaktion handelt, zeigt eine Formulierung wie *ich hab' immer gesagt* (Z.9). Die Ausblendung von jedem Bezug auf Deutschland schlägt sich linguistisch ferner unmittelbar im kurzfristigen Codeswitching (Z.13) nieder: Der in der Erinnerung ganz auf die jüdische Welt Konzentrierten fällt nur das hebräische Wort ein, und auch das Pronomen *wir* (*was wir nennen*, Z.13) demonstriert die Abgrenzung, in diesem Fall auch von der deutschen Sprache, in der sich die Gesprächspartnerinnen ausnahmsweise unterhalten;<sup>9</sup> Yahil positioniert sich hier betont als Mitglied der jüdischen hebräischsprachigen Gemeinschaft im heutigen Israel, wo sie sich mit der Interviewerin solidarisch fühlt. Die jahrzehntelangen wissenschaftlichen Forschungen der Historikerin Yahil zur Shoah dürften diese klaren Abgrenzungen der verschiedenen Welten sowohl in der erzählten Zeit wie in der Erzählzeit über die persönlichen Motive hinaus beeinflusst haben.

<sup>9</sup> Mit den von ihr interviewten Bekannten hatte Miryam Du-nour vorher noch nie Deutsch, sondern nur Hebräisch gesprochen.

In Beispiel 1 bringt Max Ballhorn die Frage nach seinem ersten Deutschlandbesuch ganz klar auf drei Kernpunkte: "Warum war ich in Deutschland?" (Z.13), "Wann war ich in Deutschland?" (Z.24), "Wen habe ich da besucht?" (Z.25). Diese Gesichtspunkte sind für fast alle Interviewten relevant. Zu ergänzen sind Anmerkungen zu den ersten äußereren Eindrücken (Orte, Verhalten der Menschen) und persönliche Gefühle (aus damaliger und/oder heutiger Sicht). Die Rolle dieser Faktoren für die Struktur der Erzählungen sowie die inhaltliche Variationsbreite der Antworten und der Spielraum der sprachlichen Gestaltung sollen im Folgenden zumindest ansatzweise erörtert werden.

### 3. Zeitreferenz, thematische Fokussierung und Perspektivierung

Spielen die komplizierten Verflechtungen von Erzählzeit und erzähler Zeit in narrativen autobiographischen Interviews an sich schon eine große Rolle (vergleiche Lucius-Hoene/Deppermann 2002:115ff.), so bei dem hier behandelten Thema in besonderer Weise. Alle Interviews wurden zu Beginn der 1990er Jahre geführt, die Emigration lag damals bei den meisten fast 60 Jahre zurück, der Rückblick auf das nationalsozialistische Deutschland und die Einstellung zu den neuen deutschen Staaten und Österreich hatte sowohl politisch-gesellschaftlich wie auch im privaten Erleben schon mannigfache Wandlungen erfahren. Dies ist besonders für Evaluationen und Kommentare des Berichteten in der aktuellen Interviewsituation wichtig: Ist "das Orientierungszentrum des Erzählers [...] das der Erzählzeit" oder das der damaligen Situation, und wie stark werden beide Perspektiven vermischt?<sup>10</sup> Für die richtige Einstufung der Perspektiven (-wechsel) ist hier ferner der Zeitpunkt der erzählten Zeit auf der in Frage kommenden Skala von 1945 bis ca. 1990 von Bedeutung: Bereits die wenigen bisher behandelten Beispielerzählungen sind in ganz unterschiedlichen Zeiträumen situiert.

Baruch Berger (Beispiel 3) fuhr, wie einige wenige andere Gesprächspartner, schon kurz nach Kriegsende 1945/46, noch als Angehöriger der britischen Armee (Jüdische Brigade?) ohne offizielle Erlaubnis von Triest zu seinem Heimatort Hamburg, um zu sehen, wie es dort aussah und was aus dem Elternhaus geworden war.

#### *Beispiel 8*

Baruch Berger (unmittelbare Fortsetzung von Beispiel 3)

01 BB: aber es hat mich SO dorthIN (.) gezogen um zu SEHEN  
02 was (-) mit den (.) was mit=äh (-) wie wie verw' ( )  
03 NACH dem kriege AUSSieht und was mit=mit dem  
04 ELTERNhaus geschehen ist (--) dass ich EINFach (---)  
05 beschlossen habe (.) dorthIN zu fahren. ((hustet)) (-)  
06 das WAR im jahre das war im=äh im JAnuar  
07 sechsundvierzich (1.0) und=äh (-) wie ich dort a' wie  
08 ich dort ANkam hab ich mich (-) KAUM orientieren  
09 können- hamburg war ein TRÜMMERhaufen, (--) und ich  
10 WUSSte nicht=äh (-) nich mehr (-) in welche RICHTung

---

<sup>10</sup> Zitat Lucius-Hoene/Deppermann (2002:115), dort mit Verweisen auf D. Weber (1998) und J. Rehbein (1989).

11           ich GEHEN muss um um zu meinem (-) EHEmaligen  
 12           elternhaus zu kommen ja; (-) war natürlich alles  
 13           zerSTÖRT, (-) ich hab NICHTS mehr vorgefunden, (--)  
 14           und bin dann GLEICH zurück gefahren. (-) ich war  
 15           damals in TRIEST- (-) als=ä (--) ABgesandter von=äh  
 16           (-) meiner (---) von meiner äh EINheit

Der Sprecher versetzt sich weitestgehend in die damalige Lage: Die optischen Eindrücke überwiegen (*Triümmerhaufen*, Z.9, *alles zerstört*, Z.12f.), eine Anknüpfung an das frühere Leben ist unmöglich: er kann sich *kaum orientieren* (Z.8), verliert die Richtung, findet *nichts mehr vor* (Z.13) – und reist ab. Explizite Kommentare oder Gefühlsbeschreibungen fehlen; nur die Wortwahl und die Intonation von *es hat mich so dorthin gezogen* (Z.1), mit besonderer Betonung auf *SO*, deuten auf ein damals starkes Gefühl hin, das er ohne Wertung oder Distanzierung aus der Erzählerperspektive wiedergibt. Ein Kontrast zum Wissensstand in der Erzählzeit äußert sich nur durch den Zusatz *natürlich* (Z.12): Hätte er dieses Wissen seinerzeit besessen, hätte er sich die Enttäuschung ersparen können. Sein jüngster Hamburg-Besuch, mit dem die Antwort beginnt (siehe Beispiel 3, Z.7ff.), dürfte in vieler Hinsicht konträre Eindrücke vermittelt haben, die jedoch überhaupt nicht beschrieben werden: nur das Weltwissen der Gesprächspartner lässt erschließen, dass *eine Woche auf Kosten der Senatskanzlei* vermutlich voll von Ereignissen war, die einen guten Eindruck vermitteln sollten. Im Gegensatz zu Herrn Cederbaum (Beispiel 4), dessen erster Besuch in dieser späteren Zeit auf eine ähnliche Einladung zurück ging, beschreibt und kommentiert Herr Berger diese Besuchseinladung jedoch nicht.

Leni Yahils (Beispiel 7) langer Münchenaufenthalt von 1947-49 war allein der Errettung jüdischen Lebens gewidmet. Sie berichtet aus der Perspektive der Erzählzeit, ohne dass Unterschiede in der Bewertung ihrer Eindrücke und ihres Verhaltens von damals und heute angedeutet wären. Erwähnenswert in dieser alle Deutschland-Eindrücke ausklammernden "Zwischenwelt" sind außer den Überlebenden nur Menschen anderer amerikanischer und jüdischer Organisationen; das Resümee *eine sehr interessante Zeit besonderer Art* (Z.1f.) ist ebenso andeutend-verhüllend wie die Eröffnung mit *sehr gemischt* (vergleiche Beispiel 7, Z.6): die dunkle Seite wurde aber nicht verbalisiert. Hier hakt die Interviewerin nach.

### Beispiel 9

Dr. Leni Yahil (Fortsetzung von Beispiel 7, nach kleiner Auslassung)

01   LY:    [...] also es war eine !SEH:::R! (-) interessante ZEIT  
 02           (--> beSONderer art (wenn man so [will. (-) sicher])  
 03   MD:    [ja, also HAST du,]  
 04           du hast dich eigentlich !NICHT! (.) gefühlt dass du in  
 05           deutschland BIST [und musstest] musstest NICHT  
 06   LY:    [nein- nein]  
 07   MD:    eigentlich konfronTIEREN, [(    )]  
 08   LY:    [nein EIgentlich] damals  
 09           nicht.  
 10   MD:    HAST du familie gehabt (.) noch dort?=  
 11   LY:    =ja.  
 12   MD:    und [hast du noch kon']  
 13   LY:    [faMILIE hatte ich noch]

14 MD: hast du kontAKT aufgenommen mit ihnen?=  
 15 LY: =ja. mit der faMILIE bin ich natürlich  
 16 zusammengekommen.=  
 17 MD: =ja, hast du- (bist du [zusa'])]  
 18 LY: [ ja (-) aber DAS=äh DAS is ein  
 19 kapitel für sich. [((lacht))]  
 20 MD: [IS=ein kapitel] für sich ((lacht))  
 21 DAS is ein kapitel für sich. [...]

Die Interviewerin resümiert das Gehörte so, dass Yahil sich damals eine Situation konstruiert hat, in der sie einer "Konfrontation" beziehungsweise Auseinandersetzung ausweichen konnte (vergleiche Z.5ff.). Die Bestätigung Yahils weist nun doch auf entscheidende Unterschiede zwischen der ersten Reaktion und ihrer späteren Verarbeitung: *damals nicht* (Z.8f.) impliziert (aus dem Munde der renommierten Shoah-Forscherin): später aber sehr wohl/umso mehr. Die Interviewerin bleibt jedoch bei der erzählten Zeit, sie ist auf der Suche nach der verschwiegenen dunklen Seite. Ihre direkte Frage (aufgrund von Vermutungen?), ob Yahil in Deutschland noch Familie hatte, scheint einen (den?) wunden Punkt zu treffen: Wie konnten diese Familienangehörigen überleben? Während in anderen Berichten der Besuch von Verwandten, die im Untergrund oder durch einen "arischen" Ehepartner halbwegs geschützt überlebt hatten, als einziger (akzeptabler) Grund angeführt wird, warum man Deutschland in den ersten Nachkriegsjahren wieder besucht hat (vergleiche Beispiel 1), scheinen die Verhältnisse hier anders zu liegen: Obgleich Yahil kommentiert, dass sie *natürlich* (Z.15) mit den Familienangehörigen zusammengekommen sei, verweigert sie mit der abschließenden Bemerkung, das sei *ein Kapitel für sich* (Z.18f.) jede weitere Auskunft. Die Interviewerin, die mit ihrer ersten Wiederholung der Worte ihrer Gesprächspartnerin (Z.17) noch nicht ganz locker lassen will, wiederholt nun doppelt (Z.20f.), was zunächst als Interpretationsversuch, danach als Akzeptieren gedeutet werden könnte: Beider (sachlich wohl eher unangemessenes) Lachen (Z.19f.) rettet die Situation auf der Beziehungsebene.

Ganz anders werden die Besuche von Familienangehörigen als einziger Grund für die erste Rückkehr in den ersten Nachkriegsjahrzehnten von anderen gestaltet. Bei Max Ballhorn ist dies seine alte Tante, deren Namen dreimal genannt wird, wie als Beweis, dass Hitler sie nicht auslöschen konnte (Beispiel 1, Z.26f.). Bei Felix Wahle ist es die Schwester, von der vorher schon erzählt wurde, dass sie überlebte, weil sie "arisch versippt" war, auch wenn ihr Mann seine Professur verlor, weil er sich nicht scheiden ließ.

### Beispiel 10

Felix B. Chaim Wahle (\*1910 in Prag)

01 AB: [...] äh WANN sind sie (.) äh=zum ERSten mal  
 02 wahrscheinlich durch ihre berUFstätigkeit auch nach  
 03 euROPA nach in ein DEUTSCHsprachiges land  
 04 zurückgekommen,  
 05 FW: ((hustet)) ERSTmalig im jahr  
 06 neunzehnhundertEINundsechzig (-) da: FUHR ich (--)  
 07 meine SCHWESTer (--) besuchen die in OBERursel bei  
 08 frankfurt LEBTE- (-) als: ver!TRIEB!ene (-)

09           sudetenDEUTSCHe das=is die ironie des SCHICKsals (---)  
 10           u::nd=äh (--) ICH fuhr hin ihr MANN lag im STERben-  
 11           ich kam damals=f::uhr ich noch mit SCHIFF (-) und ich  
 12           kam:: (.) ZWEI tage zu spät an (--) aber der'=das war  
 13           wie gesagt mein ERSter euROPAbesuch- [...]

Wie bei Ballhorn wird für diesen ersten Besuch in den 1960er Jahren nicht mehr an Information abgerufen als das Datum, der Ort (mit einer Zusatzbemerkung, die sich auf die frühere Gesprächspassage über die Schwester rückbezieht) und nochmals das Motiv, für das nicht einfach die Verwandtschaft ausreichte, sondern der gravierende Umstand, dass der Schwager im Sterben lag. Auch der Schlussatz deutet an, dass es für den Sprecher über einen Deutschlandbesuch in jenen Jahren nicht mehr zu sagen gibt beziehungsweise gab. Ballhorn wie Wahle scheinen sich auch in der heutigen Situation noch ganz mit ihrer damaligen Einstellung (die der allgemeinen entsprach) zu identifizieren, obwohl gerade diese beiden Sprecher sonst durch ihre große Offenheit, mit der sie ihre Identitätsprobleme und ihre zwiespältigen Gefühle gegenüber Deutschland beziehungsweise der deutschen Kultur darlegen, aus dem Rahmen fallen. Aber der Umstand, dass ein Deutschlandbesuch damals an sich indiskutabel war, scheint so verinnerlicht zu sein, dass auch mit großem zeitlichen Abstand und bei veränderter Gesamteinstellung eine Schilderung der damaligen Eindrücke kein Thema ist, sondern verschlossen bleibt.

Eine andere Strategie, mit dem Trauma der ersten Rückkehr umzugehen, ist eher offensiv: Wie im folgenden Beispiel Akiba Eger, beantworten mehrere Interviewpartner die Frage, außer ein paar Daten zur zeitlichen und räumlichen Situierung und der (rechtfertigenden) Angabe, aus welchem zwingenden Grund sie nicht umhin kamen, Deutschland zu betreten, mit Fokussierung auf eine Abwehrstrategie, dass sie nämlich die deutsche Sprache (die sie in Israel mit Emigranten gleicher Herkunft ja durchaus verwendeten), dort konsequent verweigerten.<sup>11</sup> Eger führt, nach einem Räuspern (es ist auffällig, wie viele Antworten auf gerade diese Frage mit Räuspern oder Husten beginnen!), zunächst relativ weit aus, aus welchem Grunde er 1953 bei seiner Schiffsreise von England in die USA zu seiner Mutter über Bremen fahren musste. Vom Aufenthalt dort wird gar nichts ausgeführt außer der zweimaligen Betonung, dass er *unter keinen Umständen Deutsch sprechen* (Z.17f.) wollte. Nach dieser wichtigsten Klarstellung erlaubt es sich der Erzähler jedoch, aus der Distanzperspektive seiner gegenwärtigen Position, seinem damaligen Verhalten auch eine "komische" Seite abzugewinnen, über die er heute lachen kann (vergleiche Z.20, 22): Mit dem Gepäckträger, der nur Deutsch verstand (*der arme Kerl*, Z.19), gestattete er sich eine Ausnahme.

### Beispiel 11

Dr. Akiba Eger (\*1913 in Königsberg)

01   AE:   AH ja ((räuspert sich)) äh das wa:r ich war ich  
 02           war in ENGLand auf einer mission für zwei JAHre, (--)  
 03           und=ähm FUHR dann auf einem FRACHTschiff (1.5) ähm

<sup>11</sup> Viele der Interviewten, die mit ihren Ehepartner/inne/n in Israel Deutsch sprechen, geben an, auch heute noch bei Deutschlandbesuchen in der Öffentlichkeit miteinander Hebräisch zu sprechen.

04 (1.0) von=äh (--) BREmen (-) von de von de von der  
 05 WEser irgendwo (---) da war ein FRACHTschiff und fuhr  
 06 mit dem frachtschiff nach (den) vereinigten STAAten wo  
 07 meine MUTter lebte und in meinem URLaub. das=äh  
 08 hatte ich (noch) umSONST diese fahrt und (-) äh=das  
 09 schiff musste ich in DEUTSCHland nehmen (2.0) und DAS  
 10 war (.) meine ERSte begegnung wieder mit DEUTSCHland.  
 11 KH: also UNmittelbar nach dem krieg, (.)  
 12 [oder dann in den fünfzigern]  
 13 AE: [äh::: nein] ein paar jahre NACH dem krieg das war  
 14 (---) neunzehnhundert=äh d=n=n=DREIundfünfzig  
 15 neunzehnhundertDREIundfünfzig. ich=kam (1.0) da war  
 16 ich in=in=BREmen und in BRAke und (1.0) und da: (3.0)  
 17 da wollte ich kein DEUTSCH reden; (1.0) ich wollte  
 18 unter !KEINEN! umständen (--) äh: DEUTSCH sprechen.  
 19 (--) NUR mit einem gepäckträger (-) der arme kerl  
 20 KONNte ja nichts << lachend > anderes verstehen> DEM  
 21 hab ich dann (--) das auf DEUTSCH gesagt (denn es war  
 22 so) äh so << lachend > alles durcheinANDer gegangen>  
 23 [...]

Wie wichtig ihm die Verweigerung der deutschen Sprache war, belegt Eger sofort im Anschluss durch seinen zweiten Besuch ein Jahr später mit seiner Frau, auf derselben Route: Auch da sprachen sie (bewusst auch untereinander) *nicht ein Wort Deutsch*, und als die deutschen Polizisten die Pässe kontrollierten und sehen konnten, dass er in Königsberg und seine Frau in Berlin geboren waren, haben sie *uns nur so angekuckt, sie haben verstanden, dass wir nicht Deutsch reden wollten*.<sup>12</sup>

Die zum Teil grotesken oder komischen Situationen, die durch die Sprachverweigerung entstehen konnten, eignen sich relativ gut, um dieser, den Einzelnen sehr wichtigen symbolischen Geste, aus der Distanz der Erzählsituation doch auch eine unterhaltsame, humorvolle Note zu geben, so dass die rigorose Haltung von damals nicht auf die Beziehungsebene zur Interviewpartnerin übertragen wird. Hugo Hans Mendelsohn (\*1918 in Berlin) berichtete zum Beispiel, wie er 1952 auf dem Rückflug von Amerika bei einer Notlandung in München am Flughafenbüffet auf Englisch *bully beef* bestellte und dann hörte, wie ein junger Mann den Verkäufer aufforderte, den Ami etwas "hochzunehmen" und einen höheren Preis zu verlangen. Beim Aufruf des Fluges nach Tel Aviv klopfte er dem jungen Mann im Hinausgehen auf die Schulter und sagte "im besten Deutsch": *Hörn Sie zu, junger Mann, nächstes Mal sehn Se sich vor, wenn Se was reden. Es gibt Leute, die können die Sprache mindestens genauso gut wie Sie!*<sup>13</sup>

In Erzählungen wie diesen reinszenieren die Sprecher ihr eigenes Verhalten in Situationen, in denen sie die Oberhand behielten und denen sie daher eine gewisse Komik abgewinnen konnten und können. Selten wird eine erste unangenehme Begegnung ohne das Gefühl der persönlichen Überlegenheit so humorvoll geschildert wie von dem bekannten Zoologen Heinrich Mendelsohn, der ca. 1957

<sup>12</sup> Vergleiche zu dieser Stelle Betten/Du-nour (2004:389).

<sup>13</sup> Die Erzählung ist vollständig transkribiert in Betten (1995:391f.). Obgleich sie mit der hier zitierten Pointe bereits "gelungen" wäre, hat sie noch einen 2. Teil mit einer zweiten Pointe: Im Flugzeug überreicht ihm die Stewardess ein Paket mit 4 Dosen *bully beef* "with the compliments of the Airport Riem".

mit seiner Frau zu einem Kongress nach Starnberg fuhr, wo er auch Konrad Lorenz treffen wollte, mit dem er bereits korrespondiert hatte.

### Beispiel 12

Dr. Heinrich Mendelssohn (\*1910 in Berlin)

01 HM: [...] meine frau WOLLte zuerst nicht mitfahren nach  
 02 DEUTSCHland, (-) und=äh ((räuspert sich)) sag=ich hör  
 03 mal ZU es ist doch schließlich ERSTmal erstmal LEBEN  
 04 wir nich in deutschland AUSserdem das is doch schon=äh  
 05 vorBEI was die deutschen gemacht haben. also ja dann  
 06 is sie DOCH äh äh dann hab=äh (-) dann sag ich ( )  
 07 heute is ne andere generation von deutschen und so-  
 08 (-) und also GUT wir fuhren nach DEUTSCHland und das  
 09 ERSte was uns passIERte der KELLner im SPEISEwagen hat  
 10 uns beschummelt (.) wie sich herausstellte. (-) UNS  
 11 und eine franzÖSISCHE dame die am selben TISCH saß  
 12 hat er AUCH beschummelt. nich, ((lacht))  
 13 << lachend > meine frau> also !DA! hast du deine  
 14 deutschen. ((beide lachen)) und DANN lernte sie konrad  
 15 LOrenz kennen und war von ihm beZAubert;

Der Sprecher präsentiert sich als eine liberale Person, die bereits damals der neuen Generation eine Chance gab (Z.7); die erste negative Erfahrung wird schon durch die Wortwahl (*beschummelt*, Z.10) und den impliziten Hinweis, dass es kein antisemitischer Akt war, sondern eine Französin ebenso traf, heruntergespielt. Der evaluative Kommentar seiner Frau, die sich in ihrem Urteil über die Deutschen bestätig fühlt, dient ihm entsprechend nicht als abschließende "Moral" der Geschichte. Das Lachen beider Gesprächspartner (Z.14) könnte zwar ein Signal dafür sein, dass dies die Pointe der Geschichte ist, aber der folgende Satz bringt das Gegenargument: die völlige Ablehnung seiner Frau erhält durch ihre "Bezauberung" von Konrad Lorenz ein Gegengewicht. Die nicht mehr formulierte *Conclusio* lautet etwa, dass es auch damals nicht nur böse Deutsche, sondern auch liebenswerte gab, und dass eine generelle Verurteilung der Wirklichkeit nicht gerecht wird. Durch diese Anekdote liefert der Sprecher eine Argumentation mit Argument und Gegenargument. Der Verzicht auf die Ausformulierung der *Conclusio* verhindert, dass die Selbstdarstellung (als die einer damals schon vorurteilsfreien Person) selbstgefällig klingen könnte und nimmt seiner "Lehre" jegliche moralisierende Penetranz. So transportiert hier eine sprachlich unprätentiöse, rhetorisch aber doch kunstvoll konstruierte Anekdote eine grundlegende humanitäre Botschaft. – Die persönliche Betroffenheit wird jedoch mit einer zweiten Geschichte über seine erste Rückkehr in seine Geburtsstadt Berlin anlässlich eines späteren Kongresses nachgeliefert: Hier ist es nun umgekehrt seine Frau, die ihn drängt (*komm, fahren wir nach Berlin, ich will sehen, wo du aufgewachsen bist*), während bei ihm zuerst *irgendwie eine Abneigung, so so innerlich ein Widerstand dagegen* bestand. Aus der Perspektive von heute mildert er diese damalige Haltung wieder, indem er nicht noch verstärkende Attribute verwendet (wie *starke Abneigung*), sondern das Unbestimmtheitsadverb *irgendwie* wählt beziehungsweise die klare Aussage *ein Widerstreben* durch das umgangssprachliche *so ab-*

schwächt und auch noch *zuerst* hinzusetzt, was den Einstellungswandel bereits vorausnimmt.

In den meisten Fällen versetzen sich die Interviewpartner bei der Wiedergabe ihrer Gefühle bei der ersten Rückkehr ohne jede Relativierung aus späterer Perspektive ganz zurück in die Situation der erzählten Zeit, wie etwa Ruth Tauber, die in späteren Jahren oft nach Deutschland reiste und dort auch neue Freunde gewonnen hat.

### Beispiel 13

Ruth Tauber (geborene Ruth Luise Schönfeld, \*1919 in Lugnian/Oberschlesien)

01 AB: ihr EIGener ERSter besuch in deutschland (.) äh WAR  
 02 schon n=BISSchen so durch freundschaften  
 03 [vorbereitet?]  
 04 RT: [nein. (.) nein. also vor ZWEIundzwanzich jahren  
 05 da HATTen wir das noch nich, (-) dann MUSSTE mein mann  
 06 zu einer SITZung nach MÜNCHEN. (--) und wir waren ERST  
 07 in der schweiz bei jüdischen FREUNden (1.0) und ich  
 08 muss ihnen sagen das war für uns beide etwas !SO!  
 09 FURCHTbares (.) über die deutsche GRENze zu gehen (-)  
 10 weil WIR noch (.) ich hab das HEUTE noch HÖR ich noch  
 11 und SEH ich noch diesen ZOLLbeamten (-) wie wir  
 12 AUSgewandert sind wie er gesagt so ganz HÄmisCH (-)  
 13 nu jetz können Sie doch !SAGEN! wo sie die  
 14 hunderttausend mark versteckt hatten. wir haben da  
 15 (--) ((lacht)) wir waren glücklich dass wir SECHzich  
 16 beWILLigt bekommen haben von hunderttausend mark  
 17 war gar keine REDE denn die HATTen HATTen unsere  
 18 familien nicht mehr. ja, (-) ähm und (.) also  
 19 wir SIND (.) wie wir von der schweizer grenze  
 20 dann nach DEUTSCHland kamen (--) da kam der ZOLLbeamte  
 21 furchtbar nett und höflich rein und wir beide  
 22 haben=äh (-) wir haben !STUNDEN! kein wort mehr  
 23 miteinander geredet. (-) das war für uns ein  
 24 !FURCHT!barer schock. dieses über d' nach DEUTSCHland  
 25 kommen-

Die erste Überquerung der deutschen Grenze – auch hier dargestellt als durch berufliche Verpflichtungen erzwungen, und durch die Erwähnung des vorangehenden Besuchs *bei jüdischen Freunden* (Z.7) in der Schweiz gegen eventuelle Einwände "abgesichert" – wird von beiden Eheleuten als *furchtbarer Schock* (Z.24, *etwas so Furchtbare*, Z.8f.) erlebt und ungemildert so erinnert: Die Bilder von den letzten Erlebnissen bei der dramatischen Ausreise bzw. Flucht werden wieder wach; der Anblick des (an sich *furchtbar nett[en]* und *höflich[en]*, Z.21) Zollbeamten weckt sofort die unangenehmsten Erinnerungen an seinen Kollegen beim letzten Passieren der deutschen Grenze in umgekehrter Richtung. Wie lebendig der Sprecherin dieses Bild *heute noch* (das heißt nicht nur zur erzählten Zeit, sondern auch in der Erzählgegenwart) vor Augen steht beziehungsweise der "hämische" Ton in den Ohren klingt, unterstreicht die stimmlich sehr hervorgehobene Imitation der direkten Rede (Z.13f.).

Der Schock der ersten Grenzüberschreitung, beim Anblick der Zollbeamten, ihrer Uniformen, Stiefel, Hunde, wird beim Erzählen oft in dieser Unmittelbarkeit

wiedererlebt. So reinszeniert etwa Walter Zadek (\*1900 in Berlin) seine erste Wiederbegegnung mit einem deutschen uniformierten Beamten mit "Wolfshund" am Flughafen: Als dieser die Hand ausstreckte, war seine spontane Reaktion ein Faustschlag. Zadek kommentiert dies aus dem heutigen (bzw. schon damaligen) Wissensstand, nicht um zu relativieren, sondern um zu erklären, was damals in ihm (und anderen) vor sich ging: *Im selben Augenblick hab' ich gewußt, ich bin ein Idiot, der Mann wollte meinen Paß sehen. Aber die Reaktion des Verfolgten bei der ersten Handreichung des Deutschen war ein Faustschlag. Also das war der Anfang. Es war für mich furchtbar schwer.* Diese letzte Evaluation korrigiert der Nonkonformist Zadek dann jedoch – für ihn bezeichnend – sofort aus heutiger Perspektive mit: *Quatsch, es war nicht furchtbar schwer, es war eine langsame Gewöhnung.*<sup>14</sup>

Während Ruth Taubers Bezeichnung des Tonfalls des Zollbeamten als *hämisch* (Z.12) vor allem auf den Inhalt seiner Worte gerichtet sein dürfte, war es vielfach allgemein der (scharfe) "deutsche Ton", der sofort schlechte Erinnerungen wachrief. Im Gespräch, ob die Jeckes in Israel (deren "deutsche" Eigenschaften dort häufig Gegenstand des Spottes und auch der Kritik waren) mit den damaligen und heutigen Deutschen einiges gemeinsam haben, assoziiert der Direktor des Leo Baeck Instituts Joseph Walk, der aus beruflichen Gründen später oft nach Deutschland fuhr, im Zusammenhang mit den "preußischen" Eigenschaften sofort, wie er und seine Frau zusammenzuckten, als sie bei der ersten Rückreise seiner Frau an der Grenze wieder *mit diesem deutschen Ton in Berührung* kamen (Z.8f.).<sup>15</sup> In Parenthese (*in Klammern*, Z.3)<sup>16</sup> fügt er Reflexionen aus seiner heutigen Sicht ein, dass sich dieser Ton in Ostdeutschland länger erhalten habe als in Westdeutschland.

<sup>14</sup> Vergleiche die Stelle in Betten/Du-nour (2004:386).

Die Traumatisierung durch derartige Erlebnisse hat sich oft noch auf die 2. Generation übertragen und evoziert ähnliche Assoziationen. So berichtete die Tochter von Ruth Wittels (siehe oben), Irith Ein-Tal, dass sie bei ihrer ersten selbstständigen Reise mit dem Zug von London nach Stuttgart bei der Passkontrolle zwischen Belgien und Deutschland durch einen uniformierten deutschen Grenzbeamten einen solchen Schock bekam, dass sie ihr Gepäck nahm, den Zug verließ, mit einem Bus weiterfuhr und seither bei Deutschlandbesuchen nie Bahn gefahren sei. Die promovierte Kriminologin kommentiert ihr Verhalten als Reaktion auf Zeitzeugenberichte und auch die mannigfache mediale Vermittlung dieser symbolträchtigen Situation: "Ich hab' alle Filme dann plötzlich gesehen von die Züge, die gingen und von die Nazi, und der stand und sagte: Passkontrolle" (Interview mit Anne Betten 2005).

<sup>15</sup> In einem Jahre später, 1999 geführten Interview mit Walks Sohn, einem Schulinspektor, der im Gegensatz zu seinem Vater bewusst nie nach Deutschland gereist ist, erwähnte dieser interessanterweise ebenfalls, dass er den Tonfall deutscher Touristen in Israel – und speziell den bairischen, der ihn an Hitler erinnere – schwer ertragen könne.

<sup>16</sup> Sowohl die Neigung zu ausgedehnten Satzgefügen mit vielen Parenthesen wie auch die metasprachliche Selbstkommentierung ist für den komplexen Redestil vieler Sprecher dieser Emigrantengeneration charakteristisch und bei Joseph Walk besonders häufig anzutreffen; vergleiche dazu Betten (2000a; 2000b). Da bei dem hier ausgewählten Thema selten monologisch weit ausgeholt wird, ist diese Erscheinung an den Textbeispielen jedoch nicht oft zu beobachten, allenfalls bei Abraham Frank (Beispiel 15).

### Beispiel 14

Dr. Joseph Walk (\*1914 in Breslau)

01 JW: [...] ich BIN eigentlich nicht auf das PREUSSische  
02 beispiel das mir AUCH unsympathisch is (-) äh  
03 ANgewiesen. ich erinner mich geNAU in KLAMMern (-)  
04 äh wie meine FRAU deren eltern leider UMgekommen  
05 sind mit mir das ERSte mal nach deutschland MITfuhr  
06 (-) wie wir die GRENze überschritten (--) von der  
07 schweiz nach DEUTSCHland ich war schon einige male  
08 DORT (.) und wie sie das ERSTE mal wieder mit diesem  
09 deutschen TON in berührung kam an der GRENze (-)  
10 der ja HEUTE viel (-) WENiger scharf is als er  
11 jemals WAR, (.) in OSTdeutschland (-) konnten wir ihn  
12 viel MEHR finden etwa in OSTberlin (.) da is sie  
13 direkt=äh (-) zuSAMMengezuckt [...]

Angstgefühle, Herzrasen, ein Versagen der Stimme oder völlige Sprachlosigkeit, plötzliche Abreise und Erleichterung im Moment, als man Deutschland wieder verlassen hatte, sind bei vielen dieser ersten Besuche die Reaktion.<sup>17</sup> Ein ganz besonderes Kapitel war für alle – und ist es für viele bis heute, und ähnlich noch für ihre Kinder – die Wiederbegegnung mit der Geburtsstadt und dem ehemaligen Wohnhaus. Nicht selten wird von Weinkrämpfen, Ohnmachtsanfällen und ähnlichen Schockwirkungen berichtet. Heinrich Mendelsohn (siehe Beispiel 12) und andere haben diese schmerzliche Konfrontation lange hinausgeschoben, wieder andere sind nur deswegen (und wegen Verwandten- und Gräberbesuchen) das erste Mal zurückgekommen. Sofern eine Bereitschaft bestand, darüber zu sprechen, kam es dann doch zu längeren Berichten, häufig mit episodischen Erzählungen.

### 4. Ausführlichere Berichte und szenisch-episodische Erzählungen

Im Fall von Abraham Frank, der Deutschland als 12-Jähriger mit seinen Eltern verlassen hatte, war es der Vater – der es selbst *nicht fertig brachte, zurückzugehen* (Z.5f.) –, der den Sohn anlässlich einer Dienstreise in Europa bat, die Stätten der Familie aufzusuchen. Dieser Bericht gehört zu den im Korpus selteneren Beispielen, wo die erste Rückkehr bereits umfangreicher ausgebaut wird.

### Beispiel 15

Abraham Frank (\*1923 in Flacht/Rheinland-Pfalz)

01 AF: SEHEN sie (.) äh das führt=äh zum ZWEIten teil ihrer  
02 vorHERigen frage WANN fuhr ich das erste mal nach  
03 deutschland. (-) neunzehnhundertachtundfünfzich (-)  
04 DREizehn jahre nach kriegsende von LONDON aus; auf  
05 geHEISS meines vaters (--) der=es nich FERTich brachte  
06 zuRÜCKzugehen in sein: (2.0) in:: seine (.) ALTE  
07 HEImat (1.0) den ORT in dem er geBORen war (1.0) die  
08 zerSTÖRung zu sehen (--) ich musste von london nach

<sup>17</sup> Vergleiche weitere Beispiele in Betten/Du-nour (2004:386ff.).

09 ZÜRICH zu einer zionistischen TAGung (-) und er BAT  
10 mich äh::: die S:TÄTten und die STÄDte und die DÖRfer  
11 und die ORTschaften (.) in denen unsere verWANDten  
12 im LAHN und TAUNUSkreise gelebt hatten- SEIner  
13 familie (-) AUFzusuchen (--) und=äh per ZUG (.) fuhr  
14 ich von ort zu ort (-) mich=äh überall nach den (1.0)  
15 WOHNhäusern der (-) ehemaligen verwandten und=äh den:  
16 zerSTÖRten (.) synaGOGen und den !MEIST! auch  
17 zerSTÖRten und geSCHÄNDEten: FRIEDhöfen (-) UMsehend  
18 (.) AUFSchreibend (.) fotograFIEREND (-) mich HÜTend  
19 äh:: auch nur JEmandem den ich nich kannte auch nur  
20 die HAND zu geben- (-) beGLEItet von unserer-  
21 AB: sie waren ( ) wie lange waren sie nicht im LAND  
22 gewesen? [äh ZWÖLF waren sie und sie haben ja- ja ja]  
23 AF: [wir waren SECHSunddreißig AUSgewandert und  
24 ich kam ACHTundfünfzig das erste mal zurück] es war  
25 eine LANge zeit (.) ach da LIESse sich VIELes  
26 interessantes sagen für WAS wir nich mehr- WELches  
27 wir nicht mehr die ZEIT haben die  
28 KINDheitserinnerungen waren in mir sehr sehr  
29 stark. (.) in einem ort wie HOFheim am TAUNus s:tieg  
30 ich aus dem: BAHNhof AUS ich war (.) WIE viele jahre?  
31 sechsunddreißig jahre nicht dort geWESEN, (-)  
32 sechsundZWANzich;  
33 AB: sechsundzwanzich.  
34 AF: sechsundzwanzich jahre nicht DORT gewesen und ich  
35 ging auto!MAT!isch wie von der tarantel gestochen  
36 vom: BAHNhof aus (.) durch die stadt AUTOmatisch (.)  
37 die häuser=n=des ONkels der TANte OPPENheimer und wie  
38 IMMER sie geheißen haben äh:=äh FINDend. ohne  
39 irgendwelche schwierigkeiten ohne irgendjemand  
40 FRAgen zu müssen (.) als ob ich GESTern oder im  
41 letzten sommer das letzte mal dort geWESEN wäre.  
42 DAS ist=äh (.) das HAT sehr sehr tief in mir gesteckt  
43 und (.) DAS hat mich zum ERSTen mal eigentlich wieder  
44 in berühring gebracht (--) MIT diesem thema- (2.0) mit  
45 der bezIEHung zu deutschen (-) mit denen die PASSiv  
46 oder AKTiv (.) an:: dieser ungeheuren (1.0) SCHULD  
47 gegenüber dem jüdischen volk und seinem UNTERgang  
48 ((räuspert sich)) beTEILigt waren (--) die (-) das  
49 problem der kollekTIVschuld (2.0) von meinem VAter zum  
50 beispiel NIE akzeptiert darüber HATTen wir (.)  
51 diskussionen: bis ich mich HEUTE in !MEINEM! EIgenen  
52 alter zu beGINN meines alters (.) zu SEINER position  
53 durchgerungen habe-

Die Beschreibung der Reiseroute, Ortsbeschreibungen, familiengeschichtliche Informationen, Beschreibungen seiner Gefühle von damals und Kommentare aus heutiger Sicht sind in diesem Bericht kunstvoll ineinander verwoben und leiten am Ende nahtlos in Überlegungen über, ob es eine Kollektivschuld gibt oder nicht; die Frage wird sowohl als synchrone Opposition (Vater-Sohn), wie auch als diachroner Entwicklungsprozess (*bis ich mich heute in meinem eigenen Alter [...] durchgerungen habe*, Z.51-53) dargestellt.

Abraham Frank bevorzugt immer den Berichtstil für seine äußerst informationsreichen Ausführungen.<sup>18</sup> Im Dreiergespräch mit dem Ehepaar Biran löst gerade dieses Thema hingegen abwechslungsreiche interaktive Sequenzen mit szenischen Erzählungen aus. Die erste Rückkehr 1961 galt vor allem dem Besuch von Rina Birans 95-jährigem nicht-jüdischen Großvater in Hannover; weitere Begegnungen verhinderte sie.<sup>19</sup> Usi Biran berichtet zunächst nur, dass er das Grab seiner Mutter in Ludwigshafen besucht habe; seine Frau weist jedoch darauf hin, dass dort noch etwas Aufregendes passiert sei: Außer einer etwas anschaulicherer Ortsbeschreibung kommt es nun auch zur ausführlichen Beschreibung einer ersten Begegnung mit ehemaligen Bekannten.

### Beispiel 16

Rina Biran (geborene Irene Langrod, \*1932 in Berlin)  
Usi Biran (ehemals Edgar Birnfeld, \*1920 in Ludwigshafen)

01 UB: ja ja ja ja ja. (-) das war ne SEHR aufregende  
02 angelegenheit sogar (--) wir (1.0) GINgen rein  
03 (-) wir gingen (1.5) den PLATZ besuchen wo das  
04 HAUS stand das nich mehr steht. (.) und sie wurde  
05 (.) das HAUS wurde (-) scheinbar von einem-  
06 RB: das haus von deinen ELtern [meinst du]  
07 UB: [von meinen ELtern]  
08 wurde (-) von der bomben'=äh ausbom' aus(.)bomBIERT  
09 (---) bombarDIERT. (-) und=äh::: und zerSTÖRT  
10 scheinbar. ((räuspert sich)) ABER (-) ich ging in die  
11 stra' in der straße spazieren (1.0) wo ich (.) wo die  
12 geSCHÄFte waren (.) soweit es welche GAB dort. (-) es  
13 gab da mal (--) ein=ein=ein=äh: (2.0) ein=äh GASTst'  
14 GASTstätte (.) n=BIERhaus [...] ((räuspert sich))  
15 und DANN, gingen wir rein; dann gingen wir zu dem  
16 platz wo der friSEUR war (-) und siehe da (-) da  
17 sitzt da steht mein friSEUR- und und [und]  
18 RB: [lott]  
19 UB: LOTT hieß der mann [...]

In der folgenden Geschichte über die unerwartete Wiederbegegnung mit dem Friseur Lott, der in der "Kristallnacht" unter eigener Gefährdung Usi Birans Vater zur Flucht verholfen hatte, erzählt das Ehepaar abwechselnd.<sup>20</sup> Herr Biran erklärt dazu, dass er diese Geschichte erst bei dieser Gelegenheit von seiner Frau erfuhr, da sein Vater sie (nur) ihr erzählt hatte. Dies veranlasst Frau Biran zur Mitteilung weiterer Details beider hier zusammenfließenden Geschichten: der Fluchtgeschichte ihres Schwiegervaters und der Wiederbegegnung mit Herrn Lott. Beide

<sup>18</sup> Mit ausführlichen Analysen der Textsortenpräferenzen in Relation zu Thema und Erzählerpersönlichkeit vergleiche Majer (2012) zu 9 ausgewählten Interviews, darunter von den hier vorgestellten Frank, Ballhorn, Tauber und Wahle.

<sup>19</sup> Bei den außergewöhnlich umfangreichen Erzählungen der Birans über persönliche Eindrücke wird demgegenüber das Verhalten neuer Bekannter auf ihrer zweiten Reise nach Hannover 20 Jahre später sehr positiv geschildert. Auch das Benehmen der jungen Leute, die aussahen wie *unsere Kinder* und sich wie diese *laut und lustig und fröhlich* benahmen, wurde als Grund für den Wandel ihrer Einstellung genannt.

<sup>20</sup> Vergleiche den Text in Betten/Du-nour (2004:406f.).

Geschichten werden von zwei sich ergänzenden Sprechern nach dem klassischen Muster einer Erzählung mit Einleitung, Orientierung, Komplikation (mit direkten Reden), Reaktion und evaluierenden Kommentaren reinszeniert.

In mancher Hinsicht vergleichbar erzählt auch Ehepaar Bar-Levi von der ersten Reise 1960. Ruth Bar-Levi wollte anlässlich ihrer ersten Europareise einen Onkel und eine Tante in Deutschland wiedersehen, David Bar-Levi seinen Geburtsort. Zunächst erfolgt eine längere Rechtfertigung (*wenn wir schon mal nach Europa fahren, dann wollen wir doch mal nach Essen und Berlin; es gibt auch Leute, die nicht verstehen, dass wir hinfahren*). Erst nach mehreren Aufforderungen der Interviewerin (die selbst aus Essen stammt), wie es war, überhaupt Deutschland wieder zu betreten, kommt zunächst die (häufig zu hörende) Bemerkung Herrn Bar-Levis, er habe sich als Tourist gefühlt (Z.3). Erst bei nochmaligem Nachhaken (Z.7f.) ergreift Frau Bar-Levi die Initiative, nun eine für ihren Mann hoch emotionale Geschichte zu erzählen, die er, vermutlich um sich die Aufregung in der Erinnerung an seine von Essen aus deportierten Eltern zu ersparen, zu umgehen versucht hatte.

### Beispiel 17

Ruth Bar-Levi (geborene Ruth Rita Malinowski, \*1914 in Berlin)  
 David Bar-Levi (ehemals Heinz Levisohn, \*1912 in Essen)

01 AB: aber für SIE die wiederbegegnung mit ESSEN die erste,  
 02 (-) wie war DAS denn;=  
 03 DB: =ach ich fühlte mich da als touRIST hehe (-) ich ich  
 04 KANNte ja keinen menschen mehr in essen AUSSER diesen  
 05 zwei:=äh:: zwei KLASsenkameraden die ich noch (-)  
 06 da hatte, (.) [und sonst]  
 07 AB: [sind Sie da] hingegangen wo sie gewohnt  
 08 haben?  
 09 DB: ja: [natÜRlich,]  
 10 RB: [das will] ICH ihnen erzählen. (-) [von ANfang]  
 11 DB: [SICHER sicher]  
 12 AB: [ja. HABen Sie]  
 13 denn da auch noch all' äh=äh irgendwie dem schicksal  
 14 ihrer ELtern noch nachgespürt um die zeit oder?  
 15 [ja.]  
 16 RB: [DAS will ich (ihnen erzählen)]  
 17 DB: [ja: das war ne ganz (.) äh GANZ [gute geschichte]  
 18 RB: [mein (.) mein MANN]  
 19 WOLLte dort nich hin;  
 20 AB: ja, (-) [ja,]  
 21 RB: [saar]brückerstraße neununddreißig. (-) also  
 22 wir sind HINgegangen (.) er hat auf DER seite  
 23 gestanden ich auf DER, (-) und kuck mir die SCHILder  
 24 an denn zur zeit meines sch=SCHWIEGERvaters haben dort  
 25 DREI lehrer gewohnt. zwei LEHrerinnen und ER. (-) und  
 26 wie ich da KUCKE und von der einen WUSST=ich sie  
 27 heiBt BRUST. (-) von der zweiten wusste ich nicht  
 28 mehr den NAMen. (.) und wie ich da KUCKE (-) geht die  
 29 TÜR auf und=da kommt eine frau raus- mittleren ALters  
 30 (.) älter als ICH damals (-) und sacht SUCHEN sie  
 31 jemanden? (--) sag ich ja: äh=hier hat ah' (-) hier

32                   haben doch (.) LEHrer gewohnt; (-) ein fräulein BRUST  
 33                   und (1.0) da war NOCH eine- ja (war) DAS=is meine  
 34                   SCHWESter (.) fräulein BECKER (-) und wer sind SIE?  
 35                   (--) sag ich (.) ich bin die schwiegertochter von  
 36                   herrn LEVIsohn. (-) FÄNGT die soFORT an zu weinen.  
 37                   (--) und sacht wir sollen REINkommen (--) ihre  
 38                   SCHWESter war die sekretärin von gustav HEINEMANN das  
 39                   nur nebenBEI (-) und dann haben wir' ist der heinz  
 40                   RÜBERgekommen (-) und da hat sie uns (.) äh  
 41                   verschiedenes erzählt; also wie das war im KRIEG, (-)  
 42                   wenn sie in=den LUFTschutzkeller gingen (-) durften  
 43                   sie auf keinen fall (-) mit den juden SPREchen (-) DAS  
 44                   und meine mutter hat IMMER mit ihnen gesprochen (.)  
 45                   die hat gesagt mich interessIERT das nich ich bin ne  
 46                   alte FRAU (-) und dann hab ich immer gesagt frau  
 47                   levisohn WEInen sie doch nich so (-) und DAS werde  
 48                   ich bis an mein lebensende nich vergessen. (2.0)  
 49           DB:    ja, ja das war so sind wir dann da REINgegangen ja das  
 50                   war der erste kontakt.

Auch dieser Text wechselt zwischen drei Zeitebenen: der des Interviews 1991 (Z.1-16; Z.49f.) und der Geschichte von der ersten Rückkehr 1960 (Z.17-48), in die ein Resümee der Erzählungen einer ehemaligen Mitbewohnerin über die letzte Zeit von Herrn Bar-Levis Eltern in Essen während der Kriegsjahre (als Ehepaar Bar-Levi schon in Palästina war) eingelagert ist (Z.41-48). Sowohl die eingelagerte Geschichte folgt dem klassischen Erzählaufbau, inklusive reinszenierender Rede (*Mich interessiert das nich [...]*, Z.45, *Frau Levisohn, weinen Sie doch nich so!*, Z.46f.) und Evaluation (*Und das werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen*, Z.48), als auch die Rahmengeschichte, die von Frau Bar-Levi zweimal mit *das will ich Ihnen erzählen* (Z.10 und Z.16) und von Herrn Bar-Levi (der sie ja eigentlich nicht erzählen wollte) dann doch mit evaluierender Ankündigung *Das war ne ganz, ganz gute Geschichte* (Z.17) eingeleitet und mit einer (allerdings nur gemurmelten) Abschlussformel (*Ja, das war der erste Kontakt*, Z.49f.) gerahmt wird.

Es sei noch hinzugefügt, dass diese als positiv empfundene Begegnung und das gute Verhalten seiner ehemaligen Klassenkameraden (deren Zusammenkünfte er später sogar organisierte) sowie enge Beziehungen zu Logenbrüdern seiner Freimaurerloge (die er, da selbst verfolgt, für unbelastet hielt), es bewirkt haben, dass Bar-Levis in den folgenden Jahren regelmäßig nach Deutschland gereist sind.

Auffällig ist, dass die ausführlichen Schilderungen und die besondere Erlebnisse reinszenierenden Geschichten hauptsächlich von den Interviewpartnern stammen, die in den Folgejahren öfters wieder nach Deutschland gereist sind und neue Kontakte zu Deutschen, die sie akzeptieren konnten (wegen ihres Verhaltens in der Nazizeit oder als junge Generation), aufgebaut haben. Das trifft auch für manche zu, die die erste Rückreise lange verweigert haben, sich aber eines Tages doch durch die beharrlichen Bemühungen ihrer Geburtsstädte, Klassenkamerad/inn/en oder anderer ehemaliger Bekannter umstimmen ließen.<sup>21</sup> Auch einige

<sup>21</sup> Dazu finden sich zum Beispiel lange Berichte im Interview mit Nira Cohn (\*1920 in Hannover), die schließlich von ihren ehemaligen Klassenkameradinnen umgestimmt wurde, die sie dann alle in Israel besuchten. Seitdem hatte sie wieder enge Kontakte zu ihrer Geburtsstadt

der schon zitierten Berichte, die zunächst nur die negativen Gefühle bei der ersten Rückreise thematisierten, werden im Folgenden durch ein "andererseits" fortgesetzt. Sofern positiv kommentierte Eindrücke schon im Kontext der besonders schwierigen ersten Besuche erwähnt werden, beziehen sie sich fast ausschließlich auf die Liebe zur Landschaft – den einzigen Aspekt der alten "Heimat", an dem keine Schuld klebte und der nur gute Kindheitserinnerungen evozierte. So schließt Ruth Tauber an die Erinnerung an den Schock der ersten Wiederkehr als Erklärung für ihre weiteren Reisen zunächst das Naturerlebnis und dann die neuen guten Freundschaften an.

### Beispiel 18

Ruth Tauber (Fortsetzung von Beispiel 13)

01 RT: [...] DEUTSCHland ist ein SEHR schönes land. (.) jetzt  
 02 als LAND. SO (viel) schöne naTUR die die SPRICHT  
 03 einen AN das HEIßt zum beispiel JETZ bei meiner  
 04 reise wie ich die !SCHNEE!glöckchen gesehen habe also  
 05 ich bin (dann/danach) FAST verrückt geworden (-) ähm  
 06 (.) das sind sachen aus der kindheit die !KANN! man  
 07 sich nich RAUSreißen (.) also die naTUR ja, und die  
 08 LIEBE zur natur (--) DAdurch dass wir !WIRKLICH! (---)  
 09 viel (.) SEHR AUFrechte freunde haben. (.) aber  
 10 !WIRKLICH! !ECHTE! FREUNde. (-) FAHR ich halt gern nach  
 11 DEUTSCHland (-) die haben uns auch IMMER abgeschirmt  
 12 (--) also ich bin noch nie ANgepöbelt worden-

Ruth Tauber stellt die verschiedenen Eindrücke und Gefühle unmittelbar nebeneinander, Felix Wahle wägt sie explizit argumentativ gegeneinander ab. In der folgenden Passage aus seinem Interview kommen fast alle zentralen Gesichtspunkte zusammen.

### Beispiel 19

Felix B. Chaim Wahle (vergleiche Beispiel 10)

01 FW: äh meine EINstellung: (.) WAR und ist eigentlich  
 02 noch bis zum heutigen TAGE (.) eine sehr zwiespältige  
 03 (5.0) äh (1.0) TROTZdem (2.0) oder sagen wir es SO ich  
 04 will es (-) !AND!ers AUSdrücken als es die MEISten  
 05 anderen; (-) ich=ich KANN den deutschen (--) dem  
 06 DEUTSCHen VOLK (---) die entTÄUSCHung nicht (---)  
 07 verzeihen- (--) die es mir durch sein verhalten (-) äh  
 08 (2.0)  
 09 AB: ANgetan=  
 10 FW: =ANgetan hat. (.) äh:: (4.0) DA=DAher (-) die: (.) der  
 11 große zwiespalt. und DAS wenn ich sagte entTÄUSCHung  
 12 so soll soll das ALLES beinhalten was dahinter st'  
 13 was (-) äh=holocaust und alles DAS ja, (.) i:ch (.)  
 14 ich verSTEH es bis HEUTE nicht (4.0) aber wie gesagt

---

Hannover. – Gertraud Kedar (\*1901 in Nürnberg) berichtete mir 1990, dass sie ihre Geburtsstadt Nürnberg ganz gern noch einmal besucht hätte, aber nicht selbst um eine Einladung bitten wollte; 1991 konnte ich die 90-Jährige bei ihrer ersten Rückreise nach Nürnberg auf eine Einladung hin dort nochmals über ihre Eindrücke interviewen.

15 eine RIESENenttäuschung WAR es und daher der  
16 zwiespalt auf der anderen SEITE (--) wie ich die  
17 WÄLder gesehen hab (.) und die FLÜSSE und die BERge  
18 und die !TÄLER! (--) is mir WARM ums herz geworden.  
19 (4.0) ich hab:äh::: bis zum HEUTigen tag ich  
20 bin eigentlich JETZ: seit den (-) SECHziger jahren  
21 oder jedenfalls seit den SIEBziger jahren (-) JEDES  
22 jahr (--) in euROPA (.) und MEISTens auch in  
23 deutschland- (-) ich: (-) halte mich (---) !MÖGLICHST!  
24 fern (--) von DER generation (-) die: ihres AUSsehens  
25 nach: (.) anders WEISS ich es ja nicht (-) zu DER  
26 generation gehören DÜRFte (-) die: (--) AKTIVE (-)  
27 NAzis gewesen sein !KÖNN!ten (2.0) äh: das heiÑt mit  
28 mit den JÜNgeren die:: um die jahr um  
29 neunzehnhundertDREISSIG herum geBOren wurden (.) und  
30 SPÄter (-) hab ich keinerlei bedenken (--) äh verKEHR  
31 zu führen (und) unterHALTungen zu führen- (und) TU es  
32 auch MÖGLichst. (-) wie gesagt den ÄLTeren leuten geh  
33 ich MÖGLichst aus dem wege. (2.0) es SEI DENN ich  
34 weiß positives über sie.

Noch nicht unter den positiven Aspekten eines Aufenthaltes in Deutschland genannt wurde die (gemeinsame) Sprache. Bislang wurden nur die negativen Assoziationen durch den "scharfen Ton" zitiert. Zweifelsohne war die Sprache aber für viele jener, die überhaupt wieder zurückreisten, ein ausschlaggebendes Moment. Wenn man berücksichtigt, dass die meisten der als Erwachsene Emigrierten im Hebräischen nicht mehr dieselbe (beziehungsweise häufig nur eine wesentlich geringere) Sprachkompetenz erreichten als im Deutschen,<sup>22</sup> ist die Erleichterung, die es bedeutet, sich in seiner besten Sprache ausdrücken zu können, verständlich. Der ehemalige Jurist Iwan Lilienfeld (\*1910 in Rybnik/Oberschlesien), der in Israel Chefredakteur einer der letzten deutschsprachigen Zeitungen war, formulierte sehr neutral (vielleicht auch, weil seine Tätigkeit zumindest in den ersten Jahrzehnten zum Teil auf heftige Kritik stieß), dass er mit seinen regelmäßigen Urlaubsreisen nach Deutschland seit den 50er Jahren den Weg des "geringeren Widerstands" gehe: es sei eben eine "kolossale Erleichterung", wenn man die Sprache fast besser beherrsche als die "Eingeborenen" und nicht in einer Fremdsprache herumstottern müsse.

Die geringsten Hemmungen, diesen Gesichtspunkt zu thematisieren, hatte Moshe Cederbaum, der ja erst in späteren Jahren, 1980, als derartige Reisen nicht mehr gesellschaftlich tabuisiert waren, ein einziges Mal in seine Geburtsstadt zurückfuhr. Auf die Frage, ob er sich bei dieser (insgesamt nur positiv geschilderten) Reise sprachlich vorübergehend "zu Hause" gefühlt habe, antwortete er:

<sup>22</sup> Vergleiche mit genauen Erhebungen über Sprachkompetenzen im Deutschen und Hebräischen (und ergänzend im Englischen) die Selbsteinschätzungen in Interviewausschnitten in Betten/Du-nour (2000:1-153) sowie mit detaillierten Statistiken und Analysen Du-nour (2000) und auch Betten (2011).

### *Beispiel 20*

Moshe Moritz Cederbaum (Fortsetzung von Beispiel 4)

01 MC: äh also DAS ist ne=nette FRAge. (.) ich hab mich  
02 gefühlt wie ein fisch im WASSER (-) äh:: ich hab nur  
03 so RUMgespielt mit den alten WORTen icke dette  
04 kiecke mol ogen flesch und BENE(.) ja, also  
05 den berliner:: jargON (-) und ich WAR mit meinem  
06 BRUDer. wir wurden [...] zusammen EINGeladen und  
07 nahmen ein ENKELkind mit (-) von IHM. (-) also wir  
08 fühlten uns !SAU!wohl muss << lachend > man sagen> mit  
09 der DEUTschen sprache (.) soFORT konTAKT gefunden; (.)  
10 auf der STRASse mit MENSchen gesprochen und=äh al'  
11 also das war direkt HIMMLisch (---) muss ich SAGen  
12 [...]

### **5. Zwischenbilanz**

Ich habe mir erlaubt, hier die Texte selbst in den Mittelpunkt zu stellen und weitgehend für sich sprechen zu lassen, und sie nicht primär als Datenmaterial für linguistische Fragestellungen zu benutzen. Andererseits hoffe ich doch gezeigt zu haben, dass linguistische und speziell diskursanalytische Analysemethoden zu einer Vertiefung der Interpretation beitragen. Meine Hinweise verdanken der gesprächsanalytischen Forschung natürlich viel mehr als durch die wenigen Literaturangaben sichtbar wird. – Für eine detailliertere Analyse der Textbeispiele schiene mir zum Beispiel eine systematische Analyse der paralinguistischen Phänomene besonders lohnend zu sein: Auf das charakteristische Räuspern/Husten vor Beginn der als heikel empfundenen Antworten oder verschiedene Funktionen des Lachens wurde vereinzelt hingewiesen, ebenso wie auf die vielen auffälligen Intonationsphänomene (starke Betonungen etc.), die beim Hören sofort hervorstechen. Wünschenswert wäre auch eine Vertiefung der Emotionsdarstellungen, und zwar nicht nur hinsichtlich der "emotiven Lexeme" und ihrer Konnotationen, sondern auch der "Fokussierung und Perspektivierung, die durch die syntaktische Strukturierung [...] bewirkt werden", wie Schwarz-Friesel (2007:213) es anregt. Ihre Anmerkung (2007:216) beschreibt die Richtung meiner Analysen genau und hätte unter streng linguistischen Aspekten eine ausführlichere Bearbeitung verdient:

Die spezifische Anordnung sowie Platzierung und damit Fokussierung, aber auch die Weglassung von (Hintergrund-)Informationen kann entscheidend dazu beitragen, dass bestimmte Perspektivierungen und Evaluierungen ausgedrückt werden.

## 6. Schlussgedanken: Individuelles Erleben, kollektives Schicksal und poetische Transzendierung

Statt einer nochmaligen Zusammenfassung der in den Reiseberichten immer wiederkehrenden Motivketten sei hier zum Abschluss eines wissenschaftlich rational sowieso nicht auslotbaren Themas einem der bekanntesten Dichter Israels das letzte Wort gegeben. Jehuda Amichai hat 1963 auf Hebräisch einen halb autobiographischen, halb surrealistischen Roman publiziert, in dem er seine erste Rückkehr 1958 in seine Geburtsstadt Würzburg verarbeitet hat, die er als 11-Jähriger noch mit fast der ganzen Familie verlassen konnte. Die deutsche Übersetzung *Nicht von jetzt, nicht von hier* erschien erst 1992, knapp zwei Jahre vor unserem Interview. Miryam Du-nour bat ihn zunächst, von der Reise selbst zu erzählen. In seiner Antwort verwebt Amichai das persönliche Erleben (*die Stadt meiner Kindheit*, Z.4f., *die Zeugen meiner Kindheit*, Z.16f.) mit der überindividuellen Erfahrung seiner Schicksalsgenossen (*wie jeder, der [...] in die Stadt seiner Kindheit zurückkommt*, Z.11ff.) und der Transformation dieser Erfahrung in die noch allgemeiner gültige dichterische Umsetzung, die über die einzelnen Erfahrungselemente frei verfügen, sie verdichten und ihnen einen symbolischen Rang verleihen kann. Direkt ausgedrückt wird dieser Transformationsprozess von der realen auf eine fiktive Ebene hier zunächst nur durch den Ausdruck "Element" (*des Wiederrückkommens*, Z.4).

### Beispiel 21

Jehuda Amichai (ehemals Jehuda Ludwig Pfeuffer, \*1924 in Würzburg)

01 MD: KANNST du etwas erzählen über diesen besuch?=  
 02 JA: =ja, das ist alles ziemlich:äh ich meine der roMAN  
 03 ist zwar nicht=äh autobiGRAFISCH, aber dieses  
 04 eleMENT des wiederzuRÜCKkommens in die stadt meiner  
 05 KINDheit (--) ist=äh:: ist natürlich=äh es war sehr  
 06 (traumatisch) es waren DREI tage ( ) das war  
 07 neuzehnhundertACHTundfünfzig da war WÜRzburg noch (-)  
 08 ziemlich zerstört. und=äh grade im AUFbau und (--) das  
 09 auseinANDERsetzen ( ) obWOHL ich persönlich nichts  
 10 geLITten habe (und) es war eine (--) es war eine sehr  
 11 (-) es war EINERseits war es natürlich wie JEder der  
 12 nach VIElen jahren in die stadt seiner kindheit  
 13 zuRÜCKkommt (das) ist IMMER eine (-) ein (1.0)  
 14 MD: emotionNELLE  
 15 JA: ja eine UNgeheuer emotionelle ( ) und AUSSERdem auch  
 16 nach DEUTSCHland zuRÜCKzukommen ( ) ALLE die die  
 17 ZEUGen meiner kindheit alle TOT waren ( ) bis auf  
 18 eine (-) alte:: [...] dame die die in (duisburg) neben  
 19 uns geLEBT hat-

Die verwendeten Gefühlausdrücke selbst (*sehr traumatisch*, Z.5f., *ungeheuer emotionelle*, Z.15) unterscheiden sich, abgesehen von ihrer sofortigen Transzendierung ins Überindividuelle, nicht von den Beschreibungen der anderen. Auch die Fokussierung der Eindrücke auf die Zerstörung der Stadt (Z.7f.) und der Hinweis, dass die Zeugen der Kindheit bis auf eine einzige Bezugsperson alle tot waren, findet sich in vielen anderen Darstellungen. Nach einer hier ausgelassenen,

aber die Grausamkeit jener Jahre am realen Schicksal dieser alten Dame illustrierenden episodischen Erzählung, die den emotionalen Hintergrund für die folgende Aussage schafft, greift Amichai das "Element" der Zerstörung jedoch wieder auf und verleiht ihm eine übertragene Bedeutung (Beispiel 22). Auslöser ist die nachhakende Frage der Interviewerin, was eigentlich der Grund für seinen Besuch war. Amichai sichert diesen Grund nicht, wie die meisten anderen, mit beruflichen Zwängen, menschlichen Verpflichtungen (obwohl auch hier zunächst der Besuch seiner alten Erzieherin genannt wurde) oder allgemeinen Reisen durch Europa ab, sondern führt ganz direkt die Neugier (des Dichters) an, *zu sehen was geschehen ist* (Z.8f.). In diesem Kontext nun erhält das Motiv der Zerstörung eine psychologische Deutung.

### Beispiel 22

Jehuda Amichai (Fortsetzung von Beispiel 21 nach kleiner Auslassung)

01 MD: waRUM bist du hingefahren eigentlich?=  
 02 JA: =gut (es war äh) wie geSAGT (um das leben dort) zu  
 03 sehen (.) jemanden dort geKANNt ( ) ganz=äh private  
 04 persönliche [( )]  
 05 MD: [ ja ja] aber HAST du das=äh (.) WAR das  
 06 etwas also DAS war doch=äh: gut.  
 07 JA: das war eine (wir reden jetz über) natürlich NEUGier  
 08 natürlich um zu sehen wie gesagt, (.) zu sehen was  
 09 geSCHEhen ist (--) ( ) was dazWISCHEN geschehen war  
 10 und auch die zerSTÖRung der: der stadt der kindheit  
 11 (-) (die) natürlich für mich=äh (irgendwie) es war für  
 12 mich GUT dass all dieses böse zerSTÖRT war nicht,  
 13 JA: mhm  
 14 die stadt der kindheit war zerSTÖRT  
 15 (2.0)  
 16 MD: äh: glaubst dass du NACHdem dass du das buch  
 17 geschrieben hast (---) HAST du dich etwas=äh ist dir  
 18 etwas LEICHTer geworden,  
 19 JA: äh::: ja gut natürlich das geht doch IMMER so  
 20 dass man wenn man sich etwas von der SEELE  
 21 SCHREIBT wie man so sagt (.) aber (2.0) ich hab das  
 22 geSCHRIEben (also es=äh) (1.0) der roman ist ja  
 23 geTEILT er ist zum teil in WÜRzburg und zum teil in  
 24 jerusalem (---) im geTEILten jerusalem.

*Es war für mich gut, dass all dieses Böse zerstört war* (Z.11f.) drückt keine bösartige Schadensfreude aus, sondern verwandelt dieses von so vielen sicherlich wegen seiner Symbolik verwendete Bild zu einer Metapher: *die Stadt der Kindheit war zerstört* (Z.14). Der Anblick der Zerstörung, der die meisten an das Leiden und den Untergang ihrer Familien und des ganzen deutschen Judentums erinnerte, hat auch eine kathartische Wirkung: er vermag Albträume zu heilen, aber auch von nostalgischen Erinnerungen, die längst keiner Realität mehr entsprechen, zu befreien. Diesen Aspekt spricht auch die Interviewerin an, indem sie Amichai nach den persönlichen Auswirkungen der dichterischen Verarbeitung dieser Konfrontation mit der Vergangenheit fragt (Z.16-18). Hier nun geht Amichai ganz zu seiner dichterischen Umsetzung über: Sein Protagonist erlebt eine

"Teilung seiner Persönlichkeit", was er "surrealistisch oder psychologisch" nennt: Ein Teil fährt nach Würzburg (geschrieben in der 1. Person), ein Teil bleibt im (geteilten!) Jerusalem (in der 3. Person geschrieben): "er ist gleichzeitig hier und auch dort". Auf die Rückfrage der Interviewerin "Ist dies der Fall von dir?" bejaht Amichai dies zunächst (vermutlich für die Zeit seiner Auseinandersetzung mit dem Thema in der erzählten Zeit: des realen Besuchs und der Zeitebene des Romans), verneint es dann jedoch für die Gegenwart, die Interviewzeit, heftig: Es sei der dichterische Ausdruck seiner (damaligen?) persönlichen Auseinandersetzung, "wie das allen geht, die zurückkamen".

Die "surrealistische" Teilung der Persönlichkeit im Roman, die den Protagonisten gleichzeitig in zwei verschiedenen Welten leben lässt, entspricht dem realen Bruch, den die Emigranten zwischen ihren zwei Leben erfuhren, die in keine Relation mehr zueinander zu setzen waren, und der zunächst u. U. nur durch Verdrängung des ersten Lebensabschnitts zu bewältigen war. Die erste Rückreise in die alte Welt erzwang die unmittelbare Konfrontation der unvereinbaren Lebensteile. Auf die Frage, wo er Zusammenhänge zwischen seinen "so verschiedenen Lebensabschnitten" in Europa und in Palästina/Israel sehe, antwortete Felix Wahle (siehe oben Beispiele 10 und 19):

Die Zusammenhänge bestehen nur in meiner Person, [...] es sind überhaupt keine gemeinsamen Belange da. [...] Ich habe das frühere Leben gelebt, es wurde abgeschnitten, ich hab' das neue Leben gelebt [...], aber ein ideologischer oder sonstiger Zusammenhang besteht in meinem Falle nicht.<sup>23</sup>

Hier zeigt sich also gerade nicht die identitätsstiftende Leistung des Erzählers, die Kontinuität und Kohärenz im Laufe der Lebensgeschichte herstellt (vergleiche Straub 2000:205) – zumindest wird diese Sicht von Felix Wahle explizit verweigert, auch wenn manche Aspekte seiner Selbstanalysen durchaus als Synthese von Erfahrungen aus beiden Lebensabschnitten gedeutet werden können.

Die individuellen Erfahrungen der Ausgrenzung, Entwurzelung, und des erzwungenen Identitätswechsels, gefolgt von der Auslöschung der alten Lebenswelt und der engsten Angehörigen in der Shoah, erschüttern die Gültigkeit des Koordinatensystems von Raum und Zeit ebenso wie die Einheit der Person: Das deiktische System des Ich, Hier und Jetzt findet keine referentiellen Entsprechungen mehr in der Vergangenheit – und damit auch keine sichere Verortung in der Gegenwart. In Amichais Roman ist dies im Titel bereits ausgedrückt: *Nicht von jetzt, nicht von hier* – und durch die Spaltung des Protagonisten-Ich. Der Schock des ersten Aufeinanderpralls der neuen Lebenswelt mit dem Schauplatz des abgebrochenen ersten Lebensabschnitts, der jedoch mit der Erinnerung nicht mehr identisch ist, löst bei den Betroffenen unterschiedlichste Reaktionen aus, wie an den Beispielen zu beobachten war: Vollständiges Ignorieren des realen Ortes Deutschland, Beschreibungs- und Kontaktverbot, spontane Aggression, Sprachverweigerung, Beschränkung auf ganz wenige "erlaubte" Themen und Gefühlsbeschreibungen. Alle diese Reaktionen aber sind narrativ konstruiert, spiegeln wider, was der Erzähler in der erzählten Zeit, aber auch in der Erzählzeit zugelassen hat bzw. heute zulassen kann oder will.

Trotz der Veränderungen durch zeitliche und räumliche Distanz, Erfahrungen, schrittweise Auseinandersetzung mit dem Geschehen und der Gewinnung neuer

---

<sup>23</sup> Vergleiche dazu genauer Majer (2012:258f.).

Souveränität in einer neuen Identität bleibt immer der Zwiespalt. Auch Amichais Interviewerin Du-nour (familiär selbst betroffen) bleibt im Interview noch lange beim Thema der "zwiespältigen Identität", und der Dichter konzediert, dass die "Auseinandersetzung", die er literarisch umgesetzt hat, "noch lange dauern" werde:

denn das Volk der Opfer und das Volk der Verfolger, die müssen beide das erkennen und weitertragen, das sind Zeugen der Geschichte.<sup>24</sup>

## 7. Literatur

Betten, Anne (Hg.) (1995): Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil I: Transkripte und Tondokumente (Phonai 42, mit CD). Tübingen: Niemeyer.

Betten, Anne (2000a): "Vielleicht sind wir wirklich die einzigen Erben der Weimarer Kultur". Einleitende Bemerkungen zur Forschungshypothese "Bildungsbürgerdeutsch in Israel" und zu den Beiträgen dieses Bandes. In: Betten, Anne / Du-nour, Miryam (Hg.), Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente. Tübingen: Niemeyer, 157-181.

Betten, Anne (2000b): Satzkomplexität, Satzvollständigkeit und Normbewußtsein. Zu syntaktischen Besonderheiten des Israel-Corpus. In: Betten, Anne / Du-nour, Miryam (Hg.), Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente. Tübingen: Niemeyer, 217-270.

Betten, Anne (2007): Rechtfertigungsdiskurse. Zur argumentativen Funktion von Belegerzählungen in narrativen Interviews. In: Redder, Angelika (Hg.), Diskurse und Texte. Festschrift für Konrad Ehlich zum 65. Geburtstag. Tübingen: Stauffenburg, 105-116.

Betten, Anne (2009): Berichten – Erzählen – Argumentieren revisited: Wie multifunktional sind die Textsorten im autobiographischen Interview? In: Taterka, Thomas / Lele-Rozentale, Dzintra / Pavidis, Silvija (Hg.), Am Rande im Zentrum. Beiträge des VII. Nordischen Germanistentreffens, Riga, 7.-11. Juni 2006. Berlin: SAXA, 227-243.

Betten, Anne (2011): Sprachheimat vs. Familiensprache. Die Transformation der deutschen Sprache von der 1. zur 2. Generation der Jeckes. In: Kohlross, Christian / Mittelmann, Hanni (Hg.), Auf den Spuren der Schrift. Israelische Perspektiven einer Internationalen Germanistik. Berlin / Boston: de Gruyter, 205-228.

Betten, Anne / Du-nour, Miryam (Hg.) (2000): Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente (Phonai 45, mit CD). Tübingen: Niemeyer.

<sup>24</sup> Vergleiche genauer zu dieser Stelle Betten/Du-nour (2004:250f., 408). Über die hier angesprochenen oder auch nur angedeuteten (vergleiche Amichais Hinweise auf das geteilte Jerusalem!) Spaltungen des Ich aufgrund bestimmter historischer Ereignisse und Konstellationen hinaus, erweitert der Dichter das Thema dann aber nochmals zu einer metaphysischen Aussage: "Ich glaube, jeder moderne Mensch ist geteilt. [...] Wir haben alle zwei Seelen. Wir sind alle einerseits und andererseits" (vergleiche Betten/Du-nour 2004:245).

Betten, Anne / Du-nour, Miryam (2004): Wir sind die Letzten. Fragt uns aus. Gespräche mit den Emigranten der dreißiger Jahre in Israel. Neuauflage Gießen: Psychosozialverlag.

Du-nour, Miryam (2000): Sprachbewahrung und Sprachwandel unter den deutschsprachigen Palästina-Emigranten der 30er Jahre. (Anhang: Modernes Hebräisch – die vorherrschende Sprache innerhalb der jüdischen Gemeinschaft in Palästina). In: Betten, Anne / Du-nour, Miryam (Hg.), Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II: Analysen und Dokumente. Tübingen: Niemeyer, 182-216.

Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen: Leske / Budrich.

Majer, Martina (2012): Stimmen gegen das Vergessen: Interviews mit jüdischen Emigranten. Tübingen: Stauffenburg.

Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen / Basel: A. Francke.

Schwitalla, Johannes (2010): Emigrationserzählungen. Vortrag auf der Vierten Tagung Deutsche Sprachwissenschaft in Italien (Rom, 4. – 6. Februar).

Schwitalla, Johannes (2012): Raumdarstellungen in Alltagserzählungen. In: Kern, Friederike et al. (Hg.), Erzählen als Form – Formen des Erzählens. Berlin / Boston: de Gruyter, 161-200.

Selting, Margret et al. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). In: Linguistische Berichte 173, 91-122.

Straub, Jürgen (2000): Biographische Sozialisation und narrative Kompetenz. Implikationen und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Denkens in der Sicht einer narrativen Psychologie. In: Hoernig, Erika (Hg.), Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, 137-163.

Thüne, Eva / Leonardi, Simona (2011): Wurzeln, Schnitte, Webemuster. Textuelles Emotionspotenzial von Erzählmetaphern am Beispiel von Anne Bettens Interviewkorpus "Emigrantendeutsch in Israel". In: Kohlross, Christian / Mittelmann, Hanni (Hg.), Auf den Spuren der Schrift. Israelische Perspektiven einer Internationalen Germanistik. Berlin / Boston: de Gruyter, 229-246.

## **Die Erzählungen des sprachlosen Leibs. Körpererfahrung und Identität im Erzählkorpus "Emigrantendeutsch in Israel (1. Generation)"**

**Eva-Maria Thüne**

Wenn hier im Titel vom "sprachlosen Leib" die Rede ist, dann sind damit nicht non-verbale Zeichen im Bereich Mimik, Gestik oder Körperhaltung beim Sprechen gemeint. Es geht mir auch nicht um die 'auratische' Seite des Sprechens, wenn durch die Modulation der Stimme, der Lautstärke, des Klangs, Assoziationen entstehen. Ich greife vielmehr eine Metapher von Gabriele Rosenthal auf, die im Zusammenhang mit biographischen Erzählanalysen feststellt, dass in Lebensgeschichten der Bereich der Körpererfahrung oft gar nicht oder meist nur negativ besetzt vorkommt (Rosenthal 1995:100):

Im Laufe der Sozialisation lernt man, welche Bereiche des Lebens in welchen Situationen erzählbar sind, welche besser verschwiegen werden und welche Darstellungsformen angemessen sind. [...] Der 'sprachlose Leib' in biographischen Erzählungen, der meist nur in der Einbettung in einer Krankengeschichte als Thema auftaucht, jedoch kaum bei Lusterfahrungen, ist zum Teil Ausdruck einer solchen Regel.

Vielleicht ist es die Erfahrung oder Erkenntnis solcher Sprachlosigkeit, die dazu geführt hat, dass der Körper in den letzten Jahrzehnten mehrfach Anlass von Untersuchungen oder künstlerischem Ausdruck wurde. Im Rahmen der Metapherntheorie, der Gender-Diskussion und der Identitätsdebatten in verschiedenen Disziplinen haben sich immer wieder gerade Wissenschaftlerinnen und Künstlerinnen damit auseinander gesetzt.

Ein wesentlicher Beitrag im Bereich der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung stammt von Anke Abraham (2002). Ihre Untersuchungen zeigen eindrucksvoll, wie Aussagen zum Thema 'Körper' Gefahr laufen, Allgemeinplätze oder Banalitäten zu werden (Abraham 2002:422):

'Körperwissen' (als Wissen über den Körper) kann als Teil des lebensweltlichen Wissensvorrats aufgefasst werden, und es ließe sich in Analogie zum lebensweltlichen Wissensvorrat eine 'Landkarte' zeichnen, in der unterschiedliche Zonen der Bekanntheit und Vertrautheit (bzw. der Unbekanntheit und Fremdheit) mit körperbezogenen Wissensbeständen eingetragen und einzelne Bereiche mit ihrer je spezifischen inhaltlichen Füllung und ihrem Bezug zueinander markiert werden.

Die eingeschränkte individuelle Ausdrucksfähigkeit lässt sich auch an der Wahl der Bereiche feststellen, die überhaupt angesprochen werden, und viele der kulturrell verankerten Körpermuster zeigen, wie sehr er sexualisiert, distanziert und tabuisiert wird. Das Wissen über den Körper befindet sich in einer Grauzone, besonders das Gewohnheitswissen, die Routinen des Alltags (vergleiche dazu Jeggle 1983; Wiedemann 1995). Selbst wenn der Leib nicht immer sprachlos bleibt, ist es gleichwohl schwierig, das Wissen darüber in Worte zu fassen. Oft greifen wir in solchen Situationen, bei tabuisierten Themen auf sprachliche Schablonen, Vergleiche und Bilder zurück, die kulturspezifisch verankert und vorgegeben sind. In diesem Zusammenhang betont Abraham mehrfach, dass die Bereiche körperbezogen

genen Wissens in ihrer Dichte, in der Art der inhaltlichen Füllung und in ihrer Kontextualisierung deutlich in geschlechtsspezifischer Hinsicht variieren.

Alltagswissen wird prekär, wenn die Selbstverständlichkeit des Alltags aufgehoben ist und Menschen in Umbruchs- oder Krisenzeiten neu nachdenken und sich artikulieren müssen. Migration ist für die meisten eine einschneidende, oft traumatische Erfahrung, die auf unterschiedliche Weise verarbeitet, konzeptualisiert und besprochen wird. Dies trifft in kaum zu überbietender Schärfe für die deutschsprachigen Juden zu, die über ihre Emigration nach Palästina mit Anne Betten sprachen.<sup>1</sup> Aber nicht nur die Migration selber führt zum Aufbrechen von Lebensformen und Ritualen, auch die neuen klimatischen Bedingungen, die Orientierung in einer neu zu schaffenden sozialen Wirklichkeit verändern den leibhaften Zugang zur Welt.

Ich möchte daher auf der Grundlage ausgewählter Stellen aus Anne Bettens Erzählinterviews der 1. Generation zeigen:

- (1) wie Körpermetaphern Ausdruck existenzieller Spannungen werden,
- (2) wie die Thematisierung des Körpers und der Körpererfahrung Identitätsprozesse markiert.

## 1. Körpermetaphern

Metaphern sind häufig Ausdruck für nicht spezifisches Wissen, das sich in konventionellen Ausdrücken verbirgt (interessanterweise wird in diesem Zusammenhang oft von 'toten Metaphern' gesprochen). Gleichwohl enthalten Metaphern sedimentiertes kulturelles Wissen und Alltagswissen über den Körper. Nach der Auffassung der kognitiven Linguistik (z. B. Lakoff & Johnson 1980 und 1999) stehen hinter den verschiedenen sprachlichen Formen der Metaphern rekonstruierbare Konzepte, deren Zahl beschränkt ist. Die für Metaphern kennzeichnende Übertragung besteht darin, Beziehungen aus einem Bereich, der in einfachen und wiederholten körperlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen verankert ist (zum Beispiel Reise, Ursprungsbereich) und sich deswegen leicht in Worten fassen lässt, in einen Bereich zu projizieren, der unscharfe Konturen hat und der mit komplexeren Erlebnissen verbunden ist (zum Beispiel Liebe, Zielbereich; das Ergebnis ist das metaphorische Konzept: Liebe ist eine Reise). In diesem Übertragungsprozess bilden Metaphern zum einen den Bildhorizont, vor dem einzelne Szenen verstanden werden können, zum anderen verweisen sie immer wieder auf verbindende übergeordnete Themen (zum Thema der Identitätskonstruktionen durch Metaphern im Israel-Korpus siehe Leonardi (2010)).

Bildliche Ausdrücke, Metonymien und Metaphern sind mithin Träger kognitiver und emotionaler Strukturen. Eine besondere Gruppen bilden die sogenannten Somatismen, das sind Phraseologismen, in denen ein Körperteil oder Organ in-

<sup>1</sup> Von 1989 bis 1994 wurden von und unter der Leitung von Anne Betten in Israel autobiographische offene Erzählinterviews mit 170 deutschsprachigen Emigrant/inn/en der 30er Jahre auf Kassette aufgezeichnet (Dauer zwischen 60 und 120 Minuten). 142 dieser Aufnahmen wurden am Institut für Deutsche Sprache (IDS) Mannheim digitalisiert und archiviert (vergleiche "Emigrantendeutsch in Israel"). Außerdem liegen von 14 Interviews vollständige Transkripte vor, um Eindrücke vom Ablauf der Gespräche zu ermöglichen; einige davon sind mit einem Tonträger verbunden. Die Publikationen Phonai 42 (Betten et al. 1995) und 45 (Betten et al. 2000) enthalten Teiltranskripte.

volviert ist (zum Beispiel Heringer 2004:176ff.). Sie stellen im Deutschen etwa 20% aller idiomatischen Wendungen, benennen komplexe Erfahrungen, die mit bestimmten Körperstellen verankert sind, und gehen mit Bewertungen einher. Körperteilbezeichnungen (Somatismen) als Konstituenten von Phraseologismen zeigen eine besonders auffällige phraseologische Bildungsfreudigkeit. Dies könnte damit zusammenhängen, dass so naheliegende Dinge wie Teile des eigenen Körpers im menschlichen Leben offenbar den Ausgangspunkt für viele metaphorische Vergleiche bilden. Dazu führt Monika Schwarz-Friesel aus (2007:61):

In der Sprache spiegelt sich das Erleben der engen Interaktion von Emotionen und Körperbefinden in zahlreichen Wendungen und Phraseologismen wider, welche die Konzeptualisierung des Einflusses von emotionalen Erlebenskategorien auf lebensnotwendige Organe und Organfunktionen repräsentieren: [...] Das Herz zerbrach ihm. [...] Die Angst sitzt ihm im Nacken. [...] Sie hatte Schmetterlinge im Bauch. Dass emotionale Zustände und Prozesse eng und oft untrennbar mit körperlichen Empfindungen verbunden sind, steht also außer Frage.

Beispiele dafür sollen in den nächsten beiden Abschnitten gezeigt werden.

### 1.1. Mit der Muttermilch einsaugen

Das erste Beispiel stammt aus dem Interview mit Betty Kolath, die als Betty Lewy 1908 in Stettin geboren wurde und aus einer zionistischen Familie kam. Nach einer Ausbildung als Kindergärtnerin und Besuch der Kunstakademie, emigriert sie 1934 nach Palästina und übt danach verschiedene Tätigkeiten aus, zum Beispiel Berufsberatung, aber auch künstlerische Arbeit. Betty Kolath (BK) ist zum Zeitpunkt des Interviews (1991) 83 Jahre alt.

*Beispiel 1<sup>2</sup>*

BK Ich hab das Wort Kultur nicht gerne. Aber es ist, da gibts jemand, der gesagt hat, wenn du das Wort Kultur usw. Sie wissen, worauf ich anspleie. Ähm äh ich, ich hab den Ausdruck auch nicht gerne. Es gibt vielleicht ein, einen anderen Ausdruck dafür, es ist so ne Art zu Denken oder Art von, die man mit der Muttermilch eingesogen hat. Sehen Sie, wenn ich, fällt mir, sagen wir mal, plötzlich ein, ein Zitat ein, nicht, das, das, das passt. Das muss man sagen.

Hier sucht Betty Kolath nach einem passenden Ausdruck, um das zu benennen, was sie mit den anderen deutschstämmigen Israelis verbindet. Das Wort 'Kultur' will sie vermeiden, vielleicht, weil dadurch die Verbindung auf eine abstrakte Ebene gehoben würde. Stattdessen greift sie, nach einem ersten Zögern (*es ist so ne Art zu Denken oder Art von*), auf den idiomatischen Ausdruck "die man mit der Muttermilch eingesogen hat" zurück. In diesem auf das Bild der Nahrungsaufnahme verweisenden 'Somatismus', der auf Körperteile und -flüssigkeiten Bezug nimmt, fließen verschiedene Informationen zusammen, deren Analyse man Betty Kolaths vielschichtige Gedankenführung entnehmen kann. Der Ausdruck

<sup>2</sup> Die vorliegenden Transkriptionen sind direkt aus dem Korpus "Emigrantendeutsch in Israel" entnommen, ohne weitere Anpassungen an die Transkriptionsnormen von GAT 1.

- hat eine existenzielle Bedeutung (wie Nahrungsaufnahme Bedingung zum Leben ist);
- spiegelt einen natürlichen, angeborenen Vorgang wider (die Nahrungsaufnahme deutet auf das Individuum als stoffwechselbedürftigen Organismus hin);
- geht auf die früheste Kindheit zurück (*Muttermilch*). Mit dem Verweis auf *Muttermilch* wird die Natürlichkeit des Prozesses betont, denn die Muttermilch ist die erste Nahrung, das Essen, das "aus der Natur per se dafür da ist, die Menschen zu ernähren" (Setzwein 2004:18).

Die Körpermetapher lässt verschiedene Aspekte des komplexen Themas der persönlichen Prägung aufleuchten, hier in einer positiven Wendung. Aber auch negative Aspekte können durch Metaphern besonders deutlich werden (siehe unten).

## 1.2. Metapherncluster

Metaphorische Formulierungen erscheinen oft in Texten nicht vereinzelt, sondern werden als fortgesetzte Metaphern entwickelt, wenn Repräsentationen aus dem Zielbereich X systematisch mit Repräsentationen aus dem Ursprungsbereich Y ersetzt werden. Auf diese Weise entstehen umfangreiche Metaphernkomplexe, die durch Kohärenz, Anaphern und gesteuerte Kotextualisierung einzelner Verstehensaspekte gekennzeichnet sind (vergleiche dazu Schwitalla 2006:162f.). Wenn in einem Satz oder mehreren direkt aufeinander folgenden Sätzen metaphorische Ausdrücke aus verschiedenen Ursprungsbereichen in enger Abfolge erscheinen, können sie sich zu Metaphernclustern entwickeln (vergleiche Semino 2008).

Das soll durch ein Beispiel im Interview mit Moshe (Max) Ballhorn (MB) veranschaulicht werden.

Moshe (Max) Ballhorn wurde 1913 in Berlin geboren und war Kaufmännischer Angestellter. 1933 erfolgt die Emigration nach Palästina, wo Ballhorn anfangs u.a. Bauarbeiter ist, später Polizeioffizier und schließlich Reiseleiter. Im Interview mit Anne Betten (1990) kommt er nach knapp siebzig Minuten auf den Unterschied zwischen seiner Generation und der seiner Kinder zu sprechen.

### Beispiel (2)

MB (68':43")

Da ist wieder der Unterschied zwischen deutschen Juden und den Zugereisten, wissen Sie, die Nachkomm/ von denen die, unsere Kinder, sagen wir mal, das waren nie deutsche Juden, die waren keine deutschen Juden, die sind nicht in Deutschland zur Schule gegangen, die haben das Deutschtum nicht mit Löffeln gefressen, verstehen Sie und nachher ein Tritt in Hintern gekriegt, die haben das niemals erlebt. Die haben niemals dieses tiefe seelische Erlebnis gehabt, ausgestoßen zu werden, rausgeschmissen zu werden aus ihrer Heimat.

(69':15")

Durch die Metapher 'das Deutschtum mit Löffeln fressen' wird Erziehung/Tradition als Zu-Sich-Nehmen von Nahrung verstanden; die Registermarkierung in 'fressen' verweist auf das Zwanghafte der Handlung. Dahinter steht die Konzeptualisierung: *Erziehung ist Essen*, mit der der Fokus sich auf den menschlichen Körper als Behälter von etwas richtet (zum Thema des menschlichen Körpers als Behälter vergleiche Lakoff 1987). Diese körperliche Dimension wird verstärkt durch *nachher ein Tritt in Hintern gekriegt*. Hier wird der Mensch in einer Welt gesehen, in der er würdelos wie ein Gegenstand von anderen aus der sozialen Beziehung gewaltsam herausgeworfen wird. Beide Metaphern greifen das Bild des Körpers als Behälter auf, einmal durch die Vorstellung des 'drinnen' (*das Deutschtum mit Löffeln fressen*) und zum anderen durch das 'draußen' (*ein Tritt in Hintern gekriegt*), eine Vorstellung, die durch die dritte zusammenfassende Wendung noch einmal vertieft wird: *dieses tiefe seelische Erlebnis gehabt, ausgestoßen zu werden*. Durch diese Reformulierung zeigt sich auch die jeweilige Distanzierung beziehungsweise Tabuisierung der Körperteile.

Die Metaphern folgen so aufeinander, dass ein emotionales Crescendo entsteht, das dann in dem komplexen Ausdruck *dieses tiefe seelische Erlebnis gehabt, ausgestoßen zu werden, rausgeschmissen zu werden aus ihrer Heimat* bewertet wird. Dadurch wird ein emotionales Textpotenzial wirksam, wobei durch den deutlich umgangssprachlich markierten Somatismus *einen Tritt in den Hintern kriegen* eine negative Wertung mitklingt. Es handelt sich dabei um eine typische Textpassage mit einem Metapherncluster (vergleiche dazu Thüne/Leonardi 2011): Die ersten beiden Metaphern werden so benutzt, dass eine Bewertung der komplexen Erfahrung einher geht, anschließend wird die zugrunde liegende Erfahrung noch einmal in einer dritten bildhaften Wendung wiederholt ('dieses tiefe seelische Erlebnis gehabt, ausgestoßen zu werden') und schließlich noch einmal zusammen gefasst: 'rausgeschmissen zu werden aus ihrer Heimat'.

Fassen wir zusammen: Auf der "Landkarte körperbezogenen Wissens" (Abraham siehe oben) gibt es Bereiche, die positiv besetzt sein können, wie es zum Beispiel im Somatismus 'mit der Muttermilch einsaugen' deutlich wurde. Und es gibt das Gegenteil: distanzierte oder tabuisierte Bereiche, die mit negativen Gefühlen und körperlichen Reaktionen oder mit Scham einhergehen; dazu können wir die Metaphern im letzten Textbeispiel zählen. Es sind Metaphern, die Lebenserfahrungen konkretisieren. In beiden Fällen wird der Körper thematisiert, es geht allerdings um die Körperrepräsentation auf symbolischer Ebene, keineswegs schon um subjektive Körpererfahrungen. Diese werden in folgenden Abschnitten besprochen.

## 2. Der Körper als Identitätsmarker

Ich sagte eingangs, dass in Umbruchssituationen Lebenspläne verlassen werden und an solchen Schnittstellen die Notwendigkeit der Selbstvergewisserung größer wird, sei es, um Kontinuitäten zu erkennen, sei es, um Risse und Übergänge, die auch mehrere Generationen betreffen, zu besprechen (vergleiche dazu Thüne/Leonardi 2011). Man spricht in solchen Momenten auch davon, 'auf sich selbst zurückgeworfen zu sein', und meint damit meistens eine intensivere Wahrnehmung der eigenen Leiblichkeit (Abraham 2002:132):

Ein zentrales Strukturelement von Biographien ist die 'Leibhaftigkeit' des Menschen, seine Gebundenheit an einen Körper und seine Leibhaftigkeit. Der Körper erlaubt einen doppelten Zugang zur Welt: einen passiv-rezeptiven und einen aktiv-verändernden; er begrenzt zugleich das Spektrum der möglichen Erfahrungen und Handlungen sowie den Handlungsrahmen.

Die Erzählungen aus dem Korpus "Emigrantendeutsch in Israel" über die Anfangszeit im damaligen Palästina ermöglichen genau das: einerseits die analytische Außenschau (was passiert mit dem Körper dort), als auch den Perspektivwechsel hin zur Innenschau (wie fühle ich mich dabei), den Wechsel vom gesehnen zum gespürten Leib. In Untersuchungen verschiedener Disziplinen wurde betont, dass der Körper ein Speicher von Erfahrungen und Sitz impliziten Wissens ist; mit anderen Worten: Erinnerung wird im Wesentlichen körperlich gespeichert (eine umfassende Darstellung gibt außer Abraham (2002) auch Draaisma (2004)). In den folgenden Erzählungen lässt sich verfolgen, wie Körpererfahrungen versprachlicht werden.

## 2.1. Der neue Körper

Beginnen möchte ich mit einer Erzählung von Moshe (Max) Ballhorn.

### Beispiel (3)

MB [...] Also nach viel Mühe hat **man** mir eine Arbeit verschafft, ein Tag und zwar war das, **man** hat da Beton gegossen mit diesen Töppen da, so eine kleine Betonmaschine und **da musste man Betoneimer schleppen**, d.h. wenn der Beton 5 rausgegossen wurde **von der Maschine musste man ihn dahin schleppen**, wo er verwendet worden ist. Das war im Juli dreiunddreißig und da habe **ich** ein Tag dann gearbeitet und **ich war nicht schwach** als neunzehnjähriger Junge. Und wie ich da fertig war, habe ich gesagt, 10 **das ist keine Arbeit für mich, das ist eine Arbeit für jemand, der Vater und Mutter totgeschlagen hat. Und torkelte dann nach Hause** und da kam ein schöner, war für mich ein Palmenhain, das ist die irgendeine Straße da, heute ne Prachtstraße und da waren schöne Palmen und 15 **da habe ich mich hingelegt und erst mal eine halbe Stunde gepennt** und dann bin ich weitergegangen. Und da kam ich in die Stadt rein und da sah ich eine, so eine Bude, da hat man dieses Wasser verkauft, dieses gazzozi, wie heißt das auf Deutsch, Leichte Getränke.

AB Limonade.

MB Limonade, ja, [...] haben wir gesagt. Also da stand eine Tafel dran und da stand dran, ein [...]Verkäufer, Limonadenverkäufer gesucht, sage ich, buh, das ist meine neue Arbeit. Und ich gehe hin und sage, **ich suche Arbeit vom Betonschleppen hatte ich genug**. Und da sagt er, du willst 25 Arbeit haben? sage ich, ja, was verdient man denn da im Monat. Sagt er, vier Pfund. Vier Pfund, das war schon, davon konnte man leben. Da hat er gesagt, vier Pfund, aber dich nehme ich nicht, du gehst auf den Bau arbeiten, du kommst mir hier nicht rein und er hat er mich nicht 30 angenommen als [...] Verkäufer und ich bin weitergegangen (LACHT).

AB Da hat er auf einen Schwächeren gewartet. Aber sehr verantwortungsbewusst.

MB Er hat gesehen, wen er vor sich hat. Und dann, das war einfach der Klimawechsel, verstehen Sie, das war unmöglich.

35 Wir sitzen jetzt hier. Gehen Sie mals raus, hier arbeiten. Als Frau sogar. Ich würde jetzt nicht arbeiten gehen, Betoneimerschleppen, heute noch nicht. Also, dann habe ich Arbeit gesucht und dann habe ich auch welche gefunden auf dem Bau und und (KURZE UNTERBRECHUNG)

40 Also dann haben wir eine Baukooperative gegründet, waren ungefähr 20 Leute, wir haben Bauten übernommen, wir hatten uns einen Fachmann genommen, ein Mann, der was von Bauten verstand, keiner von den zwanzig hatte jemals was mit dem Bau zu tun gehabt und wir haben angefangen zu bauen. Also

45 wie fängt man einen Neubau an, mit Graben, man gräbt. Nun graben Sie mal im Juli an der Küste von Tel Aviv in den Boden und anderthalb Meter Löcher, sehen Sie, aber wir habens gemacht. Und wir habens geschafft und wir haben die Löcher gegraben und wir haben und wir haben die Fundamente gegossen und haben langsam das Haus aus dem Boden aufgehoben unter Aufsicht und wir haben dabei gelernt alle zwanzig. Und nachdem der Bau fertig war von Stümpern aufgebaut, und - merkwürdigerweise - er steht heute noch, er steht heute noch.

Diese narrative Sequenz, in der es darum geht, wie der gerade aus Deutschland angekommene Ballhorn Arbeit findet, kann in drei Einzelszenen aufgeteilt werden.

Im Zentrum der 1. Szene (1-15) steht, wie *man mir eine Arbeit verschafft* hat, wobei unklar bleibt, wer sich hinter diesem 'man' verbirgt (*man* vs. *ich*, vergleiche Z.15<sup>3</sup>). Die Arbeit, Betoneimer schleppen, erweist sich als ungeeignet, da zu schwer. Ballhorn macht eine körperliche Grenzerfahrung, die er mit Hinweis auf objektive Bedingungen (das Klima), nicht allein mit subjektiver Befindlichkeit erklärt: *ich war nicht schwach*.

Der Erzähler bewertet diese Arbeit mit einer bildhaften Wendung: *ist keine Arbeit für mich, das ist eine Arbeit für jemand, der Vater und Mutter totgeschlagen hat* (Z.10-11). Der Kern dieser hyperbolischen Aussage ist moralisch: diese Arbeit ist für jemanden, der keine menschlichen Beziehungen, noch nicht einmal zu den Eltern respektiert, jemand, von dem Ballhorn sich abgrenzt. Diese soziale Abgrenzung basiert auf einer Körpererfahrung, die so stark ist, dass sie als unmenschlich angesehen wird. Ballhorn spricht dann von Erholung in schöner Umgebung, körperliche Entspannung tut not: *da waren schöne Palmen und da habe ich mich hingelegt und erst mal eine halbe Stunde gepennt und dann bin ich weitgegangen* (Z.14-16).

In der darauffolgenden 2. Szene *leichte Getränke* (Z.16-32) muss sich der Erzähler mit einem Gesprächspartner auseinandersetzen. Der Limonadenverkäufer kennt ihn nicht, schätzt ihn aufgrund seiner körperlichen Erscheinung ein (*Er hat gesehen, wen er vor sich hat*) und stellt ihn nicht ein: *aber dich nehme ich nicht, du gehst auf den Bau arbeiten, du kommst mir hier nicht rein* (Z.28-29).

<sup>3</sup> Zur Analyse der Personalpronomen für die Konstruktion von Identität in den Interviews vgl. Betten (2007).

Es kommt im Gespräch zu einer Konfrontation zwischen dem Erzähler und dem Händler, denn dessen körperliche Einschätzung zeigt, wie sehr der Körper in ein Netz von Deutungen und Erwartungen eingespannt ist. Der Mensch soll nach seinen Fähigkeiten am richtigen Platz etwas leisten.

In dem argumentierenden Zwischenteil (Z.33-37) betont Ballhorn noch einmal die klimatischen Bedingungen im Land, die die körperliche Erfahrung beeinflussen.

In der abschließenden 3. Szene (Z.37-54) findet der Erzähler eine Arbeit oder besser gesagt, er schafft sich selber eine Arbeit: *dann haben wir eine Baukooperative gegründet*.

In dieser Kooperative werden die physischen Schwierigkeiten (Julihitze, der Boden von Tel Aviv) und die mangelnde Kompetenz (*keiner von den zwanzig hatte jemals was mit dem Bau zu tun gehabt*) überwunden. Dadurch entsteht eine neue soziale Gemeinschaft, in der die alten Identitäten nicht mehr entscheidend sind: *Und nachdem der Bau fertig war von Stümpern aufgebaut, und – merkwürdigerweise – er steht heute noch, er steht heute noch* (Z.51-54).

Die früher Unwissenden (*Stümper*) haben alle Schwierigkeiten überwunden, sie haben ein Fundament gelegt, etwas gebaut, was heute noch besteht, ihre körperliche Arbeit trägt bis heute.

Die Erzählung zeigt detaillierte Körperbeschreibungen. In der ersten Episode wird das Verb *schleppen* mehrfach genannt, die erste Arbeit ist so schwer, dass Ballhorn danach das körperliche Gleichgewicht verliert: *torkelte dann nach Hause* (Z.11f.). Es ist dies eine Beschreibung seiner körperlichen Reaktion auf die innere Ablehnung dieser zu harten Arbeit (*das ist eine Arbeit für jemand, der Vater und Mutter totgeschlagen hat*, siehe oben), nach der der Körper eine Ruhepause braucht. Im Gegensatz dazu steht in der zweiten Episode die zu leichte Arbeit des Limonadenverkäufers (Z.22ff.). Der gerade erst angekommene Ballhorn würde aus rein egoistischen Gründen diese Arbeit gern annehmen, aber für die soziale Gemeinschaft wäre das problematisch, da sie unter den körperlichen Möglichkeiten Ballhorns liegt. Diese Einsicht entwickelt das erzählende Ich im Dialog.

Erst in der dritten Episode findet Ballhorn eine angemessene Tätigkeit, allerdings nicht als Einzelner, sondern im Kollektiv, das gemeinsam die körperlichen Schwierigkeiten überwindet und sich weiter entwickelt: *wir haben die Löcher ge graben und wir haben und wir haben die Fundamente gegossen und haben langsam das Haus aus dem Boden aufgehoben unter Aufsicht und wir haben dabei gelernt alle zwanzig* (Z.48-51).

Es geht hier um einen intensiven Prozess der Selbstreflexion, in dem die Körperwahrnehmung, das Selbstbild und Selbstverständnis in Bezug auf den eigenen Körper, die Erwartungen an den Körper und die Haltungen dem Körper gegenüber und seine symbolische Darstellung eine wichtige Rolle spielen. Die Erzählung der subjektiven Körpererfahrung enthält argumentative Passagen, in denen Ballhorn immer wieder auf die objektiven klimatischen und geographischen Bedingungen verweist, die seine Reaktion nicht als Scheitern verstehen lassen. Denn Körperpräsentationen haben eine organische Seite, sind aber eng mit dem subjektiven Erleben der Personen verbunden und immer auch auf einer symbolischen Ebene angesiedelt (vergleiche Abraham 2002:34).

In der Erzählsequenz wird die sozialethische Vorstellung: 'du sollst etwas Gutes leisten in der Gemeinschaft' im Prozess einer persönlichen Identitätsfindung

illustriert. Diese wird konstruiert als Überwindung des Individualismus durch Nutzbarmachen der eigenen Körperkräfte. Die Arbeit ist dabei sicher einer der Grundpfeiler der Vergesellschaftung des Individuums (vergleiche Abraham 2002: 459). Der Körper führt so zu einer individuellen Grenzerfahrung, ist aber auch Ressource, um eine neue soziale Identität zu finden, sozusagen einen gemeinsamen sozialen Körper. Dazu tragen sprachlich außer den Körperbescheinigungen auch der Gebrauch der Personalpronomina bei (Wechsel von *ich* zu *wir*).

## 2.2. Kaltes Wasser

Die folgenden Erzählsequenzen stammen von Clara Bartnitzki (CB), geboren in Frankenberg/Eder in der großbürgerlichen Familie Stern, Interview: Kristine Hecker (KH). Clara Bartnitzki emigriert nach dem Abitur 1933, arbeitet anfangs als Köchin, dann dreißig Jahre in einem Moschaw, in der Landwirtschaft, später übernimmt sie soziale Tätigkeiten.

### Beispiel (4)

CB [...] Wir haben al/ alle Malaria gehabt, und ich hab zweimal Typhus gehabt, an sich auch eine Sache, die die äh an sich kann man nur einmal Flecktyphus haben, aber ich habs zweite Mal auch bekommen. Aber da gabs schon dann Antibiotika und äh + und a amö/ Amöbendisenterie habe ich bekommen und ach. Diese Krankheiten haben sehr viel za/ uns sehr viel zugesetzt. Ich bin mit Chinintabletten in der Tasche in pardes arbeiten gegangen. Ich hab 38 Kilo gewogen, können sich vorstellen, wie was für ein Heldin ich, aber ich hab mit dieser großen schweren Hacke gearbeitet. Man mußte. Und man, das ist der Unterschied zwischen uns und der jetzigen Generation, wir haben so mit Freude gearbeitet, und heute + arbeitet man, man man arbeitet nicht mehr, man hat keine Freude an seiner Arbeit. Es muß alles da sein, die Kinder müssen gleich ne Wohnung mit drei Zimmer, mit allen elektrischen Maschinen haben; wenn das nicht ist, dann ist man todunglücklich. Ich hab noch gestanden und die Windeln auf dem keresh gewaschen, ja, auf dem + Sie wissen doch, so ein

KH Waschbrett

20 Ja, Waschbrett, ja, + hat man Waschbrett in Deutschland gesagt, ja, ich glaube, + in der glühenden Sonne + bin auch mal ohnmächtig zusammengebrochen dabei. + Und es war alles gut. Wir sind doch aus anderen Verhältnissen gekommen. Ich hab nicht gewußt, was Wäschewaschen war. Wir hatten zu Hause ein Dienstmädchen und eine Waschfrau, schon die die Großeltern hatten, und eine Bügelfrau und hinterher eine Flickfrau. Es war al/, + ich hab den Finger nicht in kaltes Wasser stecken müssen, und plötzlich bin ich eine eine poelet geworden, eine eine Arbeiterin geworden, die alles gemacht hat. Wie ich meiner Mutter geschrieben habe, daß ich + alle Fußböden selber mache und und und kuche und und in pardes arbeiten gehe, da hat sie geschrieben, wie kannst du das? Wie ist das möglich? Wie hältst du das aus? Und dabei eben Malariafieber gehabt und mit Chinintabletten, und 35 wissen Sie, die Chinintabletten sind sehr unangenehm. Die gehen zum Teil aufs + aufs Sehen oder aufs Hören. Es gibt

Leute, die hören schlecht danach oder sehen. Bei mir, eine ganze Weile hab ich sehr schlecht gehört, aber mein Ohr, Gott sei Dank, + das is äh in Ordnung. Aber so hat man mitgemacht. Und man hat es gerne getan. Man hat sich gefreut.

### Beispiel (5)

CB Ich hab noch, wir haben angefangen mit der Ziege. Ich hab noch gestanden und gesessen und die Ziege gemolken, und sie hat mir den Schwanz ins Gesicht gehaut und so weiter.  
5 Ich hab früher nicht gewußt, was heißt melken. Alles hat man gelernt. + Wo ein Wille, ist ein Weg, wissen Sie.

Das Thema Arbeit steht auch in der Erzählung von Clara Bartnitzki im Vordergrund, wobei sie ausführlicher noch als Ballhorn die enormen körperlichen Anstrengungen, denen sie in diesen ersten Jahren ausgesetzt war, beschreibt: *ich hab 38 Kilo gewogen, können sich vorstellen, wie was für ein Helden ich, aber ich hab mit dieser großen schweren Hacke gearbeitet* (Z.8-10) oder in Beispiel (5): *Ich hab noch gestanden und gesessen und die Ziege gemolken, und sie hat mir den Schwanz ins Gesicht gehaut und so weiter.*

Auch Clara Bartnitzki kommt an ihre körperlichen Grenzen. Im Gegensatz zu Ballhorn berichtet sie aber auch von lebensbedrohenden Krankheiten (Malaria, Flecktyphus, Amöbendisenterie) und starker körperlicher Beeinträchtigung: *in der glühenden Sonne + bin auch mal ohnmächtig zusammengebrochen dabei*, (Z.21-22), *eine ganze Weile hab ich sehr schlecht gehört* (Z.37). Die Beschreibungen zeigen die Intensität und emotionale Besetzung der körperlichen Erfahrung, die primär durch die äußeren Faktoren, die auf den Körper einwirken, geprägt ist.

Gemeinsam ist der Perspektive von Bartnitzki als auch der von Ballhorn, dass sie die Überwindung der körperlichen Schwierigkeiten in den Vordergrund stellen. Auffällig ist dabei die positive Wertung und Kommentierung und der damit verbundene Wechsel von *ich* zu *man*: *Aber so hat man mitgemacht. Und man hat es gerne getan. Man hat sich gefreut* (Z.39-41).

Deutlich wird dies auch im Textabschnitt (5), wo Clara Bartnitzki ihre Einstellung durch eine idiomatische Wendung untermauert. Sie spricht sozusagen mit der Stimme der Allgemeinheit: *Alles hat man gelernt. + Wo ein Wille, ist ein Weg, wissen Sie.*

Das persönliche *ich* wird durch das unpersönliche *man* ersetzt. Es handelt sich nicht um das kollektive *wir* wie im Fall von Ballhorn, sondern in dem unpersönlichen *man* zeigt sich eine abstrakte Instanz, deren Werte das persönliche *ich* zu seinen eigenen macht, obwohl es an seine Grenzen kommt. Die persönliche körperliche Erfahrung und deren Akzeptanz auf der Ebene der Bewertung stehen in einem stärkeren Spannungsverhältnis als in der Erzählung von Moshe Ballhorn.

Dazu trägt noch ein weiterer Aspekt bei: Clara Bartnitzki beschreibt auch ihre bürgerliche Herkunft, ein wichtiger Aspekt davon ist, dass sie nicht an körperliche Arbeit gewöhnt war: *Wir sind doch aus anderen Verhältnissen gekommen. Ich hab nicht gewusst, was Wäschewaschen war. Wir hatten zu Hause ein Dienstmädchen und eine Waschfrau, schon die die Großeltern hatten, und eine Bügelfrau und hinterher eine Flickfrau* (Z.23-27).

Die Erzählerin markiert den sozialen Wandel von der Tochter aus bürgerlichen Verhältnissen zur Arbeiterin durch die Beschreibung körperlicher Empfindungen; der soziale Wandel wird durch den Perspektivwechsel vom gesehenen zum ge-spürten Körper illustriert: *ich hab den Finger nicht in kaltes Wasser stecken müssen, und plötzlich bin ich eine eine polet geworden, eine eine Arbeiterin geworden, die alles gemacht hat* (Z.28-30). Die Beschreibung einer (in der Vergangenheit nicht nötigen) körperlichen Handlung *den Finger in kaltes Wasser stecken* nimmt hier metonymische Bedeutung an, sie steht für alle groben Hausarbeiten (siehe auch *Ich hab nicht gewußt, was Wäschewaschen war*, Z.23 und im Textbeispiel 5: *Ich hab friuher nicht gewußt, was heißt melken*).

Der soziale Identitätswechsel ist mit veränderten Anforderungen und Körpererfahrungen verbunden. In welche sozialen und historisch gewachsenen Ordnungen der Körper eingebunden ist, zum Beispiel nicht mit den Händen waschen zu müssen, ganze bestimmte Tätigkeiten nicht ausüben zu müssen, weil andere es für dich tun, zeigt sich an dieser Stelle ganz deutlich. Der Körper "erinnert" also an Tradierungen auf der Handlungsebene und damit auch daran, welche Verbindungen zwischen den Generationen, aber auch welche Brüche es geben kann (vgl. dazu Abraham 2002:46).

Dies drückt sich in den Fragen der Mutter im Brief aus, die den Bruch in den Erfahrungen der Generationen markieren: *Wie ich meiner Mutter geschrieben habe, daß ich + alle Fußböden selber mache und und und kuche und und in par-des arbeiten gehe, da hat sie geschrieben, wie kannst du das? Wie ist das mög-lich? Wie hältst du das aus?* (Z.30-34).

Es geht hier auch um das, was im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung mit dem Terminus "doppelte Vergesellschaftung" gemeint wird und darauf abhebt, dass Männer und Frauen auf spezifische Weise im Bereich der produktiven und reproduktiven Arbeit "vergesellschaftet" werden (vergleiche Abraham 2002:459). Ballhorn arbeitet im Baugeschäft, Bartnitzki in der Landwirtschaft, ist aber auch für Hausarbeit zuständig, die ihre Mutter in ihrer sozialen Stellung nicht tun musste.

Arbeit steht dann auch im Mittelpunkt, wenn Bartnitzki den Unterschied zu der "jetzigen Generation" (Z.11ff.) beschreibt: *wir haben so mit Freude gearbeitet, und heute + arbeitet man, man man arbeitet nicht mehr, man hat keine Freude an seiner Arbeit.*

Wie problematisch die Arbeit und die damit verbundenen körperlichen Erfahrungen für Bartnitzki auch gewesen sind, im Rückblick hebt sie den Aspekt der Freude an der Arbeit hervor.

### **3. Und es war alles gut<sup>4</sup>**

Die Beispiele für Körpermetaphern im ersten Teil meiner Überlegungen können als Ausdruck eines impliziten Körperwissens verstanden werden, bei dem durch Körperbilder tiefgreifende existenzielle Erfahrungen gemeint werden.

Die Erinnerungen von Moshe (Max) Ballhorn und Clara Bartnitzki im zweiten Teil sind zu einem wesentlichen Teil körperlich gespeichert. Es handelt sich um

---

<sup>4</sup> Diese Formulierung Bartnizkis erinnert an die Formulierung aus der Schöpfungsgeschichte "Und Gott sah, dass es gut war" (Gen.1, 10).

Beschreibungen von Körpererfahrungen, die direkt mit der Entwicklung einer neuen Identität verbunden sind. Anke Abraham betont in diesem Zusammenhang (Abraham 2002:171):

Die je gegebenen Lebensbedingungen und die Formen, in denen sich die Menschen im Rahmen dieser Bedingungen bewegen, wirken in vielfältiger Weise auf den Körper ein und schaffen ihn jeweils beständig neu und um – Lebensbedingungen und Lebensweisen *konstituieren* den Körper.

In beiden Erzählungen können wir szenisches dargestelltes Körpererleben verfolgen, da situative Empfindungen des Körpers beschrieben werden. Die Erfahrungen des Körpers werden mit Sinn belegt, er ist Resonanzfläche persönlicher und sozialer Prozesse und wird in beiden Fällen zum Identitätsmarker.

In diesem Kontext wird deutlich, dass der Körper immer schon in ein dichtes Netz aus sozialen Erwartungen, Bewertungen und Zuschreibungen eingesponnen ist. Abraham weist zu Recht darauf hin, dass sich die daraus resultierende biographische Dynamik nur verstehen lässt, wenn die jeweils virulent werdenden sozialen Setzungen, Mythen und Diskurse hinreichend untersucht werden. Die in Palästina angekommenen Juden werden häufig als Pioniere bezeichnet, ganz besonders die, die bei der Urbarmachung des Landes und dem Aufbau der Städte beteiligt waren. Die Erwartungen und Herausforderungen an die einzelnen waren hoch. Vor diesem Hintergrund möchte ich die beiden Körpererzählungen von Ballhorn und Bartnitzki noch einmal betrachten.

Die Konstruktion beider Erzählungen entspricht der Struktur einer Helden-Geschichte, denn die Handlungspläne der Erzähler/Protagonisten gehen auf, sie zeigen sich den Herausforderungen gewachsen (vergleiche Neuland 2009). Das soziale Ziel, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu sein, materialisiert sich in Ballhorns Erzählung durch die errichteten Bauten, die immer noch stehen. Bei Ballhorn kommt es zu einer Integration der zunächst widersprüchlichen Erfahrungen, bei denen er aus dem Gleichgewicht gerät (*torkelte*, 3, Z.11).

Bartnitzki bezeichnet sich an einer Stelle ihrer Erzählung sogar als "Heldin" (4, Z.10). Im Feintranskript kann man verfolgen, wie sie das Wort prosodisch absetzt, durch eine Mikropause, steigende Intonation und den deutlichen Hauptakzent: *was für ein(.)? [HELDin] ich.*

Es ist eine gewisse Ironie herauszuhören, wenn Bartnitzki sich so beschreibt, zumal sie kurz darauf den Gegensatz zwischen ihrer Herkunft (und der anderer Emigranten): *Wir sind doch aus anderen Verhältnissen gekommen* (4, Z.25) und dem, was die in Israel wurden, benennt: "*plötzlich bin ich eine eine poelet geworden, eine eine Arbeiterin geworden*" (4, Z.30-31).

Während bei Ballhorn die kollektive Überwindung der Schwäche des Einzelnen ganz deutlich wird, wirkt die Erfahrung von Clara Bartnitzki brüchiger. Ihr Körper ist Quelle von Leid, das durch die Leistungsansprüche (*man*) überwunden wird. Es zeigt sich eine lebenslange Überforderung des Körpers zu Höchstleistungen, Opfern, wodurch Abstand sowohl zu der vorherigen als auch der folgenden Generation entsteht.

Dass Clara Bartnitzkis Erzählung ambivalenter als die von Ballhorn wirkt, zeigt die ungeheure Anstrengung, die mit dieser existenziellen Erfahrung verbunden ist. Bartnitzki bewertet sie letztlich positiv, Textbeispiel 4, Z.39-41: *Aber so hat man mitgemacht. Und man hat es gerne getan. Man hat sich gefreut* und Textbeispiel 5, Z.5: *Alles hat man gelernt. + Wo ein Wille, ist ein Weg, wissen*

Sie. Bartnitzki findet in dieser globalen Bewertung keine eigenen Worte, sondern greift wieder auf eine idiomatische Wendung zurück.

Es besteht ein Widerspruch zwischen den körperlichen Grenzerfahrungen Clara Bartnitzkis und dem Ideal, dem sie verpflichtet ist: *Man musste* (4, Z.10). Dieser Konflikt zwischen Wirklichkeit und Ideal ist möglicherweise der Grund, weshalb Bartnitzki bei aller Brüchigkeit in ihrer Erzählung, sehr positive Bewertungen vornimmt: *wir haben so mit Freude gearbeitet* (4, Z.12), *Und es war alles gut* (4, Z.22), *Und man hat es gerne getan. Man hat sich gefreut* (4, Z.40). Die beschriebene Erfahrung wird dadurch aus einer umfassenden Perspektive reinterpretiert und bewertet, die Erzählung wird zu einer Art Mythos.

Zum Thema Mythen in biographischen Erzählungen stellen Freund/Quilici fest (1997:215):

Menschen kreieren und benutzen Mythen als ein Mittel, um vergangene Ereignisse zu kontextualisieren. Diese Kontextualisierung wird erreicht, indem vergangene Geschehnisse versetzt, ausgelassen und reinterpretiert werden.

Die zentrale Funktion dieser 'Gestaltungsarbeit' liegt darin, Situationen so zu kontextualisieren, dass sie ihren belastenden oder bedrohlichen Charakter verlieren und sich ohne allzu große Erschütterungen in das eigene Selbst- und Weltbild einfügen lassen. Es sind Strategien, um vergangene Ereignisse in größere gesellschaftliche Rahmenerzählungen zu kontextualisieren, damit Kämpfe im Alltag einen Sinn bekommen und Grenzerfahrungen bewältigt werden. Ballhorns und Bartnitzkis Erzählungen zeigen, dass sie auf unterschiedliche Weise die Ohnmacht gegenüber körperlichen Dispositionen darstellen, auch wenn die globale Erzählstrategie ähnlich ist. Abraham weist auf einen geschlechtsspezifischen Unterschied in den von ihr untersuchten Erzählungen von Männern und Frauen hin (2002:479):

Männer scheinen stärker als Frauen dazu zu neigen, den Körper symbolisch einzuzgrenzen, zu vereindeutigen und agierend unter Kontrolle zu halten.

Ergänzend dazu soll das Ergebnis der Untersuchungen von Freund/Quilici stehen (1997:224):

Frauen unterdrücken [...] vielleicht ihre eigenen Gedanken und Gefühle, indem sie ihr Leben so darstellen, dass sie nach außen hin dem gesellschaftlich tolerierten Verhalten entsprechen [...]. Um sich anzupassen, greifen sie zurück auf Mythen, die von den Mitgliedern ihrer sozialen Gruppe geteilt werden.

Es bleibt einer weiteren Untersuchung überlassen, zu überprüfen, ob bei Körpererzählungen dieses Erzähl-Korpus die geschlechtsspezifischen Unterschiede so gefasst werden können.

#### 4. Bibliographie

Abraham, Anke (2002): Der Körper im biographischen Kontext. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Betten, Anne (Hg.) (1995): Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. U. Mitarbeit v. Sigrid Graßl, Teil 1 (Phonai 42). Tübingen: Niemeyer.

Betten, Anne / Du-nour, Miryam (Hg.) (2000): Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. U. Mitarbeit v. Monika Dannerer, Teil 2 (Phonai 45). Tübingen: Niemeyer.

Betten, Anne (2007): Zwischen Individualisierung und Generalisierung: Zur Konstruktion der Person in autobiografischen Emigranteninterviews. In: Behr, Irmtraud / Larroy, Anne / Samson, Gunhild (Hg.), Der Ausdruck der Person im Deutschen. Tübingen: Stauffenburg, 173-186.

Draaisma, Douwe (2004): Warum das Leben schneller vergeht, wenn man älter wird. Von den Rätseln unserer Erinnerung. Berlin: Eichborn.

Freund, Alexander / Quilici, Laura (1997): Die Erforschung von Mythen in den Erzählungen von Frauen: Italienische und deutsche Einwanderinnen in Vancouver 1947-1961. In: BIOS 2, 209-228.

Heringer, Hans Jürgen (2004): Interkulturelle Kommunikation. Tübingen-Basel: Francke.

Jeggle, Utz (1983): Lebensalter und Körpererleben. In: Imhof, Arthur E. (Hg.), Leib und Leben in der Geschichte der Neuzeit. Berlin: Duncker & Humblot, 89-102.

Lakoff, George (1987): Women, Fire, and Dangerous Things: What Categories Reveal about the Mind. Chicago: University of Chicago Press.

Lakoff, George / Johnson, Mark (1980): Metaphors we live by. Chicago: The University of Chicago Press.

Lakoff, George / Johnson, Mark (1999): Philosophy in the Flesh: The embodied mind and its challenge to Western thought. New York: Basic Books.

Leonardi, Simona (2010): Wie Metaphern zur Konstruktion narrativer Identitäten beitragen: eine Metaphernanalyse im Interviewkorpus "Emigrantendeutsch in Israel". Helsinki: Société Néophilologique, 323-336.

Neuland, Eva (2009): Erzählen im Alltag: "Von Helden, Opfern und anderen Typen...". In: Dannerer, Monika / Mauser, Peter / Scheutz, Hannes / Weiss, Andreas (Hg.), Gesprochen – geschrieben – gedichtet. Variation und Transformation von Sprache. Berlin: Schmidt Verlag, 175-188.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Frankfurt-New York: Campus.

Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen-Basel: Francke.

Schwitalla, Johannes (2006): Gesprochene Sprache. Berlin: Schmidt Verlag.

Semino, Elena (2008): Metaphor in Discourse. Cambridge: UP.

Setzwein, Monika (2004): Ernährung – Körper – Geschlecht: Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Thüne, Eva-Maria / Leonardi, Simona (2011): Wurzeln, Schnitte, Webemuster. Textuelles Emotionspotential von Erzählmetaphern am Beispiel von Anne Bettens Interviewkorpus "Emigrantendeutsch in Israel". In: Kohlross, Christian / Mittelmann, Hanni (Hg.), Auf den Spuren der Schrift. Berlin-New York: de Gruyter, 229-246.

Wiedemann, Peter (1995): Konzepte, Daten und Methoden zur Analyse des Körpererlebens. In: Brähler, Elmar (Hg.), Körpererleben. Gießen: Psychosozial-Verlag, 199-219.

## **Textuelle und intonatorische Gliederung einer oralen Dialekterzählung**

**Rüdiger Harnisch / Günter Koch**

### **1. Textlinguistik und Prosodie**

Texte sind in sich gegliedert. Dass ihnen Vertextungsmuster als Organisationsprinzipien zugrunde liegen, ist vor allem für literarische Texte nachgewiesen. Doch auch Alltagstexte, die nicht der schriftlichen, reflektierten, sondern der gesprochenen, spontanen Textproduktion angehören, weisen Strukturierungen auf. In einem oralen Erzähltext sind durchaus präliterarische Techniken der Textgestaltung aufzuspüren, liegt doch dem Urheber an einer künstlerischen Bearbeitung und ästhetischen Darbietung seines Stoffes (vergleiche Bausinger 1977:326). Der an schriftsprachlicher Literatur erarbeitete Formenbau soll dabei nicht unbedacht auf mündliche Texte übertragen werden,<sup>1</sup> doch wird gerade an der Erzählung, die den Gegenstand dieser Untersuchung darstellt, augenfällig, dass deutliche Affinitäten sowohl zur Superstruktur 'Erzählung' (van Dijk 1980:142) vorliegen, als auch der Aufbau des klassischen Dramas in ihr wiedererkannt werden kann. Diese Ergebnisse sowie weitere Gliederungsverfahren können durch die Analyse des schriftlich fixierten oralen Textes gewonnen werden. Zudem stellt sich die Frage, inwiefern die prosodische Gestaltung des Textes, die beim ersten Analyseschritt zunächst unberücksichtigt bleibt, zur Gliederung des Textes beiträgt, sie stützt oder ihr sogar zusätzliche Strukturen verleiht. Mit der Untersuchung der Pausenstruktur, der Intonationsverläufe und des F<sub>0</sub>-Umfangs, der Lautstärke und der Sprechgeschwindigkeit werden Parameter erfasst, die als Suprasegmentalia stets paraverbal realisiert werden, zudem aber auch zur phonostilistischen Ausgestaltung spezifischer Textsorten genutzt werden können.

### **2. Narrative, deiktische und szenische Struktur des transkribierten Textes**

Der nachstehend abgedruckte Text, eine im Jahr 1979 in Ludwigsstadt (Südthüringen) erhobene Erzählung, beruht auf einem persönlichen Erlebnis des Sprechers. Sie wurde nie niedergeschrieben, aber oft erzählt, da es sich um eine im Umfeld des Erzählers bekannte und gerade deshalb immer wieder gerne gehörte Geschichte handelt. Sie ist nachstehend auf Basis des prototypischen Stemas für Erzähltexte untergliedert.<sup>2</sup> Der Aufbau der 'Fabel' ähnelt der Struktur des klassischen Zieldramas. Die Einführung in die 'Umstände' entspricht in etwa der *protasis*, über 'Exposition' (*katástasis*) und 'Komplikation' (*epítasis*) mit ihren retardierenden 'Episoden' hinweg wird 'der Knoten geschrückt' (*désis*), der, vom Wendepunkt in der Handlung (*katastrophé*) eingeleitet, in der *lysí* seine 'Auflösung' findet.

---

<sup>1</sup> Zum hermeneutischen Problem siehe Harnisch (2008:73).

<sup>2</sup> Darstellung nach van Dijk (1980:142), vergleiche dazu auch Glich/Raible (1977:267).

Der hier untersuchte dialektale Erzähltext besitzt eine auffällige Übereinstimmung mit diesem prototypischen Textaufbauschema. Das Thema wird in den 'Rahmen'-Teilen deskriptiv, in den 'Ereignis'-Teilen narrativ entfaltet (vergleiche Rehbein 1984). Es ergibt sich nachstehende Struktur, wobei der Plot aus einer einzigen Episode besteht und hier als 'Fabel' bezeichnet wird.

Erzählung								
A. Geschichte							B. Moral	Schlussformel
I. Fabel					II. Evaluation			
1. Rahmen		2. Ereignis						
1.1. Umstände	1.2. Exposition	2.1. Komplikation	Ahnung	2.2. Resolution				

Die Eigenheit des Textes besteht darin, dass auf der untersten Ebene szenische Paragraphen vorliegen. Sie untergliedern in dreifacher Weise sowohl die 'Umstände' (1. Serie) als auch die 'Exposition' (2. Serie) und sind mit der 'Komplikation', der 'Resolution' und der dem Modell hier zugefügten 'Schlussformel' deckungsgleich (3. Serie):

1. Serie			2. Serie			3. Serie		
MAKRO	MESO	mikro	MAKRO	mikro	MESO	mikro	MESO	MAKRO
1.1.1.	1.1.2.	1.1.3.	1.2.1.	1.2.2.	1.2.3.	2.1.	2.2.	Schluss
i	ii	iii	iv	v	vi	vii	viii	ix

Mit diesen szenischen Paragraphen wird eine räumliche Perspektivierung<sup>3</sup> des Erzählten erreicht. Folgende Perspektiven werden in der Erzählung eingenommen:<sup>4</sup>

- MAKRO-Perspektive auf den vom Wohnzimmer, dem Ort des Erzählers, aus "da oben" am Wald liegenden Ort des Ereignisses (situative Deixis)
- MESO-Perspektive auf den Ort des Ereignisses, eine sumpfige Wiese, und seine nähere Umgebung (phantasmatische Deixis)
- mikro-Perspektive auf das *corpus delicti* eines vom Sturm entwurzelten Baumes ("Windbruchs") und die Arbeiten an ihm (phantasmatische Deixis).

Sowohl innerhalb der Serien als auch bei der Anordnung von drei Serien hintereinander ist eine Reihenbildung erkennbar. Jede Serie besteht aus einer Abfolge der drei räumlichen Perspektiven, wobei jede nur einmal vertreten ist. Zwischen Serie 1 und Serie 2 besteht zudem Parallelismus, wenn auch die weitere Abfolge der

<sup>3</sup> Zur textfunktionellen 'narrativen Raumgestaltung' in derselben Erzählung vergleiche Harnisch (2005), zur 'räumlichen Textwelt' vergleiche auch Harnisch (2004).

<sup>4</sup> Die Perspektivenbezeichnungen werden ikonisch für MAKRO in Großbuchstaben, für MESO in Kapitälchen und für mikro in Kleinbuchstaben geschrieben.

Perspektiven differiert. Auffällig ist vor allem die gespiegelte Struktur der 1. und der 3. Serie:

MAKRO – MESO – mikro – ... – mikro – MESO – MAKRO

Diese symmetrische Anordnung wirkt rahmenbildend, insbesondere dadurch, dass die Erzählung, die in MAKRO-Perspektive ("da oben") begann, auch in MAKRO-Perspektive abgeschlossen wird (Heimkehr von "da oben").

Ferner bilden drei in Distanz stehende spezifische Perspektiven immer eine textliche Klammer: MAKRO über die Positionen i-iv-ix, MESO über die Positionen ii-vi-viii, mikro über die Positionen iii-v-vii.

Der dialektale Text wird in standardnaher Verschriftung wiedergegeben. Zusätzlich ist, ausgehend von der Erzählerdeixis, eine räumliche Perspektivierung mit aufgenommen:

*Erzählung*

*A. Geschichte*

*I. Fabel*

*1. Rahmen*

*1.1. Umstände*

*1.1.1. MAKRO-Perspektive 1 (001)<sup>5</sup>*

Na jedenfalls also: Da oben war ein Windbruch.

*1.1.2. MESO-Perspektive 1 (002-007)*

Und das ist oben, der [...] der Grund nacheinander 'nauf, ist Sumpf, so sumpfig. Das war so eine sumpfige Wiese, ist nichts Gescheites gewachsen.

*1.1.3. mikro-Perspektive 1 (008-014)*

Und der Windbruch – es war ein starker, ziemlich starker Stamm – der ist nun mit den ganzen Wurzeln, nicht, mit dem ganzen Wurzelwerk und dem ganzen Dreck, was nun an den Wurzeln alles drangehängt hat, das hat's alles mit 'rumgelegt gehabt und lag so den Berg 'nauf.

*1.2. Exposition*

*1.2.1. MAKRO-Perspektive 2 (015-018)*

Na – nach[her] sind wir mit den Pferden 'naufgefahren: der Doppels Hans, nicht, der 'Zack'; Großvater; und ich.

*1.2.2. mikro-Perspektive 2 (019-031 ... 049-056)*

Naja, ausputzen angefangen, nicht, die Äste weggehackt. Na, nach[her] haben wir das Zeug so ausgelängt. Nach[her] meint er: *Pass auf, unten 'nauf machen wir zwei vier-meter Blöcher*, nicht, das sind nach[her] vier-meter-lang, zwei Stück, *und oben 'naus, das machen wir Feuerholz, das ist zu ästig! Schneiden wir lauter Meterstücke 'runter*, die kann man nach[her] auch leichter transportieren –

---

<sup>5</sup> Die Zeilenummern beziehen sich auf das GAT-Transkript im Anhang, das für die prosodische Analyse nach Intonationsphrasen gegliedert ist.

### 1.2.3. MESO-Perspektive 2 (032-048)

weil das übern, über den Sumpf 'nüber musste, und drüben war nach[her] der Weg, standen die Pferde drüben, und war so ein, am, am Rand hin ging wieder ein Hänglein, so ein wenig ein Hang 'nauf. Und da war an dem Hang hin, waren lauter so kleine Büsche, nicht, so Mannshöhe, sagen wir mal, äh, Stockwerkhöhe waren ein paar dabei, nicht, so Zimmerhöhe. Und das andere war lauter so di-, richtig dick – und da haben wir paar, so eine wenig eine so eine Schneise durchgehackt, nicht, ein' Ecke weggehackt, dass du durchlaufen konntest.

Na, wir haben oben ausgelängt das Ding, nicht: unten 'nauf zwei mal vier Meter, und nachher lauter Meter, nicht. Mit dem Maß sind wir nachher, mit einer Axt 'nein gehackt, so eine Kerbe 'rausgehackt, dass du gesehen hast, wo nach[her] der Meter war. –

## 2. Ereignis

### 2.1. Komplikation: mikro-Perspektive 3 (057-101 ... 106 ... 111)

Oben 'rein an der Spitze das Sägen angefangen, Meterklötze 'runtergeschnitten, na und der Opa hat sie nach[her] 'untergeschmissen, der Großvater. Und nach[her] sag ich auch noch, wie wir so ein Stück hunten waren: *[D]a, sag ich, pass auf, wenn wir da 'runter kommen, unten ist der ganze Dreck noch dran, die ganze Last, das Ding, das schnappt uns doch hoch und steht nachher wieder dort wie eine Kerze.* {EX: Genau} *Da sollten wir doch unten erst den Stock abschneiden. – Ach! Hast du ein Getu, 'Männla'!* {Das – was die} – *Da passiert nichts*, meint er. Naja, wir haben 'untergeschnitten, nach[her] waren wir an den acht Metern, also wo nachher die zwei mal vier Meter noch waren. Nach[her] hab ich gesagt: *Mensch, wir sollten jetzt trotzdem unten abschneiden. Das ist doch wurst, ob wir jetzt unten wegschneiden oder oben. – Ach, da setz ich mich drauf, dass das nicht auf-, nicht, dass wenn es nachher, dass es nicht aufbricht*, heißt das im, im, im, oder sagt man da dazu, nicht, dass nachher nicht so eine Schwarze wegplatzt. – Na, wir haben das Sägen angefangen, immer treu und redlich, 'über und 'nüber. Na, wie wir nach[her] so halb durch waren, nach[her] ist der Schnitt oben immer breiter geworden. {EX: Ja genau. Unten hat's geklemmt, das Sägeblatt. – GP: Nein, das kl-, das klemmt nicht, nicht. Das geht ja nach[her] auseinander. – EX: Ach so.} Hab ich gesagt: *Da, Großvater, jetzt geht es immer weiter auseinander. Das bricht uns jetzt weg. – Ach, ich setz mich drauf. Das passiert nichts.* –

### Ahnung (102-105 ... 107-110)

Na, ich hab mir schon so ungefähr ausgemalt, was passieren kann. Jetzt wenn er sich wenigstens auf das Obere gesetzt hätte, nicht aufs Untere, nicht!

Na, wir sägen weiter.

Er hat sich so so rücklings draufgesetzt, nicht, so auf uns zu geguckt, also nicht den Berg 'nunter, auf uns zu, also mit dem mit dem mit dem Buckel auf den auf den Stock zu.

Na, wir haben weitergefischelt, weitergefischelt.

*2.2. Resolution: MESO-Perspektive 3 (112-119 ... 131-132)*

Auf einmal tut's einen Schlag: Wie der Münchhausen auf der Kanonenkugel ist die Fuhre rückwärts abgegangen! Und das Ding ist 'rumgeschnappt, stand wieder dort wie eine Kerze, und den Großvater hat's drüben in die Büsche 'neingezunden; also, er war verschwunden nach[her].

*II. Evaluation (120-130)*

Na, jetzt kannst du dir ja vorstellen: also von wegen, dass wir da 'nunter konnten und konnten ihm helfen oder was. Da war nichts drin. Wir haben uns vor Lachen gewälzt, also, [...] das kannst du dir gar nicht vorstellen, was das für ein Bild war. [...] Na jedenfalls, also wir haben, lagen dort. Wir haben uns den Bauch zugehalten. Die Tränen 'runtergelaufen.

Na, nun auf einmal ist einer so auf allen Vieren drüben aus dem Dickicht, aus den Büschen, 'rausgekrabbelt gekommen.

*B. Moral (133-140)*

Geschimpft wie ein Rohrspatz: {EX: Wart ihr noch dran schuld, he? – GP: Na, nach[her] waren wir freilich schuld, nicht} *Ich hab's euch gleich gesagt, das geht nicht, ich hab's euch gleich gesagt. Ihr wusstet ja alles besser*, nicht, hat er's nachher [hingestellt], wie wenn wir schuld waren.

*Schlussformel: MAKRO-Perspektive 3 (141-143)*

Naja, haben wir halt die paar Dinger aufgeladen. Nacheinander 'runter gelacht, also es – bis heim, kann man sagen.

Die 'Komplikation' beansprucht den größten Textanteil und ist der mit narrativen Mitteln am breitesten ausgearbeitete Abschnitt. Wiederum spielt die Dreier-Gliederung eine wesentliche Rolle: Die drei jeweils parallel gestalteten Retardations-Zyklen werden gereiht und bereiten die 'Resolution' vor. Jeder der Zyklen besteht wiederum intern aus einer Dreierserie von 'Warnung', 'Gegenrede' und 'Fortsetzung des verhängnisvollen Tuns' (siehe die Tabelle auf der folgenden Seite).

Als rhetorisches Mittel zur Gestaltung von Warnung und Widerrede wird die formelhaft eingeleitete wörtliche Rede der Antagonisten verwendet: Die Warnung beginnt immer mit einer Apostrophe, die Widerrede stets mit einer zurückweisenden Interjektion, welche bei Zyklus 1 um eine Apostrophe erweitert wird. Die wörtlichen Reden werden jeweils mit verbalen Phrasen, modal mit adversativen Adverbien bei der Warnung, beschwichtigend bei der Gegenrede, beschlossen. Die 'Fortsetzung des verhängnisvollen Tuns' ist durch modalisierende Interjektionen, dynamische Adverbien und die zentralen Tätigkeitsverben ausgestaltet.

	1. Zyklus	2. Zyklus	3. Zyklus
<i>Warnungen</i>			
<i>inquam/inquit-Formeln</i>	<i>Und nach[her] sag ich auch noch</i>	<i>Nach[her] hab ich gesagt</i>	<i>Hab ich gesagt</i>
Apostrophen	<i>Pass auf!</i>	<i>Mensch!</i>	<i>Da, Großvater!</i>
adversative modale Aufforderungs-Phrasen	<i>Da sollten wir doch [...] erst ...</i>	<i>Wir sollten jetzt trotzdem ...</i>	
<i>Gegenreden</i>			
zurückweisende Interjektionen/Phrasen	<i>Ach! Hast du ein Getu!</i>	<i>Ach</i>	<i>Ach</i>
Apostrophe	<i>'Männla'!</i>		
Verbale Beschwichtigungs-Phrasen	<i>da passiert nichts</i>	<i>da setz ich mich drauf</i>	<i>ich setz mich drauf. Das passiert nichts</i>
<i>inquit-Formel</i>	<i>meint er</i>		
<i>Fortsetzungen des verhängnisvollen Tuns</i>			
Interjektionen	<i>Naja!</i>	<i>Na!</i>	<i>Na!</i>
verbal-adverbiale Phrasen des Weiterarbeitens	<i>wir haben 'untergeschnitten</i>	<i>wir das Sägen angefangen, immer [...] 'über und 'über</i>	<i>wir sägen weiter [...] wir haben weitergefischt, weitergefischt</i>

Die Reihung des 3. Zyklus wird in der Abfolge von 'Gegenrede' und der 'Handlungsfortsetzung' von einer 'Ahnung' unterbrochen, die abermals den Fortgang der Handlung retardiert, doch gleichzeitig den Ausgang antizipiert. Zusammen mit dem 'Eintritt des Geahnten' ergibt sich eine weitere Klammerstruktur (schattierte Felder):

3. Zyklus:				
	Warnung	Gegenrede	Ahnung	Handlungsfortsetzung

Weitere, klammernde Parallelführungen liegen zwischen syntaktischen und lexikalischen Einheiten der Erzählbausteine vor, etwa in der antagonistischen Ausgestaltung der horizontalen und vertikalen Lage des Baumstamms oder Statik bzw. Dynamik, die diesem Objekt zugeschrieben wird, so dass sich weitere Spannungsbögen zwischen den wesentlichen Erzählelementen ergeben.<sup>6</sup>

### 3. Der Text und seine prosodische Struktur

Wurde eingangs auf die Gefahr hingewiesen, dass in der Literatur nachweisbare Strukturen unreflektiert auf gesprochene Alltagstexte übertragen werden könnten, so entsteht nach bisheriger Analyse ein erneutes hermeneutisches Problem: Der Aufbau des Textes wurde mit textlinguistischen Methoden erarbeitet, wie sie wissenschaftsgeschichtlich vorwiegend an schriftlichen Texten entwickelt wurden. Die durch textlinguistische Kriterien am Transkript erarbeitete Textorganisation darf nun nicht als Folie genommen werden, die es auf die prosodische Ebene zu

<sup>6</sup> Zur detaillierten Analyse dieser Spannungsbögen vergleiche Harnisch (2008:80-81).

projizieren gilt, um sodann auf diese Weise eine Spiegelung der Textgliederung in Intonation, Intensität und Pausenstruktur sichtbar werden zu lassen. Dies würde einen Gleichlauf beider Analyse-Ebenen implizieren, der nicht nur den Blick für Abweichungen verstellt, sondern auch ein Primat der vorangehenden Analyse vor der Untersuchung der suprasegmentalen Ebene unterstellt: Prosodie hätte von vornherein höchstens den Stellenwert zusätzlicher, stützender Funktion dessen, was ohnehin 'schon' auf syntaktischer und lexikalischer Ebene explizit kodiert wird. Stattdessen soll nun die Prosodie des Textes für sich untersucht werden, um erst anschließend die textlinguistischen Ergebnisse mit denen der prosodischen Analyse in Verbindung zu bringen.

Ein solches Vorgehen schließt dabei eine allgemeine Thesenformulierung nicht aus: Oralen Erzählungen wird eine prosodische Struktur zugeschrieben, die der dramaturgischen schriftsprachlicher Texte gleicht. Die prosodischen und die syntaktisch-lexikalischen Gliederungsmerkmale ergeben zusammen die Erzählstruktur, sind wesentlich für Kohäsion, Kohärenz und Spannungsbogen des Textes.<sup>7</sup> Ob auch die anderen textuellen Strukturen, die der räumlichen Perspektivierung und der Retardierung, in der Prosodie angelegt sind, muss ein Vergleich der beiden Analyse-Ergebnisse zeigen.

### 3.1. Die Pausenstruktur

In der schriftsprachlichen Fixierung eines Textes übernimmt die Absatzgliederung nicht nur die Funktion, den Inhalt zu ordnen, sondern auch die einer – potentiellen – 'optischen' Pause, die bei einem Vorlesetext in eine, relational zu den Mikropausen zwischen den Sätzen, längere Sprechpause zu überführen wäre. Dass sich die Absatzgliederung der literarischen Transkription, die sich hauptsächlich an dramaturgischen und perspektivischen Kriterien orientiert, nicht unbedingt im oralen Erzähltext wiederfinden muss, wurde bereits angedeutet. Das heißt aber nicht, dass die Pause in der oralen Erzählung unsystematisch gebraucht würde oder gar keine textuelle Funktion hätte. Da die Gesprächssituation nicht in ihrer Gesamtheit konserviert ist, sondern nur der auditive Anteil, sind visuelle Eindrücke, die ein Stocken des Erzählvorgangs bewirken könnten, nicht völlig auszuschließen.<sup>8</sup> Auch Hintergrundgeräusche müssen bedacht werden: So kann eine längere Pause im Text – auch – auf eine Stimme im Hintergrund<sup>9</sup> zurückzuführen sein. Trotz dieser Relativierung ist eine deutliche textuelle Funktion der Pause zu erkennen, die zumindest teilweise einen Gleichlauf mit der oben skizzierten Erzählstruktur aufweist.

Zunächst dient die Pause der Abgrenzung von Intonationsphasen<sup>10</sup> (vergleiche Duden 2005:1206): Vor allem der Beginn der Erzählung (001-014) ist davon ge-

<sup>7</sup> Gestützt wird diese These durch die Prosodie-Analyse zweier anderer oraler Erzähltexte, einer Gespenstergeschichte (vergleiche Koch 2007) und einer Anekdote aus dem bäuerlichen Alltagsleben (vergleiche Harnisch 2008-2010 zur textuellen und Koch 2008-2010 zur prosodischen Ebene).

<sup>8</sup> Zum Beispiel eine Bewegung vor dem Fenster oder eine nonverbale Reaktion des Zuhörers.

<sup>9</sup> Eine Frauenstimme: "Aufstehen!" (020).

<sup>10</sup> Die Intonationsphasen sind nicht eigens nummeriert, sondern richten sich nach den Transkriptzeilen; in der Regel entspricht eine Intonationsphrase einer Transkriptzeile. Umfasst sie eine weitere Zeile, wird dies durch Schrägstrich angezeigt, zum Beispiel 117/118. Die Bin-

prägt, dass mittlere Pausen von etwa 0,5 Sekunden häufig die Intonationsphrasen segmentieren. Nur stellenweise ist eine Verzögerung des Sprachflusses erkennbar, die durch die Suche nach dem treffenden Wort bedingt ist (zum Beispiel 002, 011). Diese mittleren Pausen gehen mit der insgesamt ruhigen Erzählweise konform und geben damit eine Vorlage, einen Eindruck des unmarkierten Sprechens; Abweichungen davon müssen textuell interpretiert werden. In 007 findet sich eine erste lange Pause von 1,7 Sekunden. Es handelt sich um einen Neueinsatz der Erzählung durch partielle Repetition der Intonationsphrase 001, um anschließend das zentrale Objekt des Geschehens, den Stamm, zu fokussieren. Diese Pause läuft mit dem Perspektivenwechsel MESO auf mikro parallel, der zuvor stattfindende Perspektivenwechsel von MAKRO auf MESO (001-002) dagegen entspricht einer normalen, mittleren Pause und bleibt prosodisch unauffällig. Die nächste textuell zu wertende Pause liegt nach Intonationsphrase 014. Hier wechselt die Deskription des Stammes zur Narration der Stammbearbeitung, zudem läuft diese Pause mit dem dramaturgischen Einschnitt von den Umständen zur Exposition und zugleich mit dem Perspektivenwechsel von mikro auf MAKRO parallel. Gleich die nächste Intonationsphrase wird von der bislang längsten Pause begrenzt (015-016: 2,0 Sek.), wodurch die Einführung der Figuren der Handlung exponiert wird, durch Letztnennung und abermals pausierende Absetzung von "Großvater (und) ich" werden die eigentlichen Protagonisten genannt. Der anschließende Übergang zur mikro-Perspektive (018-019) verläuft unauffällig.

Die lange Pause von 2,0 Sekunden (020) dient der Organisation des Scripts, wie der Stamm bearbeitet wird, wobei in 017 durch den Fachausdruck *auslängen* die Lexeme *weghacken* (021) und *ausputzen* (019) nochmal aufgegriffen werden, um dann mit einer redeeinleitenden Formel (022) dem Großvater das Script in direkter Rede (022-031) szenisch zuzuordnen. In diese Rede ist eine Worterklärung (025-026) beiläufig eingebunden, vom Folgetext dann leicht abgesetzt. Der Übergang in die MESO-Perspektive (031-032) erfolgt nahtlos durch unmittelbaren Anschluss der Intonationsphrase, so dass insgesamt ein homogener Erzählblock von 021-048 entsteht, der alle zwei bis drei Intonationsphrasen durch eine mittlere Pause gegliedert ist. An vier Stellen ist die Pause 1,0 Sekunden lang, die sich aber unauffällig als 'Denk- und Verschnaufpausen' in den Erzählfluss integrieren. Durch die 1,5 Sekunden-Pause in 048 wird nach der Deskription des Geländes und der Vorbereitung für den Abtransport, das Hacken einer Schneise ins Gebüsch, wieder die Arbeit am Baumstamm fokussiert: Diese Passage von 049 bis 056 ist vorwiegend von unmittelbaren Anschlüssen geprägt, nur eine kurze Atempause (051) ist vorhanden. Zum einen wird dadurch erkennbar, dass das Script der Stammeinteilung eine alltägliche, unspektakuläre Routinearbeit darstellt, aber zum anderen auch, dass der Erzähler nun dem Kern seiner Geschichte entgegenseuert: Die Vorgeschichte darf nicht zu lang sein, da sonst der Spannungsbogen verloren gehen könnte.

Die Pause 056-057 fällt wieder mit der dramaturgisch-perspektivierenden Gliederung des Textes zusammen, das 'Ereignis' wird nun mit 1,4 Sekunden merklich von der vorhergehenden, nahtlosen Sequenz abgesetzt. Zudem häufen sich nun,

---

destrichschreibweise zeigt an, dass zwei oder mehrere Intonationsphrasen gemeint sind, zum Beispiel 001-014, oder speziell im Kapitel zur Pause, dass eine Pause zwischen den beiden Phrasen liegt.

bei der Zerlegung des Stammes, lange Pausen von deutlich über einer Sekunde Dauer (058/060/062), so dass im Vergleich zur vorhergehenden flüssigen Darstellung als auch zur Vorgeschichte insgesamt deutlich wird, dass ein neuer, eigens strukturierter Erzählauschnitt vorliegt. Der Erzählfluss wird nun merklich retardiert, doch wird dies zur Einführung einer szenischen Darstellungsweise in Form von Rede – Gegenrede genutzt. Denn meist dient diese Form der langen Pause dazu, die Gesprächspartner zu differenzieren oder Erzählpassagen von wörtlicher Rede abzusetzen (zum Beispiel 081-082 und 077-078). So kann die Rede des Großvaters zweimal direkt an die wörtliche Rede des Ich-Erzählers angeschlossen werden (071-072 und 081-082). Dies leistet zwar die Pause nicht allein, auch die Gesprächspartikel *ach* leitet diese Passagen ein und die Stimmführung wird abgeändert, die Segmentierung der Rede wird dadurch aber wesentlich hörbarer. Zudem schließen die Intonationsphrasen der Gesprächsschritte ohne merkliche Pause an, so dass sie als abgeschlossene Einheiten gut wahrzunehmen sind. Diese Pausen können dann, da nun der Sprecher diese Erzähltechnik offenbar für hinreichend erkennbar hält, auch kürzer ausfallen (099-100).

Im weiteren Verlauf fallen zwei lange Pausen zwischen den Intonationsphrasen 101-102 und 105-106 auf: Sie rahmen die 'Ahnung', die metasprachlich auf den weiteren Textverlauf vorbereitet: Dieser wird nun nicht mehr durch lange Pausen strukturiert, sondern ähnelt der Intonationsphasengliederung der MESO-2-Perspektive (021-048), indem mittlere Pausen von 0,5-0,75 Sekunden alle zwei bis drei Phrasen auftreten. Der 'Resolution' werden 'Evaluation' und 'Moral' nahtlos angeschlossen, erst vor und in der Schlussformel (140-141, 141-142, 142-143) finden sich Pausen von einer Sekunde Länge.

Als Ergebnis dieser Analyse der Pausenstruktur kann insgesamt festgehalten werden, dass zwar ein Gleichlauf mit der dramaturgisch-perspektivischen Gliederung vorliegen kann, aber nicht muss. Zuweilen liegt stattdessen ein glatter Übergang vor. In nachfolgendem Schema symbolisieren die vertikalen Striche eine pausengestützte Textgliederung, die horizontalen einen Übergang der Texteinheiten ohne Pause:

(1) Umstände (MAKRO – MESO | mikro) | Exposition (MAKR:O – m:ikro – MESO) |  
Ko:mp:li:ka:ti:on | Ahnung | Resolution – Evaluation – Moral | Schlussformel

Zudem kann die Pausenstrukturierung auch andere Funktionen übernehmen: In etwa gleiche Pausenlängen, die in regelmäßigen Abständen auftreten, oder aber auch der teilweise dominierende glatte Anschluss von Intonationsphrasen, sind der Kohäsion von Erzähleinheiten zuträglich. So findet in der Komplikation durch den Einsatz von Pausen eine Gesprächsorganisation statt: Es wird zwar segmentiert, aber das Prinzip der Segmentierung ist für diesen Erzählauschnitt charakteristisch. Diese Pausen werden deshalb nur als gepunktete Linien in das Modell eingetragen. Außerdem können wichtige Passagen exponiert werden, so die Personeneinführung (016-018) und die Organisation eines Scripts (020-021), was auch durch die gepunkteten Linien veranschaulicht wird.

### 3.2. Der Intonationsverlauf und der $F_0$ -Umfang

Schwieriger als die Pausenstruktur sind der Intonationsverlauf und der  $F_0$ -Umfang zu erfassen. Es wird von der Hypothese ausgegangen, dass verschiedene Erzähl-

abschnitte diesbezüglich unterschiedliche Konturen und Intervalle aufzeigen, insofern also auch textuelle Relevanz besitzen. Dabei gilt, wie schon bei der Analyse der Pausenstruktur angemerkt, dass wiederum ein Gleichlauf mit der narrativ-perspektivischen Struktur vorliegen kann, aber nicht muss, was nun gleichermaßen auch für einen potentiellen Gleichlauf mit der Pausenstruktur anzunehmen ist. Denn die Prosodie, die immer aus einem Zusammenspiel mehrerer Parameter besteht,<sup>11</sup> wird eher selten durch einen gleichzeitigen Wechsel aller Parameter modifiziert, weitaus häufiger ist die Änderung nur eines Parameters. Dies gewährleistet trotz Modifikation die Kontinuität des Sprechens.<sup>12</sup>

Zur Analyse der Intonationsverläufe wurden die globalen Konturen der Intonationsphrasen mit dem Analyse-Tool PRAAT (Boersma/Weenink 2007) extrahiert<sup>13</sup> und in Frequenz-Diagrammen von 75-300 Hertz logarithmisch aufgezeichnet. Der  $F_0$ -Umfang wird zudem in Halbtönen (semitones) gemessen, um den Frequenzbereich in seiner psycho-akustischen Eigenschaft abzubilden (Gilles 2005: 59):

So entspricht z.B. das Intervall zwischen 50 und 100 Hz in der Perzeption nicht dem Intervall von 100 bis 150 Hz: Obwohl die akustische Intervallgröße in beiden Fällen gleich ist, ist in der Wahrnehmung die Tonhöhdifferenz des Intervalls von 50 bis 100 Hz größer als diejenige des Intervalls von 100 bis 150. Im Wesentlichen wird ein Ton doppelt so hoch wahrgenommen, wenn die Frequenz verdoppelt wird (Oktavintervall).

Gilles (2005:83) weist darauf hin, dass während einer Gesprächssequenz der  $F_0$ -Umfang der Intonationsphrasen nicht gleich bleibt, sondern durch emotionale Involviertheit, lokale Hervorhebung und diskursiven Status variieren kann, so dass, zum Beispiel einem vorgelesenen Nachrichtentext, eine "globale intonatorische Gestaltung" (ebenda:84) zugeschrieben werden kann.

Der hier untersuchte Text gibt mit den Intonationsphrasen 001-007 die unmarkierte Sprechweise vor. Der  $F_0$ -Umfang liegt zwischen 123 und 179 Hz, das entspricht 6,47 Halbtönen<sup>14</sup> (Diagramme 1 und 2):

### Diagramm 1: Sek. 0-10

```

001 GP: na jEdenfalls also da Obn war ein wIndbruch. (--)
002      und dAs ist Obn der (---)(...) grUND nacheinander nAUf,
003      (--)
004      ist sUmpf. (--)
005      so sUmpfig;
006a     das war so e sUmpfige (-)

```

<sup>11</sup> Vergleiche Rabanus (2001:6, Abb. 2.1); Schwitalla (2006:56) verweist auf die zeitliche Dimension, sowohl eine lokale als auch eine globale Ausdehnung der Parameter ist möglich.

<sup>12</sup> Vergleiche Koch (2008-2010, Tabelle). Auf diese Weise können auch textuelle Brüche kompensiert werden.

<sup>13</sup> Die Konturen sind mit dem Glättungsverfahren nach Gilles (2005:57-58) nachbearbeitet.

<sup>14</sup> Differenz aus 10,08st (= 179 Hz) und 3,61st (= 123 Hz).

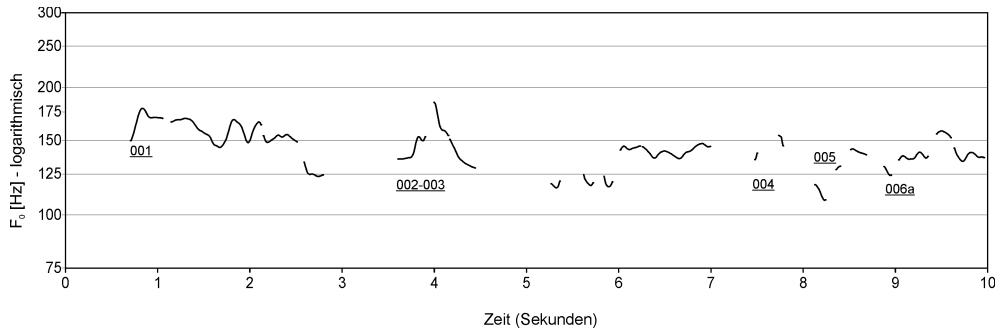
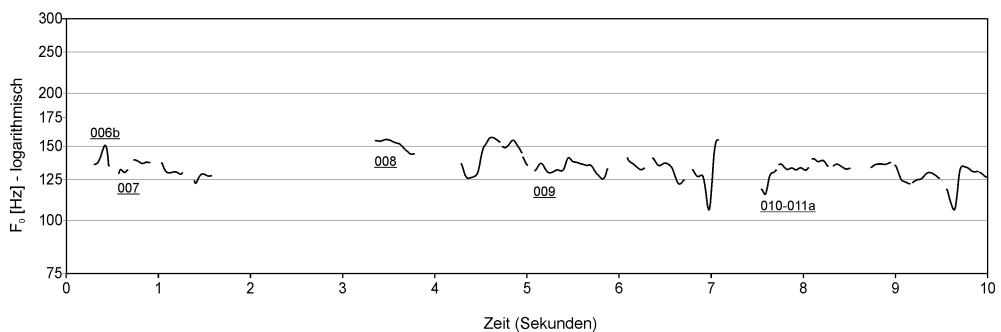


Diagramm 2: Sek. 10-20

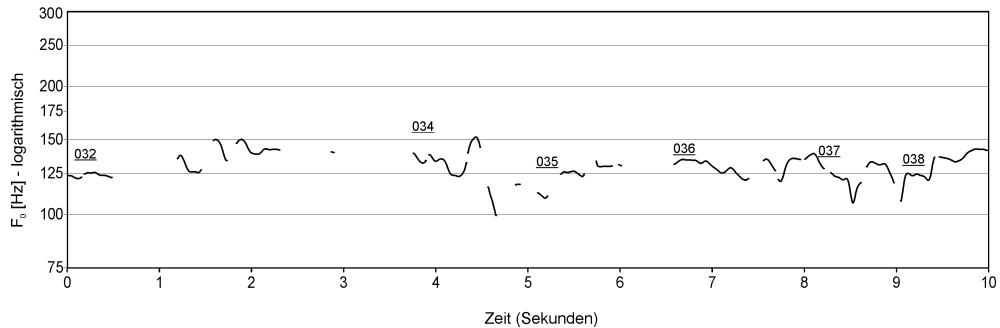


006b wIEse;  
 007 ist nIx gschEIts gewAchsn. (1.7)  
 008 u::nd .hh (der) wIndbruch,  
 009 =es war e stArker (.) zIEmlich stArker stAmm, (--)  
 010 der ist nun mitn gAnzn: wUrzeln nä mitm  
 011a ganzen (-) [...]

Ab Intonationsphrase 008 vermindert sich der  $F_0$ -Umfang, beträgt zuweilen nur mehr zwei bis vier Halbtöne und wird nur gelegentlich von einer akzentuierteren Silbe durchbrochen. Dadurch entsteht der Eindruck einer monotonen Sprechweise, das gleichbleibende Tonhöheniveau und der konstant geringe  $F_0$ -Umfang entsprechen einer Charakterisierung, wie sie in der Literatur vor allem für das Dresdnerische als typisch erachtet wird.<sup>15</sup> Die sächsische Intonation wird von Zimmermann (1998:8) als "ziemlich spannungslos" beschrieben, "wenig energisch, mit relativ weichen Kurven und geringen Schwereabstufungen innerhalb des flachen Intonationsmusters." Das Durchschnittsintervall eines Aussagesatzes entspreche dem Intervall einer Terz, das heißt drei bis vier Halbtönen. An Intonationsphrase 032-038 wird diese Sprechweise exemplarisch visualisiert (Diagramm 3):

<sup>15</sup> Selting (2003) und Gilles (2005) verwenden den Begriff "Treppenkontur", da in der Nukleus-silbe ein Anstieg oder Sprung vorliegt und die Tonhöhe bis zum Ende der Intonationsphrase gehalten wird. Dieser "Nachlauf" (Gilles 2005:9) wird auch als Plateau-Kontur bezeichnet. Dieser Begriff wird hier, obwohl er sich gut anbieten würde, nicht verwendet, da die aktuelle Forschung darunter nicht die ganze, sondern nur einen Teil der Intonationsphrase (Nachlauf) versteht. Eine Übersicht zu den verschiedenen Formen bietet Gilles (2005:242).

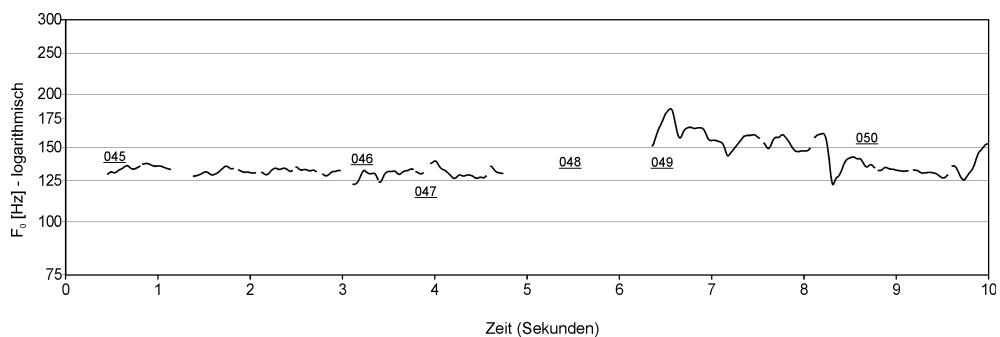
### Diagramm 3: Sek. 58.75-68.75



032 =weil das Übern (--) über den sÜmpf nÜber musst, (-)  
 033 [Räuspern] (1.0)  
 034 und drÜbn war naa der wEg -  
 035 =standen die pfErde drÜbn, (--)  
 036 und war so e am am rAnd hin,  
 037 =ging wieder e hÄnglein;  
 038 =so e wEng e hAng nAUf, (1.0)

Bis zu Intonationsphrase 047 (Diagramm 4) ist diese Intonationskontur mit tiefem Tonhöhniveau<sup>16</sup> vorherrschend und umfasst damit diejenigen Teile der Erzählung, welche den textuellen Frame<sup>17</sup> für die eigentliche Handlung bestimmen.

### Diagramm 4: Sek. 80-90



045 und da hAbn wir paar .h so e wEng e so e  
 046 schnEIse dUrchghAckt;  
 047 =nä enEcke wEggehAckt dass du dUrchlaufen kOnntst -  
 048 (1.5)  
 049 NA wir hAbn obn ausgelängt das dIng, nä,  
 050 =unten nauf zwEI mal vier mEter,

<sup>16</sup> Die fortan gebrauchten Bezeichnungen 'tiefes, mittleres und hohes Tonhöhniveau' sind aus relationalem Vergleich zueinander zu erklären (vergleiche dazu auch Selting (1995:150)); die Gesamtinterpretation wird diesbezüglich schon vorwegenommen.

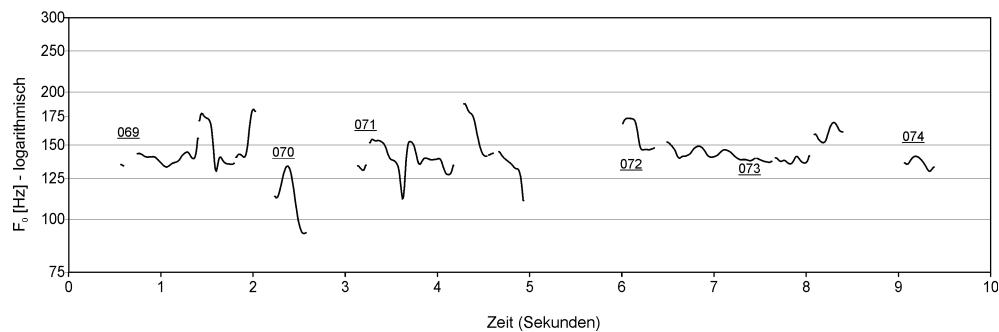
<sup>17</sup> Dazu gehören auch textuelle Scripts, wie das Hinauffahren der Beteiligten zum Handlungsort und das Schlagen der Schneise, also Handlungen, die für den Frame der Haupthandlung (des 'Ereignisses') konstitutiv sind.

Die drei Intonationsphasen 045-047 weisen nurmehr ein Intervall von 1,88 st auf, dann durchbricht Intonationsphrase 049 mit einem größeren  $F_0$ -Umfang (4,83 st) den weitgehend monotonen Erzählverlauf, aber nur kurz, denn die anschließende Passage 050-060 weist abermals ruhiger verlaufende Konturen auf und verdeckt damit den Übergang zum – aus narrativer Sicht – Einsatz des 'Ereignisses'. In diesem Abschnitt wird das Script entfaltet, wie der Stamm abgemessen, eingeteilt und schließlich zerkleinert wird. Diese bislang ruhige Erzählhaltung mit weitgehend monotonen Konturen wird von Selting für das Dresdnerische gesprächsstilistisch interpretiert (Selting 2003:40):

Als Serienvorkommen legen sie [...], wie im Berlinischen, die Interpretation der so konfigurierten Äußerungen als rekurrente, gewohnheitsmäßige, routinisierte Aktivität nahe.

Eine neue Qualität der Gesprächsführung tritt mit Intonationsphrase 061 ein: Der  $F_0$ -Umfang dehnt sich in höhere Frequenzbereiche (IP 061-064: 132-208 Hz, 7,78st) aus, so dass eine lebendigere Sprechweise auf mittlerem Tonhöhniveau entsteht, die vor allem dazu genutzt wird, den regen Dialog zu stilisieren. Eine deutliche Rollenzuteilung für bestimmte Konturen oder Tonhöhniveaus, wie es beim sogenannten 'Sprechen mit fremder Stimme' der Fall sein kann, scheint aber nicht vorzuliegen, und auch jetzt kann noch der monotone Sprechduktus einfließen, etwa bei der entkräftenden Gegenrede in der ersten Hälfte der Intonationsphrase 073 (Diagramm 5):

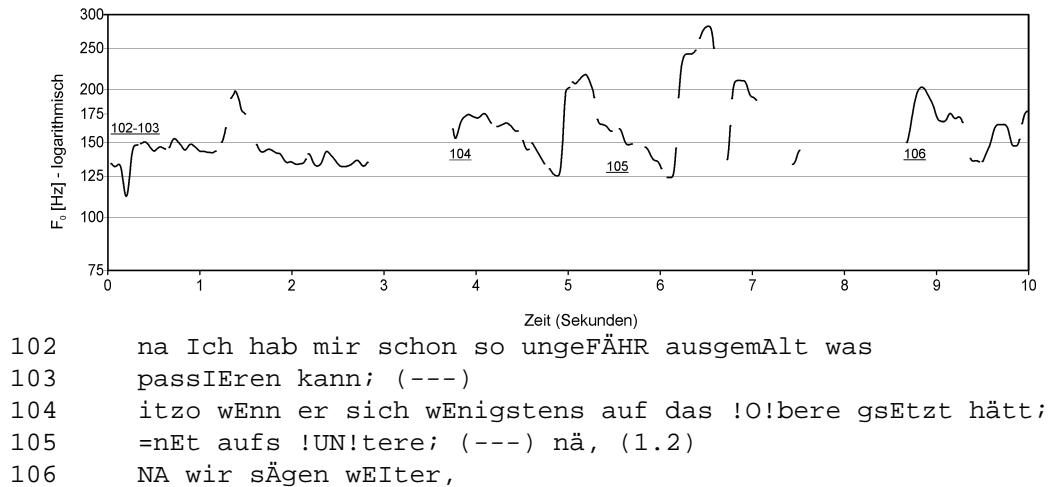
### Diagramm 5: Sek. 120-130



069 und stEht nAchher wieder dOrt wie e kErze. [(1.2)]  
 070 EX: [genAU]  
 071 GP: da solltn wir doch untn erst den stOck abschnEIden. (1.0)  
 072 ACH hast dU e getU mÄnnla;  
 073 =(das was die) dA passIERT nIx, (--)  
 074 mEInt er. (1.0)

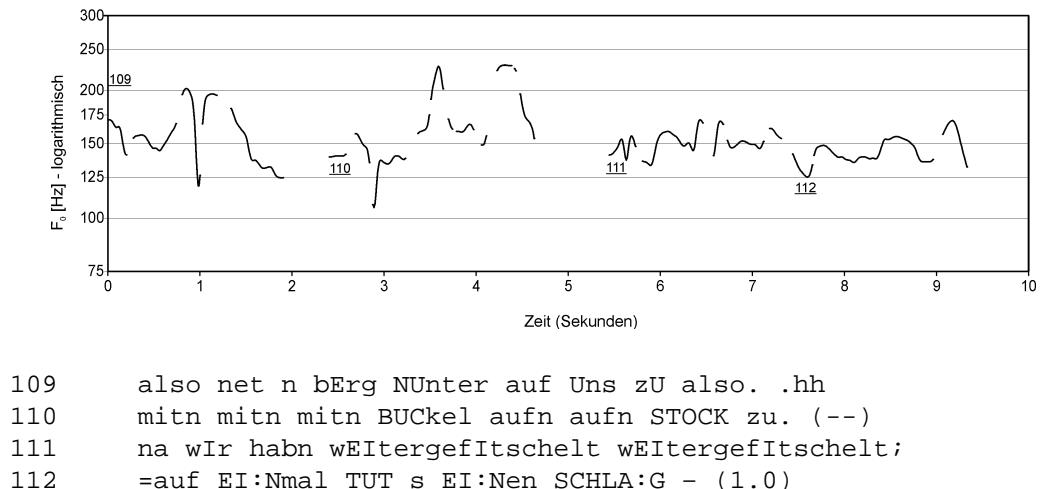
Ein auffällig enger Frequenzgang zeichnet sich bei der Intonationsphrase 078-081 ab, in der monoton gehaltenen Sequenz 080-081 wird der mutlose Versuch einer abermaligen Widerrede vernommen, der auch sofort abgeblockt wird durch eine Sequenz mit wieder weiter gefasstem  $F_0$ -Umfang. Die 'Ahnung' in Intonationsphrase 102 bereitet ein neues Intonationsmuster vor, das durch stark exponierte Silbenakzente geprägt ist (Diagramm 6). Diese sind als Klimax angeordnet, von 195 Hz (*ungeFÄHR*) über 220 Hz (*!O!bere*) bis zu einem Maximalwert von 282 Hz (*!UN!tere*):

**Diagramm 6: Sek. 176-186**



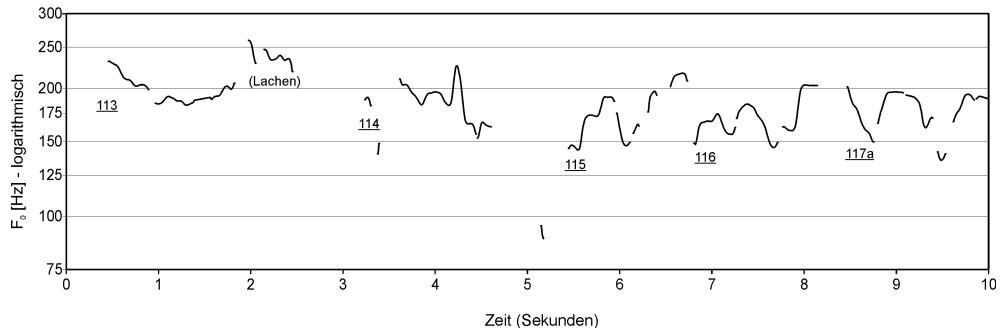
Mit 111 wird das routinemäßige 'Weiterfitscheln' am Baumstamm durch die Rücknahme des Frequenzgangs auf ein mittleres Tonhöheniveau (124-175 Hz) erreicht, und auch die Resolution, der mit Spannung erwartete markante Wendepunkt der Erzählung, wird auf diesem Niveau angeschlossen (Diagramm 7):

**Diagramm 7: Sek. 190-200**



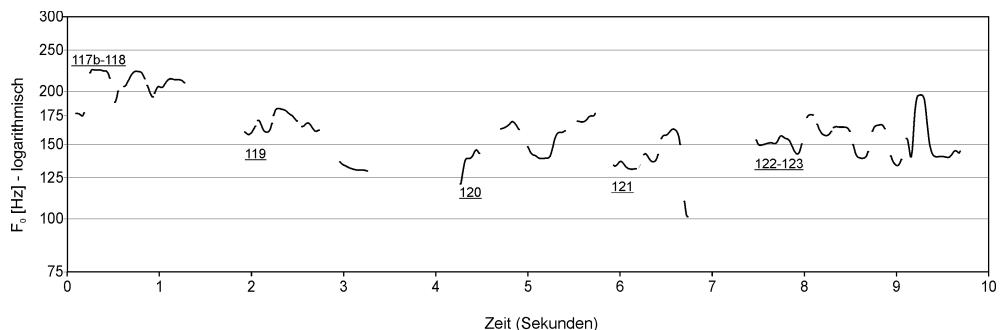
Der Höhepunkt der Erzählung zeichnet sich in der Sequenz 113-118 ab, indem er die bislang bewegteste Stimmführung auf hohem Tonhöheniveau (135-236 Hz) zeigt, die als Klimax in der Intonationsphrase 117/118 auf höchstem Tonhöhenniveau mit sehr engem Frequenzgang (196-238Hz) in einer Plateaukontur gipfelt (Diagramme 8 und 9):

**Diagramm 8: Sek. 200-210**



113 wie der mÜnchHAUSen auf der kANOnenKUGel; (--)  
 114 IST die FUHre RÜCKwärts ABGANGen; (--)  
 115 Und das dIng ist rumgeschnAppt,  
 116 =stand wIEder dOrt wIE e kErze, (-)  
 117a Und n GROSSvAter hAt s DRÜbn in

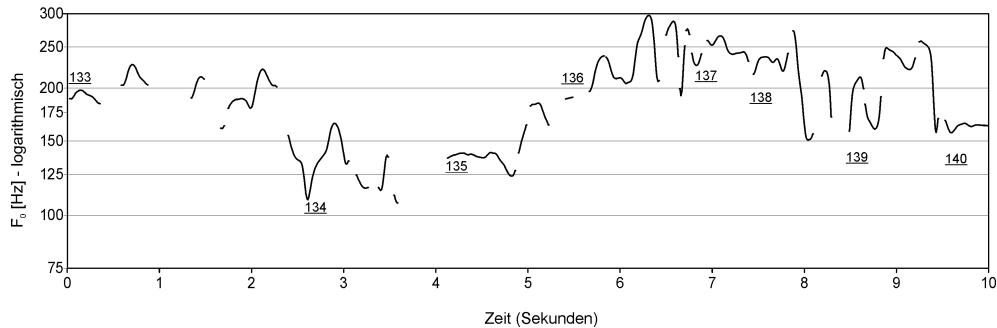
**Diagramm 9: Sek. 210-220**



117b  
 118 !NEIN!ge!ZUN!den - (--) die !BÜ!sche  
 119 Also er WAR verSCHUNden naa. (---)  
 120 nA itz kAnnst d dIr ja vOrstellen,  
 121 Also (.) von wEgen, (---)  
 122 dass wIr da nUnter kOnnten und kOnnten m hElfen oder  
 123 wAs;

Intonationsphrase 119 leitet bereits durch ihr mittleres Tonhöhniveau die Sprechweise der 'Evaluation' ein, die auf mittlerem Niveau die Sequenz 120 bis 132 umfasst. Die Moral (Diagramm 10) wird auf hohem Tonhöhniveau vorbereitet und als direkte Rede des Großvaters auf höchstem Niveau inszeniert, der diese Sequenz abschließende Kommentar wird auf mittlerem Tonhöhniveau ausgeführt (Intonationsphrase 140), an das sich die Schlussformel anschließt; die beiden letzten Phrasen zeigen zwar hohes Tonhöhniveau, aber nur die jeweils erste Silbe ist intonatorisch exponiert, gefolgt von starker Deklination des Frequenzgangs, so dass ein intonatorischer Abschluss der Erzählung vorliegt.

Diagramm 10: Sek. 263.5-273.5



133 GE:::!SCHI:::MPFT! (-) WIE: ein !ROH:R!SPATZ;  
 134 EX: wArt Ihr noch dran schUld (hä).  
 135 GP: na naa warn wir freilich schuld, nä,  
 136 Ich !HAB! s EUch !GLEICH! !GSAGT! -  
 137 =DAS !GEHT! NET;  
 138 =ICH !HAB! S EUCH !GLEICH! GSAGT.  
 139 Ihr !WUSSt ja !AL!les BESSer.  
 140 nä hat er s nachher wie wenn wir schUld wArn. (1.0)

Wie bei der Analyse der Pausenstruktur kann nun die Intonationsstruktur mit der narrativen Struktur verglichen werden. Die horizontalen Linien geben gleichbleibende Intonationsführung bei Wechsel der narrativen Struktur an, die vertikalen Linien symbolisieren einen Intonationswechsel. Dort, wo ein lebhafterer Wechsel stattfindet, dies insgesamt aber als einheitlich zu werten ist (Rede – Gegenrede), sind diese Linien gestrichelt. Wenn die Intonationsstrukturen sich nicht mit der narrativen Struktur decken, sind die Buchstaben, mit denen die narrative Struktur versprachlicht wird, segmentiert: Bei MESO findet der Wechsel ungefähr in der Mitte der Erzählpassage statt, auch die Komplikation ist mehrfach auf diese Weise – modellhaft symbolisch – gegliedert. Wenn nur ein oder zwei Phrasen zur vorhergehenden oder nachfolgenden intonatorischen Struktur zu rechnen sind, so wird dies durch die Segmentierung nur eines Buchstabens angegeben:

(2) Umstände (MAKRO – MESO – m|ikro) – Exposition (MAKRO – mikro – ME|SO) –  
 Ko|mpli:ka:ti:on | Ahnun|g – R|esolutio:n – Evaluation | Mora|l – S|chlussformel

So wird ersichtlich, dass zwar eine intonatorische Strukturbildung vorliegt, die sich im Großen und Ganzen auch mit der narrativen Struktur deckt, zugleich aber von dieser abweicht. Auffällig sind insbesondere die minimalen Abweichungen, die durch das Segmentieren der einzelnen Buchstaben veranschaulicht werden. Hier handelt es sich um kohäsive, intonatorische Brücken zwischen den Erzählabschnitten, die auf diese Weise homogen an den vorhergehenden Erzählabschnitt angeschlossen werden können. Dadurch wird auch die Pausenstrukturierung, wie in (1) dargestellt, in ihrer Gewichtung nivelliert.

### 3.3. Die Intensität

Die Lautstärke ist ein Parameter, der eng mit der Akzentuierung zusammenhängt. Wie beim Tonhöhenverlauf muss die psycho-akustische Wahrnehmung berücksichtigt werden, was bedeutet, dass eine doppelt so laut wahrgenommene Passage nicht einer Verdoppelung des Dezibel-Wertes entspricht.<sup>18</sup> Eine exakte Bestimmung der wahrgenommenen Lautheit ist deshalb schwierig und soll im Folgenden relational zur Lautstärke des Umgebungstextes beschrieben werden. Im Erzähl-einsatz kann die zweite Silbe mit 76,2 dB gemessen werden, und dieser Wert dient auch als oberer Richtwert für den Anfang der Erzählung. Bei leiseren Passagen können Nebenakzente auf 57 dB abfallen, die betonten Silben der Intonationsphrasen oszillieren aber zwischen 67 und 77 dB. Ab Intonationsphrase 030 fallen die Werte leicht ab, sie liegen zwischen 73 und 67 dB, bei 047 sinken sie auf 64-65 dB ab. Von 049 an wird die Lautstärke wieder auf Anfangsniveau gehoben, was daher als Neueinsatz gewertet werden kann. Die Lautstärke bleibt in etwa bei dieser Intensität und erreicht bei Intonationsphrase 061 einen singulären Höhepunkt in der Akzentuierung von *auch (und nachher sag ich auch noch)*. Als Grund dafür kann angenommen werden, dass ein frühzeitiges Erkennen der Gefahr, die erst noch geschildert wird, als prosodisches Signal an den Hörer weitergegeben werden soll. Zudem wird dadurch das Lautstärkeniveau hochgehalten und erreicht dann zwei weitere singuläre Spitzen in der Interjektion *ach* in den Intonationsphasen 072 und 082, in denen jeweils die Zurückweisung der Bedenken formuliert wird. Von Intonationsphrase 097 an wird das Lautstärke-Niveau weiter angehoben, über die Ahnung pendelt sich das Niveau bei 104 und 105 auf bis zu 81 dB ein, um dann wieder auf 75-78 dB zurückzugehen, so dass für den Höhepunkt nochmals die Lautstärke angehoben werden kann, in Phrase 113 auf 81,6 dB (Silbe *Münchhausen*), in 114 sogar auf 82,6 dB (Silbe *abgegangen*). In 115 bis 116 geht das Niveau leicht zurück – es wird erklärt, was passiert ist – und exponiert das auf höchstem Tonhöhenniveau gesprochene Ereignis, dass der Großvater in die Büsche geschleudert wurde. Dabei wird jede betonte Silbe mit Nachdruck gesprochen:

117/118	... Büsche NEINgeZUNden;	119	Also er WAR ...
	77,5 dB 77,7 dB 79,2 dB		79 dB

Mit Intonationsphrase 119 sinkt das Intensitätsniveau wieder leicht ab, bleibt jedoch vielfach bei Werten um 77 dB. Davon setzt sich schließlich nochmal die 'Moral' der Erzählung mit Spitzenwerten von 81 dB ab. Die beiden Intonationsphasen 142 und 143 haben gemeinsam, dass sie nicht nur mit hohem Tonhöhen-niveau einsetzen, sondern auch mit hoher Lautstärke; beide Parameter fallen zum Ende der jeweiligen Phrase ab. Dabei stellt der erste Akzent (142 *Nacheinander*) mit 83,7 dB den insgesamt höchsten gemessenen Wert der Erzählung, der letzte Akzent der Erzählung liegt immerhin noch bei 73,6 dB (143 *sagen*).

Modellhaft dargestellt tritt die erste deutliche Lautstärke-Änderung in der MESO-Perspektive der 'Exposition' auf, einzelne Akzentuierungen treten in der

<sup>18</sup> Pompino-Marschall (2003:155) stellt in einem Diagramm "Kurven gleicher Lautheit" dar; aus diesem Diagramm geht hervor, dass sich bei 3kH die Lautheit von etwa 65 dB auf 75 dB in der psycho-akustischen Wahrnehmung verdoppelt, und von 75 dB auf 85 dB abermals verdoppelt.

'Komplikation' hervor, die 'Ahnung' setzt sich durch Zu- und Abnahme der Lautstärke vom Kotext ab; die 'Resolution' zeigt auch in der Intensität eine starke Markierung auf, die zur Evaluation zurückgenommen wird, so dass für die 'Moral' noch eine Steigerung möglich ist, die sowohl durch die Lautstärke, als auch durch das Tonhöhenniveau die am stärksten prosodisch markierte Textpassage darstellt.

(3) Umstände (MAKRO – MESO – mikro) – Exposition (MAKRO – mikro – ME|SO) – Ko:mplika:ti:on | <Ahnung> | Resolution | Evaluation | Mora|l – S|chlussformel

< = zunehmende Lautstärke  
> = abnehmende Lautstärke

### 3.4. Die Sprechgeschwindigkeit

Die Sprechgeschwindigkeit ist während der gesamten Erzählung relativ gleichmäßig. Gelegentlich längt der Erzähler auch stark akzentuierte Silben: Besonders auffällig ist dies bei der Resolution, die auf mittlerem und daher unauffälligem Tonhöhenniveau gesprochen wird, aber durch größere Intensität und Dehnung der Stammvokale deutlich exponiert wird (Intonationsphrase 112, Diagramm 7). In Intonationsphrase 130 werden die *Tränen*, die eine starke emotionale Beteiligung verbildlichen, emphatisch auch durch die Längung des Stammvokals verdeutlicht. Langsamer als auch schneller gesprochene Passagen können zudem kontrastierend eingesetzt werden: Die 'Moral' wird durch stark verlangsamte Geschwindigkeit mit gelängten Stammvokalen, gekoppelt mit großer Intensität, eingeführt, die nachfolgende direkte Rede des Großvaters dagegen, verglichen mit der normalen Sprechgeschwindigkeit, wesentlich schneller und auch mit großer Intensität wiedergegeben. Durch die Nähe dieser Passagen, die in beide Richtungen von der normalen Sprechgeschwindigkeit abweichen, wird ein deutlicher Kontrast erzielt.

Da der Erzähler die Sprechgeschwindigkeit nur sehr punktuell zur Stilisierung einsetzt und stets Intensität als auch Tonhöhenniveau für eine deutliche Differenzierung vom Ko-Text sorgen, werden in das zusammenfassende Modell (4) nur zwei Segmentierungslinien, zwischen Ahnung und Resolution sowie zwischen Evaluation und Moral, hinzugefügt.

## 4. Fazit

Werden die prosodischen Grenzsignale, die in den Schemata (1) - (3) eine Segmentierung der Erzählung veranschaulichen, in ein Gesamtmodell integriert, so zeigt sich deutlich, dass sich die Perspektivierung der Handlung kaum, die dramaturgische Gestaltung dagegen deutlich in der prosodischen Struktur widerspiegelt. So ist stets zumindest ein suprasegmentales Grenzsignal zu verzeichnen, oder sie treten gebündelt auf:

(4) Umstände (MAKRO – MESO | m|ikro) | Exposition (MAKR:O – m:ikro – ME|SO) | Ko|:::mp:li:::ka:::ti:::on ||| <Ahnun|g> ||| R|esolutio|n | Evaluation ||| Mora|l | S|chlussformel

Auch die Gesprächsführung in der Komplikation wird zumeist durch mehrere Signale deutlich segmentiert, insbesondere durch die exponierten Gesprächspartikeln *ach* und *na*, so dass die drei Retardationszyklen insgesamt auch in der proso-

dischen Struktur abgebildet werden – allerdings nicht so systematisch und so sehr in abgeschlossenen Zyklen, wie sie in der narrativen Struktur dargestellt wurden, sondern meist an den Stellen, wo Rede und Gegenrede aufeinandertreffen.

Zudem wird die besondere Rolle der Intonationskonturen erkennbar: Sie können nicht nur unterstützend die narrative Strukturierung aufgreifen, sondern eine akustische Brücke zwischen zwei Erzähleinheiten schlagen. Besonders deutlich wird diese Brückenfunktion, wenn nur zwei Intonationsphasen die jeweiligen 'Widerlager' der Brücke bilden, so wie es zwischen 'Ahnung' und 'Resolution', zwischen 'Moral' und 'Schlussformel' der Fall ist. Mit der letzten Intonationsphrase der 'Resolution' wird das Intonationsmuster der 'Evaluation' antizipiert.

Die Darstellung prosodischer Abgrenzung soll aber nicht allein in diesem Modell veranschaulicht werden: Häufig sind prosodisch nahtlose oder zumindest un auffällige Übergänge zu verzeichnen: Diese Konstanten wirken sich maßgeblich auf die Konsistenz der Erzählung aus, tragen zur Textkohäsion bei. Wechselt nur ein Parameter, so bleiben die anderen stabil, und auch wenn nur ein Parameter stabil bleibt, so ist Kontinuität gewährleistet.

Als weiteres Ergebnis dieser Studie darf angenommen werden, dass der monotonen Sprechweise mit flachem Intonationsmuster, wie sie für das Sächsische typisch ist (siehe Punkt 3.2), eine textuelle Funktion zugeschrieben werden kann. Der Sprecher beweist eindeutig, dass er durchaus andere Stilregister mit weitaus größerem  $F_0$ -Umfang beherrscht, und auch, dass er diese Möglichkeiten mit unterschiedlichen Tonhöhenniveaus zu kombinieren weiß. Eine Mittelwertbestimmung, wie sie Gilles (2005:83-89) in einem regionalen Vergleich für Sprecher der Städte Hamburg, Berlin, Dresden, Duisburg, Köln, Mannheim, Freiburg und München aufstellt, muss zu einem ähnlichen Ergebnis führen, wie es Gilles angibt (Gilles 2005:89):

Pauschalisierende Charakterisierungen [...], die auf generell besonders große bzw. kleine Umfänge hindeuten, lassen sich demnach nicht bestätigen: So ist z.B. der im Dresdnerischen global zur Verfügung stehende  $F_0$ -Umfang nicht größer oder kleiner als in den meisten anderen Varietäten.

Der thüringische Erzähler des untersuchten Textes spricht also nicht generell monoton, sondern nur abschnittsweise, so dass diese phonostilistische Variierung zur textuellen Gliederung genutzt werden kann. Gerade die Exposition, in der Frame und Script entfaltet werden, weist diese Stimmführung auf. Dass auch bairische Sprecher Textabschnitte prosodisch voneinander absetzen (vergleiche Koch 2007 und 2008-2010), lässt generell auf ein Bewusstsein von Sprechern für prosodische Muster der Textstrukturierung schließen.<sup>19</sup> Letztlich dürfen, ausgehend von Ergebnissen der Varietätenforschung, in solchen Mustern durchaus sprachliche Universalien mündlicher Kommunikation vermutet werden.

---

<sup>19</sup> Selting (1995:360) sieht spezifische Konturen, auch wenn noch andere Faktoren berücksichtigt werden müssen, als Bestandteile "prototypischer Erzähl- und Argumentationsstile".

## 5. Literaturverzeichnis

Bausinger, Hermann (1977): Alltägliches Erzählen. In: Ranke, Kurt / Bausinger, Hermann / Brückner, Wolfgang u.a., Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 1. Berlin, New York: de Gruyter, 323-330.

Boersma, Paul / Weenink, David (2007): PRAAT. Doing phonetics by computer. Version 4.6.22. <<http://www.praat.org>>

van Dijk, Teun A. (1980): Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. Tübingen: Niemeyer.

Duden (2005): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch, hg. von der Duden-Redaktion. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

Gilles, Peter (2005): Regionale Prosodie im Deutschen. Variabilität in der Intonation von Abschluss und Weiterweisung. Berlin, New York: de Gruyter.

Gülich, Elisabeth / Raible, Wolfgang (1977): Linguistische Textmodelle. Grundlagen und Möglichkeiten. München: Fink.

Harnisch, Rüdiger (2004): Textfunktionen räumlicher Ausdrücke – dargestellt am erzählten Lebenslauf eines Sprechers aus dem Bayerischen Wald. In: Greule, Albrecht / Hochholzer, Rupert / Wildfeuer, Alfred (Hg.), Die bairische Sprache. Festschrift Ludwig Zehetner. Regensburg: *vulpes*, 127-141.

Harnisch, Rüdiger (2005): Textfunktionen von Lokaldeiktika. In: Kanz, Ulrich / Wildfeuer, Alfred (Hg.), Kreuther Kräuterbuschen. Beiträge zur 9. Bayerisch-österreichischen Dialektologentagung in Wildbad Kreuth 2004. Regensburg: *vulpes*, 359-369.

Harnisch, Rüdiger (2008): Präliterarische Techniken der Textgestaltung in oralen Erzählungen. In: Fritz, Thomas A. / Koch, Günter / Trost, Igor (Hg.), Literaturstil – sprachwissenschaftlich. Festschrift für Hans-Werner Eroms zum 70. Geburtstag. Heidelberg: Winter, 71-86.

Harnisch, Rüdiger (2008-2010): Biographisches Erzählen im Dialekt – Thematische Progression und episodale Makrostruktur. In: Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft 34-36, 118-130.

Koch, Günter (2007): Oral formulaic poetry. Sprachliche Strategien geübter Geschichtenerzähler. In: Kanz, Ulrich / Wildfeuer, Alfred / Zehetner, Ludwig (Hg.), Dialekt • Literatur. Beiträge zum 2. dialektologischen Symposium in Kirchdorf im Wald 2005. Regensburg: *vulpes*, 79-101.

Koch, Günter (2008-2010): Intonatorische Informationskodierung im narrativen Monolog. In: Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft 34-36, 131-147.

Pomino-Marschall, Bernd (2003): Einführung in die Phonetik. Berlin, New York: de Gruyter.

Rabanus, Stefan (2001): Intonatorische Verfahren im Deutschen und Italienischen. Gesprächsanalyse autosegmentaler Phonologie. Tübingen: Niemeyer.

Rehbein, Jochen (1984): Beschreiben, Berichten und Erzählen. In: Ehlich, Konrad (Hg.), Erzählen in der Schule. Tübingen: Narr, 67-124.

Schwitalla, Johannes (2006): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin: Schmidt.

Selting, Margret (1995): Prosodie im Gespräch. Aspekte einer interaktionalen Phonologie der Konversation. Tübingen: Niemeyer.

Selting, Margret (2003): Treppenkonturen im Dresdenerischen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 31, 1-43.

Zimmermann, Gerhard (1998): Die "singende" Sprechmelodie im Deutschen. Der metaphorische Gebrauch des Verbums "singen" vor dem Hintergrund sprachwissenschaftlicher Befunde. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 26, 1-16.

## 6. Transkript

001 GP: na jEdenfalls also da Obn war ein wIndbruch. (--)  
 002 und dAs ist Obn der (---)(...) grUnd nacheinander nAUf,  
 003 (--)  
 004 ist sUmpf. (--)  
 005 so sUmpfig;  
 006 das war so e sUmpfige (-) wIEse;  
 007 ist nIx gschEIIts gewAchsn. (1.7)  
 008 u::nd .hh (der) wIndbruch,  
 009 =es war e stArker (.) zIEmlich stArker stAmm, (--)  
 010 der ist nun mitn gAnzn: wUrzeln nä mitm  
 011 ganzen (-) wUrzelwerk und dem (--) gAnzen drEck,  
 012 was nun an den wUrzeln alles drAnghängt hat, (--)  
 013 dAs hat s Alles mit rumgelEgt ghabt; (--)  
 014 und lAg so n bErg nauf. (1.5)  
 015 NA naa sInd wir mitn pfErdn nAUfgfahrn, (2.0)  
 016 der dOppels hAns,  
 017 =nä der zAck, .hh (1.0)  
 018 grOßvater (und) ich. (---)  
 019 naja, AUsputzen angefangen nä,  
 020 =die Äste wEggehAckt, (2.0)[im Hintergrund "Aufstehen"]  
 021 nA naa ham wir das zEUg so: .h AUsgeLÄngt, (.)  
 022 naa mEInt er pass AUf,  
 023 Unten nAUf machn wir (---)[Stimmen im Hintergrund]  
 024 zwEI vIermeter blÖcher, (-)  
 025 nä das sind naa vIEr mEter lAng, (--)  
 026 zwei stÜck (1.0)  
 027 und Obn naus;  
 028 =das mAchn wir fEUerholz;  
 029 =das Ist zu Ästig, (--)  
 030 schnEIdn wir lAUter mEterstÜcken rUnter;  
 031 =die kAnn man naa auch lEIchter trAnsportIEren;  
 032 =weil das Übern (--) über den sUmpf nÜber musst, (-)  
 033 [Räuspern] (1.0)  
 034 und drÜbn war naa der wEg -  
 035 =standen die pfErde drÜbn, (--)  
 036 und war so e am am rAnd hin,  
 037 =ging wieder e hÄnglein;  
 038 =so e wEng e hAng nAUf, (1.0)  
 039 und da wAr an dem hAng hIn warn lauter so klEine bÜsche;  
 040 nä,  
 041 =so: (-) mannshöhe; (--)  
 042 sagn wir mal (äh) stOckwerkhöhe warn e pAAr dabEI;  
 043 nä so zImmerhöhe; (--)

044 und das andere war lauter so di' rIchtig dIck - (1.0)  
 045 und da hAbn wir paar .h so e wEng e so e  
 046 schnEIse dUrchghAckt;  
 047 =nä enEcke wEggehAckt dass du dUrchlaufen kOnntst -  
 048 (1.5)  
 049 NA wir hAbn obn ausgelängt das dIng, nä,  
 050 =unten nauf zwEI mal vIER mEter,  
 051 und nachher lAUter mEter. .h  
 052 nä mitm Maß sind wir nachher mit ner axt  
 053 nEIngehAckt,  
 054 so e kErbe rAUsglehAckt,  
 055 =dass d gsEhn hast,  
 056 =wo naa der mEter war. (1.4)  
 057 Obn rein an der spItze s sÄgen angfAngen,  
 058 mEterklÖtze rUntergschnIttn, (1.6)  
 059 na und der Opa hat se naa nUntergschmIssn. (--)  
 060 der grÖßvater. (1.6)  
 061 UND (--) naa sAg ich AUch noch wie wir so e stÜck  
 062 hUnten wArn, (1.5)  
 063 (D)A sag ich  
 064 =pAss AUf -  
 065 wENN wir da rUnter kOmmen, (1.3)  
 066 Untn ist der ganze drEck noch drAn, (---)  
 067 die gAnze lAst - (---)  
 068 das dIng das schnAppt uns doch hOch - (1.5)  
 069 und stEht nAchher wieder dOrt wie e kErze. [(1.2)]  
 070 EX: [genAU]  
 071 GP: da solltn wir doch unten erst den stOck abschnEIden. (1.0)  
 072 ACH hast dU e getU mÄnnla;  
 073 =(das was die) dA passIErt nIx, (--)  
 074 mEIer. (1.0)  
 075 naja wir habn rUntergschnIttn,  
 076 =naa wArn wir an den Acht mEter;  
 077 =Also wo nAchher die zwEI mal vIER mEter noch wArn. (1.8)  
 078 naa hab ich gsagt mEnsch wir solltn itzo trOtzdem  
 079 unten AbschnEIden;  
 080 =das Ist doch wUrst -  
 081 =ob wir itzo Unten wEgschneiden oder Obn - (1.4)  
 082 ACH da sEtz ich mich drAUf,  
 083 dAss das: net auf,  
 084 nä (d)ass wenn s nachher -  
 085 dass s net aufbrIstscht heiBt das im im im -  
 086 oder sagt man dA dazu, nä -  
 087 (dass nachher net) so e schwArte wEgplatzt; (1.5)  
 088 NA wir habn s sÄgen Angefangen; (1.0)  
 089 immer (--) trEU und <<lachend> rEdlich::>,  
 090 <<lachend> rÜber> und nÜber, (--)  
 091 nA, wie wir naa so halb dUrch warn,  
 092 naa ist der schnItt obn immer brEIter wordn.  
 093 EX: ja genau. Unten hats geklEmmt s sÄgeblatt.  
 094 GP: nein das kl' das klEmmt nEt, nä,  
 095 =das gEht ja naa auseinander.  
 096 EX: achsO - (1.4)  
 097 GP: hab ich gesagt dA, (.)  
 098 grÖßvater itzo gEht s Immer wEIter auseinander;

099       =das brIcht uns Itzo wEg; (--)  
 100      Ach ich sEtz mich drAUf -  
 101      dAs passIErt nIx, (1.4)  
 102      na Ich hab mir schon so ungeFÄHR ausgemAlt was  
 103      passIEren kann; (---)  
 104      itzo wEnn er sich wEnigstens auf das !O!bere gsEtzt hätt;  
 105      =nEt aufs !UN!tere; (---) nä, (1.2)  
 106      NA wir sÄgen wEIter,  
 107      =er hAt sich so so rÜcklings drAUfgsetzt, nä,  
 108      so auf UNS zu gegUckt;  
 109      also net n bErg NUnter auf Uns zU also. .hh  
 110      mitn mitn mitn BUCkel aufn aufn STOCK zu. (--)  
 111      na wIr habn wEItergefItscheIt wEItergefItscheIt;  
 112      =auf EI:Nmal TUT s EI:Nen SCHLA:G - (1.0)  
 113      wIE der mÜnchHAusen auf der kANOnenKUgel; (--)  
 114      IST die FUHre RÜCKwärts ABGANGen; (--)  
 115      Und das dIng ist rumgeschnAppt,  
 116      =stand wIEder dOrt wIE e kErze, (-)  
 117      Und n GROSSvAter hAt s DRÜBn in die !BÜ!sche  
 118      !NEIN!ge!ZUN!den - (--)  
 119      ALso er WAR verSCHWUNden naa. (---)  
 120      nA itz kAnnst d dIr ja vOrstellen,  
 121      Also (.) von wEgen, (---)  
 122      dass wIr da nUnter kOnnten und kOnnten m hElfen oder  
 123      wAs;  
 124      dA war nIx drinne. (---)  
 125      wir HAbn Uns vor Lachen geWÄLZT.  
 126      also (-) es WAR ebn (...) das kAnnst d dIr gar net  
 127      vOrstellen was dAs für e bIld war.  
 [NICHT TRANSKRIBIERT (22.5), Zwischenfrage des Explorators]  
 128      NA jEdenfalls also wir habn (-) lAgen dOrt;  
 129      =wir hAben uns n BAUCH zUgehAlten;  
 130      die TRÄ:nen rUntergelAUfen; (--)  
 131      Na, nun auf EInmal ist einer so auf Allen vIEren drÜBn  
 132      aus dem DICKicht aus den BÜschen rAUsgegrAbelt kOmmen.  
 133      GE:::SCHI:::MPFT! (-) WIE: ein !ROH:R!SPATZ;  
 134 EX: wArt Ihr noch dran schUld (hä).  
 135 GP: na, naa warn wir freilich schuld, nä,  
 136      Ich !HAB! s EUch !GLEICH! !GSAGT! -  
 137      =DAS !GEHT! NET;  
 138      =ICH !HAB! S EUCH !GLEICH! GSAGT.  
 139      Ihr !WUSSt ja !AL!les BESSer.  
 140      nÄ hat er s nachher wie wenn wIr schUld wArn. (1.0)  
 141      na ja hAbn wir halt dIE paar dInger AUfgelAden; (1.0)  
 142      NACHeInAnder rUnter gelAcht Also; (1.0)  
 143      bIs hm (-) BIS HEIM kAnn man sAgn.

# **Semantische Erkenntnisprozesse in der technischen Beschreibung**

**Claudia Zimmermann**

## **1. Einleitung**

Eine technische Zeichnung ist für den Laien eine komplexe und meistens wohl eher unverständliche Darstellungsform (siehe Abb.1 im Anhang). Im einfachsten Fall werden auf einer technischen Zeichnung Einzelteile nach bestimmten, von der DIN festgelegten Regeln abgebildet. Wie interpretieren Fachleute solche Zeichnungen? Kann man anhand von Beschreibungen technischer Zeichnungen Rückschlüsse darauf ziehen, welche gedanklichen Prozesse ablaufen, um die Funktion eines Teiles nur aufgrund seiner auf der Zeichnung dargestellten Form zu erkennen? Da ein solcher Erkenntnisprozess bei der erfolgreichen Interpretation einer technischen Zeichnung als Ergebnis zu einer funktionalen Teilebenenung führt, handelt es sich hierbei um einen semantischen Prozess.

Die Beschreibungen technischer Zeichnungen zweier Ingenieure werden im Folgenden auf diese Fragestellungen hin untersucht. Anhand von Zeichnungen aus dem eigenen Betrieb sollten die Ingenieure beschreiben, was für Teile die Zeichnungen darstellen, und sich überlegen, wofür sie eingesetzt werden könnten. Dazu hatte ein weiterer Kollege 20 Zeichnungen von Einzelteilen willkürlich ausgewählt, einzige Voraussetzung war, dass die Teile die Benennung 'Welle' trugen. Die Ingenieure nahmen sich nacheinander diese für sie unbekannten Zeichnungen vor und begannen sofort mit der Beschreibung. Prof. Werner Wegstein von der Julius-Maximilians-Universität Würzburg leitete die Aufnahmen, wobei er nur an wenigen Stellen nachfragte und ansonsten die Ingenieure weitgehend ungestört laut denken ließ. Da der Gesprächspartner für die Ingenieure Prof. Wegstein war, interpretierten sie die Zeichnungen dementsprechend auf einem in der Regel für Laien verständlichen Niveau. Die Transkripte der 40 Teilebeschreibungen erscheinen in einem eigenen Band (Zimmermann 2013).

## **2. Ablauf der Beschreibungen der technischen Zeichnungen**

Die verwendeten technischen Zeichnungen stellen Einzelteile dar. Sie wurden den Beschreibenden als Kopie auf Din A4 vorgelegt. Die dreidimensionalen Teile werden darauf zweidimensional und oft nicht maßstabsgetreu wiedergegeben. Alle ausgewählten Teile weisen einen runden Querschnitt auf, häufig liegt auf der Zeichnung nur ein Längsschnitt vor, manchmal zusätzlich ein Querschnitt oder die Darstellung einer Einzelheit (siehe Abb.1 im Anhang). Um den Text eindeutig den Zeichnungen zuordnen zu können, sollten Ing 1 und Ing 2 jeweils zunächst die Teilenummer verlesen.

Zunächst soll aus den vorliegenden Teilebeschreibungen ein systematischer Ablauf herausgearbeitet werden, in der Erwartung, dass sich aus diesem Ablauf eine Antwort auf die Frage finden lässt, wie die Beschreibenden vorgehen, um die Funktion eines Teiles zu ermitteln.

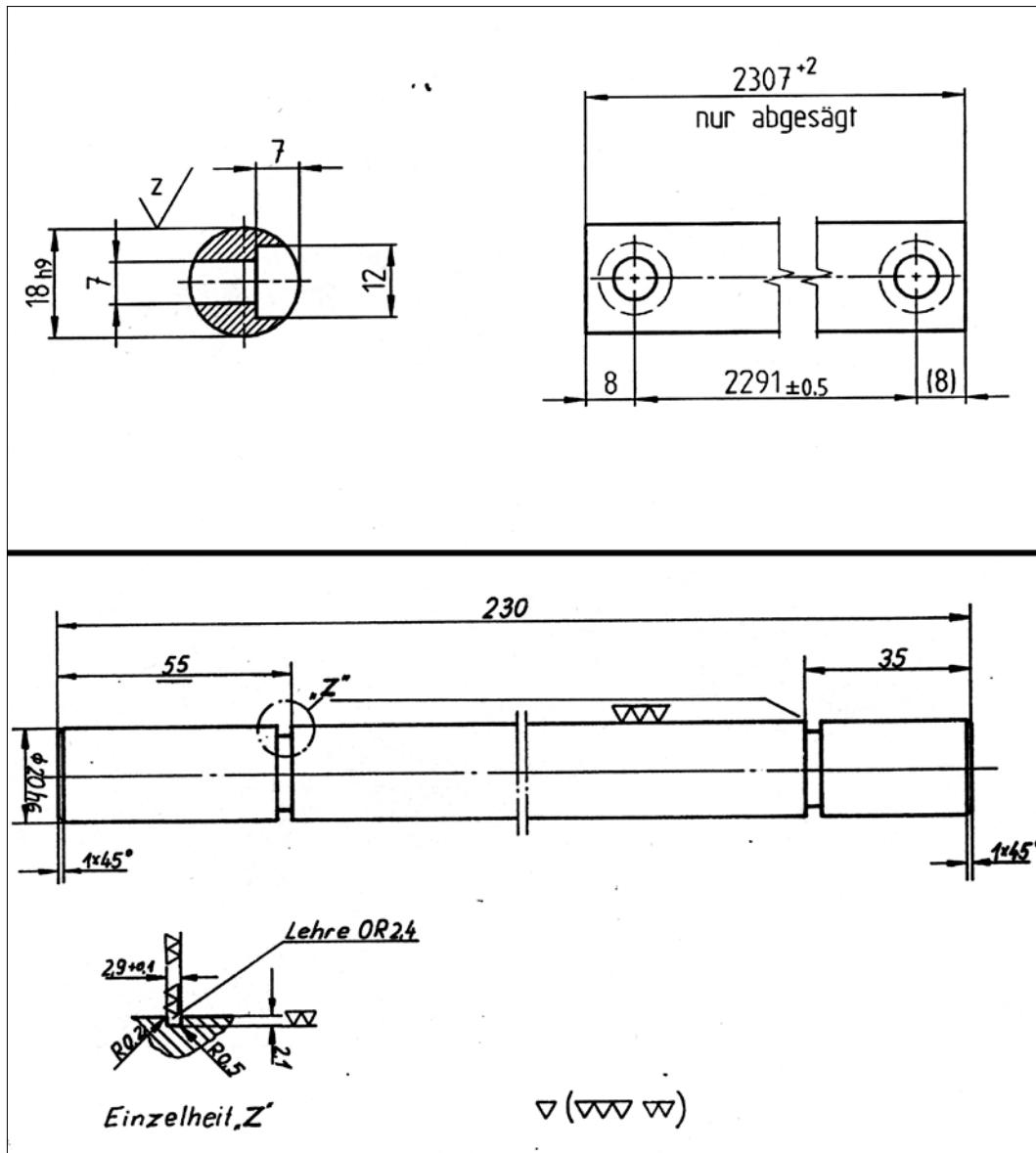


Abbildung 1

Die Abbildung zeigt Ausschnitte aus zwei technischen Zeichnungen (oben das Teil 2 und unten das Teil 3). Die Abbildung zeigt den sogenannten Zeichenbereich. Das sogenannte Schriftfeld, wo unter anderem Sachnummer, Benennung, Auftragsnummer, Material oder Änderungen vermerkt sind, ist nicht abgebildet. Die Zeichnung für Teil 2 (oben) zeigt einen Längs- und einen Querschnitt, bei Teil 3 liegt nur ein Längsschnitt vor, sowie eine Einzelheit. Dass Teil 3 einen kreisförmigen Durchmesser hat, ist an dem 'φ' vor der Ziffer 20 zu erkennen. 'h6' nach der Ziffer 20 ist die sogenannte Passung, das heißt eine Angabe für die tolerierte Abweichung von den angegebenen 20 Millimeter. Obwohl Teil 2 auf den ersten Blick kürzer wirkt als Teil 3, ist das Teil 2 mit seiner Länge von 2307 Millimetern etwa zehnmal so lang wie Teil 3, das 230 Millimeter lang ist.

## 2.1. Funktionale Teilebenennung vor der Teilebeschreibung

Die Beispiele 1 bis 4 zeigen eine Auswahl an typischen Anfängen:

- (1) Ing 1: ja. (1.0) wieder *eine WELle*; (1.3)  
diesmal hh. etwas robusteren von robusteren tu'=  
=ein (.) eine wirklich ECHte wElle. (-)  
sehr sympAthisches geRÄT. (---) ähm (1.0)  
(Text 1: 1258-1261)
- (2) Ing 2: hh das nächste tEIL ist das tEIL EL vier vier null  
null neun vier null. (3.0)  
eine (1.1) *WELle*. (-)  
geSAMTLänge vierhundertzoundsiebzig milimEter. (-)  
mAximaler DURCHmesser Achtzig milimeter. (1.9)  
(Text 2: 1488-1492)
- (3) Ing 1: das (.) diese wElle ist *ein STIFT*. (2.6)  
(Text 1: 682)
- (4) Ing 2: so:; das nÄchste TEIL (-) ist das TEIL L acht neun  
null drei zwo fünf fünf- (2.2)  
EIn- (1.9) ja als *wElle beZEICHnet*; äh (1.8)  
ICH würd des eher als *BOLzen bezEICHnen*.=  
(Text 2: 955-958)

Die Beispiele (1) - (4) zeigen, dass Ing 1 oder Ing 2, bevor sie mit der eigentlichen Beschreibung beginnen, meist schon nach einem nur kurzen Blick auf die Zeichnung ein erstes Urteil darüber gefällt haben, welche Funktion das Teil erfüllt. Denn die Benennung der Teile als *Welle*, *Stift* oder *Bolzen* greift die Funktion der Teile auf, ist also schon das Ergebnis einer erfolgreichen Interpretation der Zeichnung. Bei dieser raschen Einschätzung spielt es auch eine Rolle, dass bekanntermaßen alle Zeichnungen die Benennung *Welle* tragen. Die Beschreibenden benötigen nur wenige Augenblicke für ihre Festlegung: (1) und (2) beziehen sich auf das gleiche Teil (Teil 19). Ing 1 sagt nach gerade einer Sekunde Bedenkzeit, dass es sich um eine *Welle* handelt. Ing 2 macht eine längere Pause (drei Sekunden), beginnt mit dem passenden Artikel *eine* und nennt nach einer kurzen Unterbrechung (eine Sekunde) seine Entscheidung (*Welle*). Ebenso rasch entscheiden sich Ing 1 und Ing 2, wenn es sich offensichtlich nicht um eine *Welle* handelt, wie (3) und (4) zeigen, in denen Teil 12 beschrieben wird. Ing 1 kommt hier sofort zu seiner – von der Benennung auf der Zeichnung abweichenden – Feststellung, dass es ein *Stift* ist, erst danach macht er eine längere Pause von fast drei Sekunden. Ing 2 verliest wie üblich die Teilenummer und kommt nach zwei Pausen von insgesamt ca. vier Sekunden zum selben Urteil wie Ing 1. Die eingehende Beschreibung der Teile und damit die Begründung für ihre Entscheidung folgt erst im Anschluss.

Da diese erste Entscheidung bei fast allen Teilen so schnell wie in (1) - (4) fällt, verbalisieren die Beschreibenden den Prozess, wie sie zu ihrer Beurteilung der Teilefunktion und damit zu seiner Bezeichnung kommen, kaum. Ihnen reicht als Fachleuten offensichtlich ein kurzer Blick auf die Zeichnung, um das Teil zu benennen. Allerdings irren sie sich manchmal und revidieren im Laufe der Beschreibung ihre Beurteilung, dies lässt sich gut am Beispiel von Teil 6 zeigen:

(5) Ing 1: wir haben SACHnummer el vier zwo vier sechs sieben neun null; (1.0)  
 das ist eine (--) eine ( ) lange WELle.  
 [...]  
 entweder ne (-) sehr einfache abstandstraverse:=  
 (Text 1: 313-333)

(6) Ing 2: so ich hAbe jetzt das (--) TEIL l vier zwo vier sechs sieben neun null. (2.7)  
 wir hAben hier eine VIERzig (---) h sEchs:- (1.6)  
 eintausendsiebenhundertsechzig milimeter lAnge WELle;  
 [...]  
 also KRAFTübertragung äh-  
 es ist NICHTS-=  
 über diese gewInde (kann man)=kann man keine KRAFT  
 übertrAgen.  
 (Text 2: 398-447)

Bei dem in (5) und (6) beschriebenen Teil 6 widerlegen Ing 1 und Ing 2 die zuerst geäußerte Feststellung, dass es sich um eine Welle handeln könnte, da damit keine Kräfte übertragen werden können, und vermuten im späteren Verlauf der Beschreibung, dass dieses Teil als Traverse dienen könnte, obwohl auch dabei nicht alle Eigenschaften zutreffen.

Bei vierzig Beschreibungen beginnen Ing 1 und Ing 2 33-mal mit einer funktionalen Benennung des Teiles innerhalb der ersten Sätze. Fünfmal fehlt eine solche Benennung und zweimal verweisen sie auf die Teilebenennung in der Zeichnung mit der Formulierung *als Welle bezeichnet* (siehe Beispiel 4), die klar macht, dass sie mit der vorliegenden Benennung nicht übereinstimmen. Nur siebenmal kommen sie im Laufe des Beschreibens zu einer anderen Feststellung, das heißt, dieses oft fast augenblickliche Erkennen der Funktion eines Teiles anhand der Zeichnung funktioniert offenbar recht gut.

## 2.2. Angabe der Dimension zu Beginn der Teilebeschreibung

Der erste Schritt bei der eigentlichen Teilebeschreibung besteht für Ing 1 und Ing 2 meistens darin, Länge und Durchmesser des dargestellten Teils zu betrachten, um sich die Dimensionen zu verdeutlichen. Abbildung 1 zeigt, dass Teile, die auf einer Zeichnung ähnlich groß aussehen, in der Realität für sehr unterschiedlich proportionierte Teile stehen. In (7) beginnt Ing 1 gerade ein Teil zu beschreiben. Zunächst gibt er die Teilebenennung wieder, wobei die Formulierung seine Distanzierung erkennen lässt: *wir haben wieder etwas mit der Bezeichnung Welle*. Dann liest er die Sachnummer vor und geht bei der Beschreibung als erstes auf die Dimension des Teiles ein:

(7) Ing 1: so (1.8) wir haben WIEder (-) etwas mit der  
 bezEIchnung WELle, (-)  
 äh die SACHnummer ist wE zwo zwo fÜnf nUll (-) vIER  
 EIIns EIIns- (-)  
 diese wElle ist jetzt sehr PUTzig; (2.8)  
 was is DAS dEnn; (1.2)  
 dAs ist ein spaGHETti; (--)  
 die ist zwOtausenddrEIhundertundsieben milimeter  
 LANG.=

=das sIEht hier auf dieser (-) äh äh zEichnung aus als  
 wärs ein kleiner RIEgel.=  
 =aber das muss man sich wIrklich wie nen spaghEtti  
 anSCHAUN.=  
 =der Ist nur ACHTzehn milimeter im dUrchmesser:=  
 =also SO [gerade SO.=  
 (Text 1: 77-91)

Ing 1 spricht hier die Maßstabsproblematik direkt aus: Was auf der Zeichnung wie ein kleiner Riegel aussieht, hat eher die Form eines Spaghetti, wobei er die achtzehn Millimeter Durchmesser für die Anwesenden noch durch eine Geste anzeigt. Die Erfassung der Dimension ist bei beiden Ingenieuren ein wichtiger Schritt, um zu erkennen, um was für ein Teil es sich handelt. Unter den 40 vorliegenden Beschreibungen fehlt nur achtmal eine laut geäußerte Angabe zu Länge und Durchmesser. Ing 2 entwickelt ab der dritten Beschreibung einen festen Ablauf, der abgesehen von einer Ausnahme mit der Verlesung von Länge und Durchmesser beginnt.

Ing 1 ist in dieser Hinsicht nicht so systematisch, dafür vergleicht er die Teile eher mit alltäglichen Gegenständen, zum Beispiel *wie nen spaghEtti* (Beispiel 7), setzt sie in vergleichende Beziehungen zu vorher genannten Teilen (siehe Beispiel 8 und 9) oder beschreibt sie anhand äußerer Eigenschaften (siehe Beispiel 10):

(8) Ing 1: äh DEUTlich lÄnger als das element das wir vorher  
 hAtten auch wesentlich komplIZIerter (.) AUfgebAUT; .h  
 (Text 1: 7f.)

(9) Ing 1: hier ham wir den kLEInen BRUder von der wElle die wir  
 vOrhin hatten.  
 (Text 1: 220f.)

(10) Ing 1 =das is jetzt (-) NOCHmal lÄnger als zwo meter  
 Achtzig, (-) he  
 DREIßig ha nEUn (.) is auch schon wIEder (-) sag mal  
 ne (-) sehr SCHLANke wElle. (--)  
 (Text 1: 261-264)

Dadurch werden die Dimensionen der abstrakten Zeichnungen leichter verständlich. So überträgt zum Beispiel die Metapher *Bruder* das Konzept der Ähnlichkeit unter Verwandten auf die beschriebenen Maschinenbauteile. Auch die Charakterisierung der Welle als *sehr schlank* in Beispiel 10 vermittelt leichter ein inneres Bild des Teiles als die exakten Angaben von 2,8 m Länge und 3 cm Durchmesser. Bei Ing 2 finden sich solche Vergleiche und Charakterisierungen nicht.

### 2.3. Suche nach funktionalen Elementen

Der Ablauf der weiteren Beschreibung, das heißt, die Art und Weise wie die Beschreibenden das Teil charakterisieren, ist abhängig davon, wie gut sie von seinem auf der Zeichnung dargestellten Äußeren auf seine Funktion schließen und es dementsprechend benennen können. Abbildung 2 (siehe Anhang) zeigt, wie Ing 1 und 2 die Teile 1-20 bezeichnet haben und mit welchem Sicherheitsgrad sie diese

Bezeichnung gewählt haben. Bei Teil 1, 3, 8, 10, 12<sup>1</sup>, 14 und 19 kommen Ing 1 und Ing 2 sicher zum gleichen Ergebnis, so dass ich davon ausgehe, dass es sich hierbei um eindeutige, prototypische Teile handelt. Es stellt sich also zunächst die Frage, wie solche Teile beschrieben werden und ihre Funktion erkannt wird, bevor wir uns die mehrdeutigen Teile anschauen.

### 2.3.1. Wann ist eine Welle eine Welle?

Bei den Beschreibungen fällt auf, dass die Ingenieure, sobald sie die Bedeutung eines Teils, im Sinne seiner Funktion, erkannt haben, die treffende Teilebezeichnung als Ergebnis ihrer Überlegung nennen. Wenn die Bezeichnung das Ergebnis des semantischen Erkenntnisprozesses ist, muss ein entsprechendes Konzept des prototypischen Vertreters für solche Bezeichnungen existieren. Als Prototyp bezeichnet Schmid "besonders typische, gute und hervorstechende Vertreter einer Kategorie" (2002:34). Dazu äußern sich die Ingenieure folgendermaßen:

(11) WW: wären=wären ROHre für sie dann auch WELlen; (1.0)  
 [...]  
 Ing 1: [jetzt jetzt kOmmen wir natürlich in  
 beGRIFFSdefinitionen.=  
 =für MICH is eine- (-)  
 ein=ein ROHR ist zunächst einmal EINE geometrische  
 fOrm. (---)  
 und (-) eine WELle (--) is eigentlich die (.)  
 beNUTzung einer geometrischen fOrm für einen  
 bestimmten ZWECK. (-)  
 nämlich um etwas zu LAgern.=  
 =um etwas (-) äh zu beWEgen.=  
 =um eine- (-)  
 also Entweder als in nem scharNIER. (-)  
 könnte=wÜrd ich vielleicht noch als WELle bezEIchnen;=  
 =aber auf jEden fall ne ANtriebswElle wo ich nen  
 drEhmoment übertrAge; (-)  
 ähm es GIBT nA die (-) für vIEle leute die  
 differenzierung zwischen ACHse und WELle;  
 WELle is also tatsächlich Aktiv  
 drEhmomentübertra[gend.=  
 WW: [hm=hm]  
 Ing 1: =eine ACHse is ein pAssives element auf dem irgend[was  
 drauf sitzt was sich drEhen kann. (-)  
 (Text 1: 613-639)

(12) Ing 1: wenn man ein: (.) 3-CAD mAcht dann is das wieder sehr  
 EINFach;=  
 =dann gibts ein ROHR das is ein (-) zylinder mit einem  
 loch drin (-) durch die ganze lÄnge (.) und das ist  
 ein zyLINDER. (primärmärken.)  
 erst wenn man dem irgendne funktion zuordnet kann man  
 sagen dass is n STIFT das ne WELle oder is ne ACHse  
 oder ist sOnst irgend etwas. (-)

1 Die Bezeichnungen "Bolzen" und "Stift" sind zwar nicht synonym, aber auf einer Zeichnung können beide Elemente identisch aussehen, Ing 1 und Ing 2 widersprechen sich hier also nicht, siehe <[http://www.bs-wiki.de/mediawiki/index.php/Bolzen-,\\_Stiftverbindungen\\_und\\_Sicherungselemente](http://www.bs-wiki.de/mediawiki/index.php/Bolzen-,_Stiftverbindungen_und_Sicherungselemente)> (07.12.09).

(Text 1: 687-694)

(13) Ing 1: wir haben ja immer das proBLEM wir haben zwei (-)  
 PLATten (.) und die müssen auf ABstand gehalten  
 werden.=  
 =das is ne traVERse. (-)  
 (Text 1: 1099-1102)

(14) Ing 2: wElle oder SPINdel- (1.6)  
 AUßendurchmesser fünfund'--  
 WW: =was Is für sie ne SPINdel, (1.0) äh: (5.4)  
 w: is das innen HOHL, oder; (--)  
 Ing 2: j:A-  
 es ist HOHL; (-)  
 (Text 2: 870-875)

Was kann man aus diesen Angaben in (11) - (14) herauslesen? Hierbei ist zu beachten, dass die Grundform der vorgelegten Teile 1 bis 20 gleich ist: Ein langer Körper mit rundem Querschnitt, der teilweise massiv, teilweise hohl ist, alltagssprachlich also eine Stange oder ein Rohr. Die Bezeichnungen *Welle*, *Achse*, *Traverse*, *Stift* oder *Bolzen* ergeben sich dadurch, dass diese Form für eine bestimmte Funktion eingesetzt wird. Eine *Welle* überträgt aktiv ein Drehmoment (siehe Beispiel 11), eine *Achse* trägt oder lagert Teile, ohne ein Drehmoment zu übertragen (siehe Beispiel 11), eine *Traverse* hält zwei Teile auf Abstand (siehe Beispiel 13). Für *Stift* und *Bolzen* geben die Ingenieure keine Funktion an, aber beide dienen der Verbindung von Teilen, wobei die Art der Verbindung unterschiedlich ist. Der Unterschied des funktional bestimmten Teiles *Welle* zu einer *Spindel* liegt laut Ing 2 in der Form, da eine *Spindel* im Gegensatz zur *Welle* hohl ist (siehe Beispiel 14). Bei der Funktion spielt außerdem die Dimension der Teile eine Rolle. Beispielsweise ist das Teil 2 (= der im Beispiel 1 erwähnte *Spaghetti*) nicht stabil genug, um bei einer Länge von über zwei Metern und einem Durchmesser von 18 Millimetern die Funktion einer Traverse auszuüben. So korrigiert sich Ing 2, der in Teil 2 zunächst eine Traverse vermutet, sobald er die Größe in seine Beurteilung mit einbezieht, und interpretiert Teil 2 sehr unsicher als Träger für eine Fingerschutzstange oder ähnliches (siehe Text 2:94ff. und 126-139).

Mit der Definition eines Prototyps als typischen Vertreter einer Kategorie wird schon angedeutet, dass die Vertreter einer Kategorie neben den Prototypen "über gute, weniger gute und schlechte Vertreter zu peripheren oder sogar fraglichen Mitgliedern reicht" (Schmid 2000:33). Ing 1 hebt Prototypen teilweise durch das Adjektiv *echt* hervor: *eine wirklich echte Welle* (siehe Beispiel 1). Bei einem fraglichen Mitglied formuliert er dann entsprechend: *für ne ECHte wElle fEhlt mir dass ...* (Text 1:1174).

### 2.3.2. Woran wird die Funktion eines Teiles erkannt?

Damit die rohr- oder stangenförmigen Teile eine bestimmte Funktion wie Drehmomentübertragung oder Abstandshaltung ausüben können, brauchen sie entsprechende Elemente, die diese Funktionen umsetzen. Das heißt die Beschreibenden suchen auf den technischen Zeichnungen nach Elementen, anhand derer sie auf die Funktion des ganzen Teiles schließen können. Eine prototypische Welle braucht, um Drehmomente übertragen zu können, eine eigene Lagerung und die

Möglichkeit, kraftübertragende Elemente – Hebel, Scheiben, Zahnräder oder ähnliches – auf ihr zu befestigen. Hierbei spielen die so genannten Passungen eine wichtige Rolle. Sie geben an, mit welcher Toleranz die Bemaßungen eingehalten werden müssen und helfen so bei der Interpretation der Funktion des Elementes. Dieser Zusammenhang wird in (15) direkt angesprochen:

(15) WW: =es wär für sie auch die=die d' so ne=so ne m'  
 Passungsangabe schOn ein indIz auf die funktion;  
 Ing 2: ja auf alle FÄLle. (--)  
 auf alle FÄLle. (---)  
 (Text 2: 376-379)

(16) ist ein typisches Beispiel dafür, wie aus der Kombination von Lagerungs- und Befestigungsmöglichkeiten sowie der Passungsangabe auf die Funktion des Elementes geschlossen wird:

(16) Ing 2: hier Ist äh ebenfalls eine WELle dargestEllt;=  
 die wIEderum mit zwei PASSfedernuten äh versEhen ist.  
 (-)  
 ich SCHLIESse darauf dass hier wiederum krÄfte  
 übertragen werden-=  
 auf diesen (.) zwei SITzen wo die pAssfedernuten  
 Untergebracht sind werden sIcherlich wieder zwei  
 zAhnräder drauf sITzen. (-)  
 wEIterhin sind äh (-) AUßerhalb (-) der SITze (-) äh  
 zwei zApfen (.) zwei verlÄngerungen in beide  
 richtungen äh vorgesEhen; (-)  
 die: (--) ebenfalls äh (1.0) SITze dArstellen;=  
 aber hIER (-) wird das die LAgerstelle sein;  
 das sInd LAgerstellen-  
 fünfundzwanzig h 6 die PASSungsmaße,  
 das HEISST-  
 wir haben hier die äh ZAHNräder zwischen den  
 lAgerstellen sITzen, (--) äh (1.5)  
 tja INnen ist ne frEIE; (-)  
 frEImaßdurchmesser drEIßig;=  
 das ist also KEIN funktionsmaß;=  
 also da wird kEIn (-) nichts AUFgezogen. (--)  
 (Text 2: 23-44)

Zunächst stellt Ing 2 sein Urteil fest (*Welle*) und liefert dann die Begründung für seine Entscheidung: Es gibt auf der Welle Sitze mit Passfedernuten, auf denen Zahnräder gelagert werden können, die Kräfte übertragen, und außerdem außen noch Lagerstellen für die Welle. Dass es sich hierbei um Lagerstellen handelt, wird an der Passung (*h 6*), die die tolerierte Abweichung im Durchmesser angibt, erkannt, da bei einer Lagerung der Durchmesser innerhalb eines kleinen Toleranzbereichs liegen muss. Zwischen den Sitzen für die Zahnräder ist für den Durchmesser keine Passung vorgesehen (*Freimaßdurchmesser, kein Funktionsmaß*), so dass sich Ing 2 sicher ist, dass dort nichts gelagert wird.

### 2.3.3. Werden nicht-eindeutige Teile anders beschrieben?

Bei nicht-eindeutigen Teilen suchen Ing 1 und Ing 2 – wie bei den eindeutigen Teilen – nach Indizien in Form von passender Dimension, Lagerungs- und Befes-

tigungsmöglichkeiten, um die Funktion eines Teiles zu ermitteln. Ing 1 gelingt es bei den Teilen 2, 6 und 11 nicht, sich eindeutig auf eine Funktion festzulegen. Der Ablauf der Beschreibungen ist dennoch mit denen von eindeutigen Teilen vergleichbar. Er beginnt mit einer Teilebenennung und geht im Weiteren auf die Dimension, Passungen und Lagermöglichkeiten ein. Diese widersprechen sich jedoch, so dass er sich nicht auf eine funktionale Teilebenennung festlegen mag. Dies zeigt (17), ein Ausschnitt aus der Beschreibung von Teil 6:

(17) Ing 1: hh. funktion ist dAdraus eigentlich nicht so klar erkennbar. (---)  
 mEter SIEbzIG DEUTet drauf hin dass es also in der lichten wEIte verWendet wird. (--) um von seite EIIns nach seite zWEI (-) ne STELLbewegung (.) aber keine Allzu krÄftige zu übertrAgen. (--) äh könnte auch SEIN bei den- (--) äh also das t=deutet darauf hin dass diese [(--)] äh  
 WW: [hm=hm]

Ing 1: gewinde drin sind; (--) entweder ne (-) sehr einfache abstandstraverse;= =dafür is se (.) n BISSchen dünn für mEInen geschmack. (-) äh vIErzig durchmesser bei nem meter (-) SIEbzIG.= =is aber DENkbar.= =also rEIn STATischen EIInsatz. deswegen diese bEIden;= =also (glat)tes geSTELL [(--)] SCHRAUBen außen dURch-  
 WW: [hm=hm]

Ing 1: können sich VORstellen dass ne SCHEibe außen draufge (--) schrAUbt wird. (-) dass da n LAger sITzt.= =da SPRICHT aber dagEgen dass da innen keine ABbindung mehr ist.= =also dass da kein (-) sprengring oder so was; =also- (1.1) ähm (1.2) gegen die traVERse spricht dass es nur tausendsiebenhundertsechzig also- (--) freimaßtoleranz- (1.2) UNklar aber, (1.4) WAHRscheinlich vIErzig ha sechs gezogenes material weil des vOrhanden is im lAger. (---) al die funktiOn ist nicht nicht EINdeutig erkennbar aus dEm=

WW: =hm=hm.=

Ing 1: =für MICH,= (Text 1: 322-358)

Zu Beginn stellt Ing 1 fest, dass er aufgrund des Durchmessers des Teiles und der Tatsache, dass es zwei große Gewinde enthält, nicht auf die Funktion schließen kann. Im weiteren Verlauf der Beschreibung erwägt er zwei Möglichkeiten, dieses Teil einzusetzen: Für eine Abstandstraverse spricht die Länge und die Gewinde an den Teilenden, gegen eine Abstandstraverse spricht der Durchmesser und die Längentoleranz. Eine andere Einsatzmöglichkeit dieses Teiles, bei der ein Lager daran befestigt wird, kann sich Ing 1 wegen fehlender Befestigungsmöglichkeiten jedoch ebenso nicht richtig vorstellen.

Bei Ing 2 ist bei der Beschreibung nicht-eindeutiger Teile das gleiche Muster wie bei Ing 1 zu erkennen: Der Ablauf der Beschreibungen ändert sich nicht, aber

die sich widersprechenden beziehungsweise nicht sinnvoll zu deutenden Informationen der Zeichnungen werden gegeneinander abgewogen. Ing 2 ist sich bei der Funktion der Teile 2, 4, 6 und 16 sehr unsicher. Bei Teil 6 argumentiert er wie Ing 1 und kommt bei der Beschreibung zu der Feststellung *nein das macht kEInen SINN. (-) das macht kEInen SINN. (---)*.

## 2.4. Zusammenfassung des Ablaufs von Teilebeschreibungen

Aus den 40 Teilebeschreibungen der zwei Ingenieure kann bei aller Varianz ein prinzipieller Ablauf ermittelt werden: Die Beschreibenden haben ein prototypisches Konzept für die verschiedenen Teile wie *Welle*, *Traverse* oder *Bolzen* verinnerlicht. Diese Teile weisen eine ähnliche Form (länglicher Körper mit rundem Querschnitt) auf, unterscheiden sich jedoch in der Funktion (Kraftübertragung, Abstandshalterung, Befestigung). Die Einsatzmöglichkeiten eines Teiles sind an seiner Dimension, den Befestigungs- und Lagerungsmöglichkeiten sowie der Passgenauigkeit bestimmter Elemente zu erkennen. Die Funktion eines Teiles lesen Ing 1 und Ing 2 meist innerhalb von Sekunden aus der Zeichnung ab und benennen das Teil entsprechend als *Welle*, *Traverse*, *Stift*, *Bolzen* etc. In diesem kurzen Zeitraum zwischen erstem Anschauen der Zeichnung und Äußerung der Teilebenennung ist der semantische Erkenntnisprozess bereits zu einem Ergebnis gekommen. Erst im Nachhinein werden die verschiedenen Faktoren genannt, die zu dieser Entscheidung geführt haben, so wird die Dimension verlesen und eventuell kommentiert, die Befestigungsmöglichkeiten werden erwähnt und die Passungen interpretiert. Wenn die Funktion eines Teiles nicht eindeutig aus der Zeichnung ersichtlich ist, ändert sich der Ablauf der Beschreibung nicht. Allerdings wägen die Beschreibenden dann sich widersprechende Informationen gegeneinander ab und versuchen, so zu einem Ergebnis zu kommen.

Eindeutige Teile, bei denen der semantische Erkenntnisprozess zu einem sicheren Urteil führt und nicht-eindeutige Teile, deren funktionale Benennung zumindest mit Zweifeln behaftet bleibt, werden also sehr ähnlich beschrieben. Im Folgenden möchte ich auf die sprachlichen Besonderheiten eingehen, durch die das Abwägen verschiedener Möglichkeiten, das Argumentieren und vor allem die Sicherheit des Sprechers hinsichtlich seiner Teilebenennung zum Ausdruck kommen.

## 3. Sprachliche Auffälligkeiten: Pausen, epistemische Modalität, Vagheit und argumentative bzw. explikative Themenentfaltung

Welche sprachlichen Besonderheiten weisen darauf hin, dass beim Beschreiben ein semantischer Erkenntnisprozess abläuft? In dieser Hinsicht fallen die teilweise extrem langen Pausen, die vielfältigen Möglichkeiten epistemische Modalität auszudrücken und vage Formulierungen an Stellen, an denen sich die Sprecher nicht festlegen können oder wollen, auf. Außerdem ist bei den Beschreibungen nicht nur eine deskriptive Themenentfaltung zu beobachten, sondern auch eine argumentative beziehungsweise explikative.

### 3.1. Pausen

An vielen Stellen der Beschreibungen kommen Pausen vor, die oft länger als eine Sekunde dauern. Es gibt sowohl stille als auch gefüllte Pausen (siehe Schwitalla<sup>3</sup> 2006:76f. und 88f.). Pausen können unterschiedlichen Zwecken dienen: "Nach der Beendigung [einer Äußerungseinheit] markieren sie einen Einschnitt, nach dem Beginn verschaffen sie Planungszeit für die zu sprechende Einheit." (Schwitalla<sup>3</sup> 2006: 89).

Auffällig bei den vorliegenden Beschreibungen ist die Länge vieler Pausen. Besonders Ing 2 macht sehr lange Pausen:

(18) Ing 1: HUNDertprozentig. (3.4)  
eine SCHEINwelle. (---)  
(Text 1: 1145f.)

(19) Ing 2: NEIN nEIn äh (2.8) also, (3.6)  
<<p>jetzt LASsen sie mich noch mal die=diese- (1.2)  
verARbeitung ist ( ) ZEHN. (5.7)  
((ganz leises gemurmel)) .hhh (25.0)  
hm. (17.8)  
(Text 2: 1319-1323)

Die Redepausen werden offensichtlich zum Überlegen genutzt. Häufig wird direkt im Anschluss an das Verlesen der Sachnummer eine Pause gemacht (vergleiche Beispiel 5 und 6), bevor die eigentliche Beschreibung beginnt. In (18) hat Ing 1 gerade festgestellt, dass das vorliegende Teil keine Welle sein kann, da es festgeschraubt ist, er bekräftigt dann seine Beurteilung (*hundertprozentig*), überdenkt in der Pause von gut drei Sekunden das Gesagte und fasst danach sein Ergebnis noch einmal in der Feststellung *eine Scheinwelle* zusammen. Bei (19) versucht Ing 2 gerade Prof. Wegstein zu erklären, woran zu erkennen ist, dass das zu beschreibende Teil offensichtlich nur geringe axiale Kräfte zu ertragen hat. Das *Nein nein* zu Beginn ist die Antwort auf die Frage Wegsteins, ob es etwas mit dem Durchmesser zu tun hat. Auf der Suche nach einer Erklärung vertieft er sich in die Zeichnung. Zunächst kommt noch eine gefüllte Pause mit der Gesprächspartikel *äh* und der Diskursmarker *also* mit – für Ing 2 – relativ kurzen stillen Pausen. Danach wird er immer leiser, zunächst ist er noch zu verstehen, aber ein kurzes Stück ist so leise, dass es auf dem Tonband nicht mehr zu verstehen ist. Nach diesem gemurmelten lauten Denken, das – so leise wie es ist – nicht für die Zuhörer bestimmt ist, kommt schließlich eine ganz lange Pause, die unterbrochen von der Gesprächspartikel *hm* fast 43 Sekunden dauert. Während dieser Pause wird Ing 2 wohl die Möglichkeiten, die das Teil laut seiner Zeichnung bietet, abwägen und interpretieren.

Die stillen Pausen sind in den genannten Beispielen zu lang, um nur über die Formulierung der weiteren Rede nachzudenken. Sie dienen dazu, die Informationen auf der Zeichnung zu verarbeiten und zu interpretieren. Aufgrund der besonderen Redesituation – es handelt sich schließlich um kein Gespräch im üblichen Sinne – sind solche langen Pausen möglich, da hier klar ist, dass die Beschreiber ihr Rederecht auch bei langen Pausen behalten. Es kommen selbstverständlich außerdem Pausen vor, die der Planung und Segmentierung einer Redeeinheit dienen. In Beispiel 17 findet sich in Zeile 8 und 10 folgende Stelle:

Ing 1: äh also das t=deutet darauf hin dass diese (--) äh gewinde drin sind; (--)

Das erste *äh* steht zu Beginn der Äußerungseinheit, diese gefüllte Pause lässt Ing 1 Zeit, um die kommende Äußerung zu planen. Die nächste Pause ist eine Wortfindungspause und die letzte Pause markiert das Ende der Äußerungseinheit.

Da besonders bei Ing 2 die Pausen auffällig häufig und lang sind, stellt sich die Frage, ob bei eindeutig zu beschreibenden Teilen weniger Pausen gemacht werden, als bei solchen Teilen, die nicht in das übliche Schema als Welle beziehungsweise Traverse einzuordnen sind. Eine Aufstellung aller stiller Pausen konnte diese Vermutung allerdings nicht bestätigen. Für Tabelle 1 greife ich als Beispiel drei Teile heraus, die von Ing 1 und Ing 2 sicher und einstimmig bestimmt worden sind, und drei Teile, deren Funktion Ing 1 und Ing 2 anhand der Zeichnung nicht klar wurde, bei denen sie aber lange gerätselt haben.

Teil	eindeutige Teile			nicht eindeutige Teile		
	1	3	8	2	6	11
Pausenanteil Ing 1	13%	20%	14%	11%	23%	21%
Pausenanteil Ing 2	13%	37%	35%	18%	46%	33%

Tabelle 1: Da die Beschreibungen für die Teile unterschiedlich lang sind, sind die Pausen in Prozent der Beschreibungszeit für das entsprechende Teil angegeben. Zwar spricht während dieser Zeit auch Prof. Wegstein, aber sein Redeanteil ist bei den vorliegenden Beschreibung sehr gering und ungefähr gleich.

Aus Tabelle 1 geht hervor, dass es keinen Zusammenhang zwischen Interpretationsproblemen und Pausenanteil gibt. Zwar wird der Spitzenwert (46% bei Ing 2 beziehungsweise 23% bei Ing 1) bei einem nicht eindeutigen Teil erreicht, aber auch bei eindeutigen Teilen können die Pausenanteile zum Teil ähnlich hoch (zum Beispiel 20% bei Ing 1) sein. Was sich allerdings in dieser Tabelle abzeichnet und sich anhand der anderen Teile bestätigt, ist die Tatsache, dass die Pausenanteile von Ing 2 zumeist wesentlich höher liegen als die von Ing 1. Während bei Ing 1 die meisten Pausen um die 14% der Beschreibungszeit ausmachen, beträgt bei Ing 2 der Pausenanteil meist um die 30%, ist also doppelt so hoch.

Warum unterscheidet sich der Pausenanteil nicht signifikant bei eindeutigen und nicht-eindeutigen Teilen? Vermutlich liegt das daran, dass bei allen Teilen eine gewisse Zeit zum Lesen und Interpretieren der Zeichnung benötigt wird, wobei sich diese Denkzeit als Pause in der Beschreibung äußert. Die Lese- und Interpretationszeit ist offensichtlich nicht so sehr davon abhängig, ob ein eindeutiges Ergebnis zu erhalten ist, als von der Komplexität der Zeichnung selber. Dafür spricht, dass beim Teil 6 beide Beschreiber überdurchschnittlich lang pausieren und bei Teil 2 unterdurchschnittlich kurz, obwohl beide Teile nicht eindeutig zu bestimmen sind.

### 3.2. Epistemische Modalität

Woraus geht hervor, ob die Beschreibenden die Funktion eines Teiles sicher bestimmen können? Durch epistemisch modalisierte Sätze können die Beschreibenden ihre Sprechereinstellungen explizit machen und Vermutungen äußern (vergleiche Hundt 2003:345). Hundt zählt vier Möglichkeiten auf, wie epistemische Modalität die Proposition kennzeichnen kann (ebenda). Davon sind in den Interviews drei Kennzeichnungen zu finden. Zwar gibt es immer wieder Fälle, die zum Beispiel aufgrund verschiedener Lesarten meiner Ansicht nach nicht eindeutig eingeteilt werden können, aber dennoch lohnt es sich, die Aspekte der epistemischen Modalität so aufzuteilen, da sich so zeigt, wie unterschiedlich stark sie vertreten sind.

#### 3.2.1. Faktizitätsbewertung

Mit der Faktizitätsbewertung äußert sich der Sprecher dazu, "für wie wahrscheinlich/unwahrscheinlich er es hält, dass die Proposition wahr oder falsch ist" (Hundt 2003:345). Für diese Skala von wahrscheinlich bis unwahrscheinlich lassen sich in den Teilebeschreibungen viele Beispiele finden, wobei die Beschreibenden unterschiedliche sprachliche Mittel benutzen, um sie auszudrücken. Folgende Beispiele stellen eine Auswahl der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten vor:

a) Beispiele dafür, dass der Sprecher *überzeugt* ist, dass die Proposition wahr ist:

(20) Ing 1: *HUNDertprozentig.* (3.4)  
eine *SCHEINwelle.* (---)  
(Text 1: 1145f.)

(21) Ing 2: =und *sIcherlich* wird dieses äh *tEIL* dann mit einer  
z*Usätzlichen KLEMMvorrichtung* (--) *gekLEMmt.* (1.1)  
(Text 2: 722f.)

(22) Ing 2: das *sIEht* mir also *wirklich* äh nach einer *trAVERSE*  
oder der[---]gleichen aus  
(Text 2: 348f.)

b) Beispiele dafür, dass der Sprecher *vermutet*, dass die Proposition wahr ist:

(23) Ing 1: ich *GLAUbe* sogar zu wissen was das ist (Text 1: 1108)

(24) Ing 2: *EINbaulage* würde ich äh *wAAgerecht Annehmen*  
(Text 2: 479)

(25) Ing 2: *wird* es sich *hIER wahrscheinlich* nur um eine *Traverse*  
*hAndeln* (Text 2: 94f.)

(26) Ing 2: =*mÜsst*en äh .h *mÖglichkeiten dA* sein die *lager axial*  
zu *fixIEren* .hh und zu *sIichern.* (Text 2: 470f.)

(27) Ing 2: aber das *dÜrfte* auch zwanzig j *sechs SEIN*  
(Text 2: 999)

(28) Ing 1: wEil (.) so wie sie da: gezEIchnet is wÜrd ich eher  
vermÜten (Text 1: 137f.)

(29) Ing 1: obwohl die funktionaliTÄT möglicherweise wirklich  
symEtrisch Ist (Text 1: 1291-1293)

(30) Ing 1: eventuell DENKbar.= (Text 1: 793)

(31) Ing 2: es=es KÖNnte es KÖNnte (-) vielleIcht äh (-) genÜtzt  
werden als=als äh trÄger für=für eine  
fIngerschutzstange (Text 2: 131-133)

c) Beispiele dafür, dass der Sprecher *bezweifelt*, dass die Proposition wahr ist:

(32) Ing 1: eher UNwahrscheinlich zumal man sich überlEgen muss-  
(-) (Text 1: 149)

(33) Ing 2: es ist (2.2) NICHT Anzunehmen dass hier irgendwelche  
äh (--) TEIle auf diesem auf dieser welle lAUfen  
(Text 2: 103-105)

d) Beispiele dafür, dass der Sprecher *überzeugt* ist, dass die Proposition nicht wahr ist:

(34) Ing 2: =dann [...] ist das nicht als STELLspindel oder  
dergleichen zu se[hen. (Text 2: 266-268)

(35) Ing 1: =das SIEht hier auf dieser (-) äh äh zEIchnung aus als  
wärs ein kleiner Riegel.= (Text 1: 86f.)

Die Anordnung der Beispiele soll die Skala der Faktizität wiedergeben, wobei die Reihenfolge der Beispiele besonders im Bereich der Vermutung nicht eindeutig ist. Von (20) bis (33) bewertet der Sprecher also die Wahrscheinlichkeit, dass die Proposition wahr ist, immer geringer und in (34) und (35) ist dann sozusagen das Gegenteil erreicht, nämlich die Überzeugung des Sprechers, dass die Proposition falsch ist.

Die vielfältigen sprachlichen Ausdrucksmittel zur Kennzeichnung dieser epistemischen Modalität werden im Folgenden kurz aufgelistet:

- Modus: Der Konjunktiv II oder auch seine Ersatzform, der *würde*-Konjunktiv, zeigen Potentialität beziehungsweise Irrealität an. Bei (31) handelt es sich um einen potentialen Aussagesatz, bei dem eine irreale Bedingung mitzuverstehen ist (vergleiche Fabricius-Hansen 2005:526): *Wenn man richtig vermutet, könnte es ein Träger für eine Fingerschutzstange sein.* Bei den Modalverben *müssen* und *dürfen* in (26) und (27) verdeutlicht der Konjunktiv II die epistemische Lesart als Vermutung. Irrealität wird in (35) durch den Konjunktiv II des Verbs *sein* ausgedrückt: *Obwohl es wie ein Riegel aussieht, handelt es sich um etwas anderes.* Der sogenannte *würde*-Konjunktiv zum Beispiel bei (24) oder (28) ist ein Ausdruck von Höflichkeit, die durch die vorsichtige Formulierung *würde ich annehmen* beziehungsweise *vermuten* erreicht wird.
- Tempus: Auch das Futur I kann im entsprechenden Kontext eine Vermutung ausdrücken (vergleiche Fabricius-Hansen 2005:563). Während beispielsweise bei dem Satz mit dem Verb im Präsens *Es handelt sich um eine Traverse* eine Überzeugung formuliert wird, wird derselbe Satz, wenn man das Verb ins

Futur I setzt, zu einer Vermutung: *Es wird sich um eine Traverse handeln* (siehe Beispiel 25).

- Modalverben: Die Modalverben *dürfen*, *müssen* und *können* sind in (26), (27), (31) epistemisch gebraucht und drücken jeweils eine Vermutung aus.
- *sein + zu-Infinitiv*: Die Konstruktion von *sein + zu-Infinitiv* in (33) und (34) beinhaltet eine modale Komponente, auch wenn sie nicht zu den klassischen Modalitätsverben gehört (vergleiche Fabricius-Hansen 2005:433). Beispiel (34) ließe sich umformen zu: *dann kann/darf man das nicht als Stellspindel oder dergleichen sehen.*
- Modaladverbien: Die Modaladverbien *sicherlich*, *wirklich*, *wahrscheinlich*, *möglicherweise*, *eventuell*, *vielleicht* und *unwahrscheinlich* (siehe Beispiele 21, 22, 25, 29, 30, 31 und 32) sind jeweils geltungsbezogen (siehe Gallmann 2005:592f.), bewerten also die Gültigkeit der Aussage von 'sehr wahrscheinlich' wie zum Beispiel *sicherlich* über 'vermutet' wie zum Beispiel *möglicherweise* bis hin zu 'überhaupt nicht wahrscheinlich' wie zum Beispiel *unwahrscheinlich*.
- epistemische Verben: Die Verben *glauben*, *annehmen* und *vermuten*, hier jeweils noch in der ersten Person Singular gebraucht (siehe Beispiel 23, 24 und 28) schränken aufgrund ihrer Bedeutung die Gültigkeit der kommenden Aussage ein. Ähnlich wirkt das Adjektiv *hundertprozentig* in (20), dessen Bedeutung die Geltung der kommenden Aussage bestätigt: *Es gilt hundertprozentig, dass es eine Scheinwelle ist.*

### 3.2.2. Propositionsbewertung

Durch diese "evaluative propositionale Einstellung" – wie Hundt sie nennt (2003:347) – bezieht sich der Sprecher zwar auch auf die Geltung der Proposition, bewertet sie jedoch zusätzlich, zum Beispiel im Sinne einer Zustimmung, Ablehnung oder ähnliches. Diesen Umstand erläutern die folgenden Beispiele:

(36) Ing 1: =es könnte also auch *dUrchaus* sein .hh dass  
(Text 1: 551)

(37) Ing 1: =in TAT und WAHRheit ist sie *natürlich* ein bisschen  
grÖßer und schwErer;= (Text 1: 1335)

(38) Ing 1: *eigentlich* Eher n indIz dafür dass sich NICHT drehen  
kann (Text 1: 126f.)

(39) Ing 1: äh is: äh *im grunde* nur dass das rad WEISS wo s  
1Anglaufen soll (Text 1: 647f.)

(40) Ing 1: *meistens* is das ne Lagerung (Text 1: 190)

(41) Ing 1: =eine WELle hat *normalerweise* irgend ne  
drEhmomentüberträGung- (Text 1: 117f.)

(42) Ing 1: ... sind KRÄFte notwendig die in der regel die bewEgten  
teile voraussichtlich zerSTÖren würden.=

(Text 1: 211-213)

(43) Ing 1: =erSTAUNlicherweise ist hIEr der wErkstoff mit (--) Es tE vierunddreißig zwo kA angegeben (Text 1: 62f.)

(44) Ing 1: äh *immerhin* is es STAHL (Text 1: 288)

(45) Ing 1: ja das is eben das EXotische drAn (Text 1: 914)

(46) Ing 1: sag jetzt *einfach mal* ZAHNrad (Text 1: 802)

(47) Ing 2: dass es *halt* so geklEmmt wird dass (Text 2: 751)

(48) Ing 1: =MEISTens is es ja so beim vOrgelege dass (Text 1: 414)

(49) Ing 1: was is DAS *dEnn* (Text 1: 82)

(50) Ing 1: =dafür is se (.) n BISSchen dÜnn *für mEInen geschmack*. (-) (Text 1: 334f.)

(51) Ing 2: dAs=dAs macht *für mich* jetzt wirklich KEInen SINN (Text 2: 1641)

(52) Ing 2: das sIEht *mir* also wirklich äh nach einer traVERse oder der[---]gleIchen aus. (Text 2: 348f.)

Durch die Propositionsbewertung wird die Aussage bewertet, daneben kann eine Faktizitätsbewertung erfolgen. So wertet in (43) der Sprecher die Aussage, dass *der Werkstoff mit ST 342k angegeben wird*, als überraschend, indem er das Modaladverb *erstaunlicherweise* verwendet. Das Modaladverb in (36) *durchaus* bewertet die Aussage und steigert die Wahrscheinlichkeit ihrer Gültigkeit, das heißt die Aussage *es könnte also auch sein* ist eine Vermutung, die Aussage *es könnte also auch durchaus sein* ist zwar immer noch eine Vermutung, aber sie tendiert schon in Richtung einer Überzeugung.

Wie bei der Faktizitätsbewertung drücken vor allem Modaladverbien diese Modalität sprachlich aus (siehe Beispiele 36, 37, 38, 40, 41, 42, 43 oder 44). Daneben finden sich Modalpartikeln (siehe Beispiel 45 - 49). *Eben*, *einfach mal* und *halt* verstärken die Aussage, *ja* weist auf allgemein Bekanntes hin und *denn* drückt Anteilnahme und Zweifel aus. Außerdem finden sich syntaktische Fügungen wie *im Grunde*, die bedeutungsgleich mit dem Adverb *eigentlich* ist, oder *für meinen Geschmack* (siehe Beispiele 39, 50). Mit der Wendung *für meinen Geschmack* bewertet der Sprecher die Aussage als rein subjektiv. Das Gleiche erreicht der Dativ *mir* in Satz (52).

Wenn es darum geht, dass der Sprecher sich als bewertende Instanz direkt ins Spiel bringt, fällt der Perspektivenwechsel von Ing 1 auf. Er wechselt vom Indefinitum *man* zum Personalpronomen *ich*, wobei er durch die Verwendung von *man* eher eine objektive Gültigkeit ausdrückt und durch die Verwendung von *ich* eine explizit subjektive Bewertung.

(53) Ing 1: find *ich* LUStige konstruktion;= =müsst *man* mal die zuSAMmenstellungzEIchnung angucken;

Die Einschätzung der Konstruktion als *lustig* formuliert Ing 1 als rein subjektiv, indem er das Personalpronomen *ich* beim Verb *finden* verwendet. Die Aussage des Folgesatzes wird dadurch, dass er hier das Pronomen *man* statt *ich* einsetzt, objektiviert.

### 3.2.3. Evidentialität

Durch diesen Aspekt der epistemischen Modalität "drückt der Sprecher nicht allein aus, dass er die Proposition für faktisch hält, sondern er verweist zugleich implizit oder explizit auf mittelbar beziehungsweise unmittelbar einsichtige Gründe, die ihn zu dieser Annahme veranlassen" (Hundt 2003:348).

(54) Ing 2: das *sIEht* mir also *wirklich* äh nach einer *trAVERSE*  
oder der[---]gleichen aus. (Text 2: 348f.)

(55) Ing 1: das *dEUTet* darauf hin dass (Text 1: 16)

Um diese Modalität auszudrücken, verwenden die Sprecher entsprechende Verben, am häufigsten das Verb *hindeuten* wie in (55), aber auch andere wie zum Beispiel *aussehen* in (54).

### 3.3. Vagheit

Neben der epistemischen Modalität setzen die Beschreibenden verschiedene sprachliche Mittel ein, um ihre Aussage vage zu gestalten, das heißt, um sich nicht genau festzulegen. Besonders häufig begegnen dafür Adverbien beziehungsweise Pronomen mit *irgend-* als Bestandteil zum Ausdruck der Unbestimmtheit.

(56) Ing 2: es ist (2.2) NICHT Anzunehmen dass hier *irgendwelche*  
äh (--) *TEile* auf diesem auf dieser welle *lAUFen*  
(Text 2: 103-105)

(57) Ing 1: man *STECKT* *irgendwo* *zwEI* (.) *schEIBen* *drAUf*  
(Text 1: 70)

(58) Ing 1: also wahrscheinlich *irgend* so ne Welle  
(Text 1: 584)

(59) Ing 1: =dann kOmmt *irgendwieder* so n eleMEnt;=  
(Text 1: 942)

(60) Ing 1: =aber WIR müssen schon *irgendwie* n sInn da haben.  
(Text 1: 1041)

*Irgendwas* beziehungsweise *irgendetwas* kommen ebenso vor (siehe Beispiele 11 und 12), ebenso wie *irgendeine* (siehe Beispiel 12). Die Beispiele 56-60 zeigen, dass durch die Verwendung von *irgend-* jeweils nicht näher bestimmt wird, um welche Teile es sich handelt, wo Scheiben aufgesteckt werden oder wie sich der Sinn ergibt. Die Verbindung von *irgend-* mit dem Adverb *wieder* ist regelgerecht gebildet, jedoch eine spontane Bildung, die beim Beschreiben entstanden ist und nicht lexikalisiert ist.

(58) und (59) zeigen, dass auch Wortverbindungen mit *so* Vagheit zum Ausdruck bringen (vergleiche Schwitalla<sup>3</sup> 2006:155): *so (ei)ne Welle*, *so (ei)n Element*. Weitere Verwendungen von *so* und *oder* zeigen die folgenden Beispiele:

(61) Ing 1: kÖnnte mit (-) äh (-) ner hydraulischen SPANNbüchse  
*oder so* was fEstgehalten werden.  
 (Text 1: 1046-1048)

(62) Ing 1: das HEISST hIEr wErden (.) wIEder irgendwElche (.)  
 elemEnte--  
 HEbel SCHEiben *oder sonst* was aufgezOgen (-) die  
 sozusagen DREHmomente übertrAgen können;  
 (Text 1: 23-26)

(63) Ing 1: (sagen *so*) (-) gUter hAlber Meter  
 (Text 1: 522f.)

In (61) und (62) wird die Verbindung *oder so* beziehungsweise *oder sonst was* verwendet, um Unbestimmtheit auszudrücken. Neben einer Spannbüchse kommen andere ähnliche Teile in Frage beziehungsweise bei den Elementen kann es sich um Hebel, Scheiben oder andere Teile handeln. In (63) relativiert *so* die Genauigkeit der Längenangabe.

In (62) steht *sozusagen* als Adverb, dessen Bedeutung 'gleichsam, quasi, ungefähr' (DUW<sup>6</sup> 2007 s.v. *sozusagen*) das Unbestimmte ausdrückt. Die gleiche Bedeutung hat die Wortverbindung *in Anführungsstrichen* in (64).

(64) Ing 1: bei ZWEI löchern is es mir (-) *in anführungsstrichen*  
 innerhalb der funktionsmaße eGAL  
 (Text 1: 866f.)

(65) Ing 1: *gewisse* DREHmomentübertragung  
 (Text 1: 1262)

Das Adjektiv *gewiss* (65) gibt an, dass die Drehmomentübertragung 'nicht genau bestimmbar' (DUW<sup>6</sup> 2007 s.v. *gewiss*) ist, das heißt auch dadurch erreichen die Sprecher eine vage Ausdrucksmöglichkeit.

### **3.4. Einsatz von epistemischer Modalität und Vagheitsausdrücken bei verschiedenen Teilebeschreibungen**

Es ist anzunehmen, dass bei den Beschreibungen eindeutiger Teile weniger Ausdrucksmittel für epistemische Modalität und Vagheit vorgefunden werden als bei nicht-eindeutigen Teilen. Diese Annahme wurde wieder an den eindeutigen Teilen 1, 3 und 8 im Vergleich zu den nicht-eindeutigen Teilen 2, 6, 11 überprüft. Tabelle 2 zeigt das Ergebnis:

		eindeutige Teile			nicht-eindeutige Teile		
		Teil 1	Teil 3	Teil 8	Teil 2	Teil 6	Teil 11
Faktizität	Ing 1	8 (1)	2 (0)	5 (0)	11 (0)	5 (0)	0
	Ing 2	1 (1)	7 (1)	5 (2)	13 (1)	12 (1)	5 (3)
Bewertung	Ing 1	4	4	6	15	3	4
	Ing 2	0	0	0	2	4	1
Evidentialität	Ing 1	3	1	2	2	3	0
	Ing 2	0	0	0	0	0	0
Vagheit	Ing 1	4	4	1	7	1	3
	Ing 2	0	0	0	0	1	1

Tabelle 2: Anzahl der sprachlichen Mittel zum Ausdruck von Faktizität, Bewertung, Evidentialität und Vagheit. Da bei der Faktizität die Skala von Überzeugung zu Bezwiflung reicht, steht vor der Klammer die Summe der Mittel und in der Klammer die Anzahl der Mittel, um Überzeugung auszudrücken, das heißt 8 (1) als Beispiel ist so zu lesen: Insgesamt findet sich in der Beschreibung an acht Stellen eine Faktizitätsbewertung, davon sind sieben Vermutungen oder Bezwiflungen und eine eine Überzeugung.

Tabelle 2 zeigt, dass die obige Annahme so nicht zutrifft. Bei den Ergebnissen zu Bewertung, Evidentialität und Vagheit spielen offensichtlich auch sprachliche Eigenheiten eine Rolle. So fällt auf, dass Ing 2 im Vergleich zu Ing 1 sehr viel seltener eine Bewertung, Evidentialität oder Vagheit zum Ausdruck bringt. Bei der Faktizität dagegen finden sich in diesen sechs Beschreibungen mehr Mittel bei Ing 2 als bei Ing 1. Betrachtet man das Ergebnis als Ganzes, zeigt sich allerdings kein eindeutiger Trend: Teil 2 sticht zwar als nicht-eindeutiges Teil durch die meisten sprachlichen Mittel für epistemische Modalität und Vagheit hervor, bei Teil 8 (eindeutig) und Teil 11 (nicht-eindeutig) gibt es jedoch zum Beispiel keine signifikanten Unterschiede.

Wie lässt sich das erklären? Wie erwartet wird bei den nicht-eindeutigen Teilen 2 und 6 während der Beschreibung oft eine Vermutung geäußert (bis zu 12-mal bei Teil 2 von Ing 2). Das heißt, hier versuchen die Beschreibenden aus der Zeichnung einen Verwendungszweck zu erschließen, der zwar nicht sicher zu bestimmen ist, über den sie aber Vermutungen anstellen können. Teil 11 ist dagegen ohne Zweifel so mehrdeutig, dass nicht einmal Vermutungen hinsichtlich seines Verwendungszwecks geäußert werden können. Ing 1 äußert hier deshalb keine Vermutung und Ing 2 nur dreimal eine. Andererseits betreffen die relativ vielen Vermutungen bei den eindeutigen Teilen 1, 3 und 8 nicht die endgültige Klassifizierung des Teils als Welle, sondern untergeordnete Aspekte wie das Material oder Lagerungsmöglichkeiten.

### 3.5. Argumentative bzw. explikative Themenentfaltung

Der typische Ablauf einer Beschreibung sieht so aus, dass die Beschreibenden mit dem ersten Blick auf die Zeichnung die Funktion des Teiles erkennen können und im Nachhinein ihre Gründe dafür nennen (siehe Punkt 2.4). Dementsprechend ist bei solchen Beschreibungen nicht nur eine deskriptive Themenentfaltung zu erwarten, sondern auch eine argumentative beziehungsweise explikative. Das heißt, die Beschreibenden spezifizieren und situieren das Teil nicht nur, sondern sie erklären und argumentieren außerdem, um ihr Urteil zu begründen und zu stützen. Laut Brinker liegt ein Erklärungstext dann vor, "wenn die Einteilung in Explanan-

dum (das, was erklärt werden soll) und Explanans (das, was erklärend ist, das heißt die Erklärung) erkennbar (beziehungsweise rekonstruierbar) ist" (62005:76). Bei einer Argumentation wird eine Behauptung aufgestellt, die durch Argumente begründet wird (vergleiche Brinker 62005:80).

Sprachlich äußern sich die verschiedenen Themenentfaltungen so:

(66) Ing 1: aber es is n riesengerät. fünfundfünfzig oh gott;  
 traVERse. (-) auf jEden fall hat s traVERsenfunktion.  
 weil sOnst macht diese bemAßung in der lÄnge keinen  
 SINN. (1.0)  
 und dann (.) kommt dazU dass es also auch noch genau  
 zenTRIERT wird.  
 sonst wären nämlich die PASSungen (-) fünfundzwanzig  
 ha zehn UNSinn. (--)  
 also gibt s irgendne PASSschraube oder n [ (-)  
 (Text 1: 1121-1130)

Beispiel 66 erläutert die argumentative Themenentfaltung. Ing 1 stellt die These auf, dass das Teil eine Traverse ist. Seine Argumente dafür sind die Passungsangabe in der Länge und die Zentrierung.

(67) Ing 2: drEht sich NICHT. (10.4)  
 dreht sich SICherlich nIcht.=  
 =dem FEHLT der (-) zwEIte ABSatz zur=[ zur  
 (Text 2: 1465-1467)

In (67) liegt ein Beispiel für einen Erklärungstext vor. Es soll erklärt werden, woran zu erkennen ist, dass es sich um ein nicht-drehendes Teil handelt (= Explanandum). Die Erklärung kann aus der letzten Äußerung rekonstruiert werden: Weil dem Teil der zweite Absatz fehlt, kann es sich nicht drehen. Argumentative und explikative Themenentfaltung gehen oft ineinander über, da zur Argumentation auch Begründungen angeführt werden.

Deskriptive Themenentfaltung findet sich vor allem zu Beginn der Beschreibungen:

(68) Ing 2: .hh das nächste tEIL ist das tEIL EL vier vier nUll  
 null neun vier nUll. (3.0)  
 eine (1.1) WELle. (-)  
 geSAMTLänge vierhundertzoundsiebzig milimEter. (-)  
 mAximaler DURCHmesser Achtzig milimeter. (1.9)  
 ein sEhr massives TEIL, (---) äh (-) wAs (3.0) mit  
 zwei (--) ZAPfen verseh:en (.) Ist;  
 mit DURCHmesser fünfundsechzig jot sEchs; .hh  
 EIner davon trägt eine (-) PASSfedernut.  
 der beSITZT eine pAssfedernut. (2.4)  
 (Text 2: 1488-1497)

Hier beschreibt Ing 2 detailliert die Dimension des Teiles sowie die daran vorhandenen Zapfen.

#### 4. Schluss

Im vorliegenden Aufsatz ist untersucht worden, wie zwei Fachleute technische Zeichnungen von Einzelteilen beschreiben, um die dabei ablaufenden semantischen Erkenntnisprozesse zu erforschen. Dieser semantische Erkenntnisprozess mündet in der Frage, welche Funktion das dargestellte Teil erfüllt. Je nach erkannter Funktion wird das Teil unterschiedlich benannt, sei es als *Welle*, *Achse*, *Traverse* etc. Da es sich hier nur um insgesamt 40 Beschreibungen zweier Sprecher handelt, lassen sich die Ergebnisse kaum verallgemeinern. Bei diesen beiden Sprechern lassen sich jedenfalls folgende Gemeinsamkeiten und Unterschiede feststellen.

Eine Gemeinsamkeit ist der prinzipielle Ablauf der Teilebeschreibungen (siehe Punkt 2.4). Hierbei ist auffällig, dass der semantische Erkenntnisprozess innerhalb von Sekunden stattfindet und zu einer funktionalen Benennung des Teiles führt. Die Gründe für diese Entscheidung werden erst anschließend während der Beschreibung genannt und gewichtet, bei nicht-eindeutigen Teilen eventuell auch gegeneinander abgewogen. In sprachlicher Hinsicht fallen bei den Beschreibungen beider Sprecher verschiedene Punkte auf: Hier sind die relativ vielen und langen Sprechpausen, der häufig verwendete Ausdruck epistemischer Modalität und sprachlicher Vagheit sowie die argumentative und explikative Themenentfaltung zu nennen. Die ersten Punkte – also Pausen, epistemische Modalität und Vagheit – kann man damit begründen, dass die Sprecher etwas Unbekanntes und eventuell nicht eindeutig zu Erkennendes beschreiben. Die Pausen geben Zeit zum Denken, durch die epistemische Modalität bewerten die Sprecher die Gültigkeit ihrer Aussagen oder kommentieren diese, vage sprachliche Ausdrücke werden verwendet, wenn sie sich nicht festlegen können oder wollen. Der letzte Punkt – die argumentative und explikative Themenentfaltung – ergibt sich aus dem Ablauf der Beschreibungen. Da die gewählte Teilebenennung als Ergebnis des semantischen Erkenntnisprozesses am Beginn genannt wird, beschreiben die Sprecher das Teil im Anschluss nicht nur, sondern begründen und erklären ihre Entscheidung.

Neben diesen Gemeinsamkeiten zeigen sich deutliche Unterschiede vor allem darin, wie sich die Sprecher ausdrücken. Bei Ing 2 fallen die hohen Pausenanteile auf, sein strukturiertes Vorgehen und seine betont sachliche Ausdrucksart. In Punkt 3.1 ist gezeigt worden, dass Ing 2 häufig doppelt so lange beim Beschreiben pausiert wie Ing 1. Ing 2 entwickelt schnell ein Ablaufschema, an das er sich weitgehend hält: Er beginnt mit der Sachnummer, dann folgt die Dimension des Teiles, schließlich geht er auf Passungen, Lagerstellen oder ähnliches ein (siehe Punkte 2.2). Bei Ing 1 ist dieser Ablauf zwar im Prinzip auch zu erkennen, aber er folgt ihm nicht so fest. Die Sachlichkeit der Beschreibungen von Ing 2 äußert sich beispielsweise darin, dass er bei der epistemischen Modalität wesentlich weniger bewertet, auch vage Ausdrücke meidet er eher als Ing 1 (siehe Tabelle 2). Metaphern oder Vergleiche finden sich bei ihm ebenfalls nicht. Die Beschreibungen von Ing 1 dagegen sind nicht nur sachlich, es finden sich zusätzlich subjektive Kommentare und Bewertungen. Dadurch wirken die Beschreibungen teils anschaulicher für den Laien. Er verwendet ab und zu Metaphern und Vergleiche, die die rein technischen Fakten auf Alltägliches beziehen, so zum Beispiel der beschriebene *Spaghetti*-Vergleich (siehe Beispiel 7). Neben der sachlichen Beschreibung der dargestellten Teile wertet und kommentiert er sie außerdem, indem

er Adjektive wie *sympathisch*, *putzig*, *exotisch* oder *lustig* (siehe Beispiele 1, 7, 45 und 53) verwendet, häufig noch mit der Gradpartikel *sehr* gesteigert. Auch bei der epistemischen Modalität bewertet er wesentlich häufiger als Ing 2.

Zum Abschluss möchte ich darauf hinweisen, dass beide Beschreibende ihre Aufgabe als unerwartet anspruchsvoll und schwierig empfunden haben, das heißt für die Beschreibenden war die Frage, welche Funktion die dargestellten Teile erfüllt, schwer zu beantworten:

(69) Ing 2: .hh ich hätte NICHT geglaubt dass das so SCHWIERIG ist aus ner einzelnen TEILE (--) äh jetzt da () zu SAgens  
(.) wo kommts denn HIN;  
[des is-  
WW: [ja=ja ja=ja.  
Ing 2: s [unwahrSCHEINlich.=  
(Text 2: 1200-1205)

## 5. Literaturverzeichnis

Brinker, Klaus (2005): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin: Schmidt

Dudenredaktion (Hg.) (2007): Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich: Dudenverlag.

Fabricius-Hansen, Cathrine (2005): Das Verb. In: Dudenredaktion (Hg.), Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch (Duden Band 4). Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich: Dudenverlag, 395-572.

Gallmann, Peter (2005): Die flektierbaren Wortarten. In: Dudenredaktion (Hg.), Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch (Duden Band 4). Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich: Dudenverlag, 146-394.

Hundt, Markus (2003): Zum Verhältnis von epistemischer und nicht-epistemischer Modalität im Deutschen. Forschungspositionen und Vorschlag zur Neuorientierung. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 31:3, 342-381.

Schmid, Hans-Jörg (2000): Methodik der Prototypentheorie. In: Mangasser-Wahl, Martina (Hg.), Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven. Tübingen: Stauffenburg, 33-53.

Schwitalla, Johannes (2006): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin: Schmidt.

Zimmermann, Claudia (2013): Transkripte. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.

## 6. Anhang: Abbildung 2

Teil	Sicherheit bei der Beurteilung: sicher ← → unsicher
1	Welle Welle
2	Riegel/Zierleiste Traverse/Fingerschutz
3	Welle Welle
4	Welle Welle
5	Welle Traverse
6	Traverse Traverse
7	Welle Welle
8	Antriebsritzel Ritzelwelle
9	Positionierung Lagesicherung
10	Welle Welle
11	Rohr Welle oder Spindel
12	Stift Bolzen
13	Welle Führung
14	Welle Welle
15	Welle Welle
16	Welle Welle
17	Traverse Traverse
18	keine Welle keine Welle
19	Welle Welle
20	Welle Welle

Abbildung 2: Aufstellung der Teilebenennungen seitens der Ingenieure. In der linken Spalte steht die Nummer des Teils, in der rechten Spalte die Benennung, wobei die Antworten von Ing 1 oben (weißer Hintergrund) und die Antworten von Ing 2 unten (grauer Hintergrund) stehen. Zusätzlich zur Benennung ist noch der Sicherheitsgrad angegeben, mit dem sie sich für die jeweilige Benennung entschieden haben (siehe erste Zeile). Die Abbildung zeigt, dass sie sich meist in der Bewertung einig sind (siehe Teil 1 oder Teil 6). Jedoch gibt es auch leichte Abweichungen, zum Beispiel bei Teil 13, das Ing 1 sicher als Welle identifiziert und Ing 2 sicher als Führung.

### **III. Geschriebenes**

# **Sprechvarianz in fiktionalen Texten – Typologie und Geschichte aus anglistischer Sicht**

**Ernst Burgschmidt**

## **1. Sprechwissenschaft: Germanistik versus Anglistik**

Wer Johannes Schwitalla auf dem Weg zu einer Lehrveranstaltung begegnete, sah ihn oft mit Texten und Tonbandgerät ausgerüstet. Ein Kern seiner Forschung und Lehre war die authentische 'reale' Sprache der Gegenwart, oft in Dialogen, in denen sich der Duktus des Sprechens erheblich von geplanter geschriebener Sprache abhebt. Solche Texte sind heute einzeln und in Korpora, zum Teil digitalisiert, zugänglich und auch ad hoc leicht zu beschaffen. Sie spielen in Forschung und Lehre bei muttersprachlicher Orientierung heute an Universitäten und Sprachinstituten eine große Rolle, da man davon ausgehen kann, dass durch langen Schulunterricht und Sprachpraxis die geregelte Sprache als Standard bekannt ist. Dabei ist gerade das 'Ungeplante', das keineswegs automatisch als fehlerhaft zu bezeichnen ist, aber doch durch Lücken, Wiederholungen, unbewusste Versprecher, Satzbrüche etc. gekennzeichnet ist, Untersuchungsziel. Sprechvarianz wird somit auch situationsbezogen beschreibbar.

In einer Anglistik in Großbritannien oder den USA findet man ähnliche Forschungsziele. In einer Anglistik an einer deutschen Universität, an der vornehmlich Englisch als Fremdsprache studiert wird, stellt sich der Auftrag für Forschung und Lehre im Bereich der Sprachwissenschaft etwas anders dar. Ein wesentliches Studienziel ist nämlich das Erreichen einer guten regelhaften Sprachkompetenz in Schrift und Mündlichkeit, die standardgebunden (britisch oder amerikanisch) möglichst fehlerfrei (Systemfehler wie situationsabhängige Einschränkungen) und flüssig sein sollte. Dass geschriebene und besonders gesprochene Performanz im informellen Gebrauch, aber auch in Prüfungen, neben den üblichen 'mündlichen' Reduktionen (oft Einwortsätze!) auch durch Interferenz entstandene Sprachfehler aufweist, ist nicht zu vermeiden. Die Fehlerlinguistik ist daher eher eine akademische Disziplin im Fremdsprachenstudium als die Beurteilung von Sprechvarianz in authentischen Texten von Muttersprachlern. Die Texte einer modernen Anglistenausbildung sind somit textlinguistisch eingeschränkter und weniger auf Sprechvarianz als Untersuchungsziel ausgerichtet. Es herrschen eher geschriebene Prosatexte belletristischer und wissenschaftlicher Natur vor, weniger gesprochene authentische Umgangssprache. Auch Sprache und Sprechweise der muttersprachlichen Lektoren ist im Allgemeinen dem genannten formaleren Ausbildungsziel angepasst.

Literatur der Moderne spielt somit als Textvorbild für Spracherlernen und Kompetenzerweiterung eine größere und auch linguistisch relevantere Rolle als in der muttersprachlichen Germanistik, wo Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft heute stärker getrennt sind. Die Kanonvorschriften für literaturwissenschaftliche Lektüre im anglistischen Grundstudium dominieren meist das Leseverhalten der Studierenden, oft zum Nachteil von Zeitungslektüre, Rundfunk- und Fernsehsendungen, Filmen und anderen, oft eher dialogischen und die Sprechvarianz deutlicher zeigenden Vorbildern.

Der folgende Beitrag enthält Erfahrungen des Verfassers mit Sprechwissenschaft und Sprechvarianz in der englischen Literatur, moderner wie älterer Texte. Dies schließt nicht aus, dass auch gesprochene Alltagstexte aus Korpora behandelt wurden. Die literarischen Hauptgattungen stehen hier im Mittelpunkt, aber auch einige Randtypen werden angesprochen. Die Begründung für ein solches Arbeitsgebiet wurde schon 1990 in der Würzburger Antrittsvorlesung "Wie lassen Dichter sprechen?" des Verfassers gegeben. Es wurden mehrere Seminare theoretischer wie praktischer Ausrichtung, mit Performanz und teilweise Videotechnik, durchgeführt; zahlreiche Seminar- und Abschlussarbeiten entstanden. Vorwiegend wurden Sprachebene und Stimmgestaltung von Figuren untersucht, aber auch bei Selbstversuchen oder Radioberichten (Sport) die Intonation und Rhythmik.

Der Beitrag ist eher typologisch und historisch ausgerichtet. Für eine germanistische Festschrift wird auf lange englische Zitate und Literaturangaben verzichtet. Mit etwas Bedauern wird die Rolle der Musik für gesprochene Texte, historische wie moderne (Lied, Song, Schlager) ausgeklammert, obwohl sie für die Geschichte der Gattungen (besonders Epos und Lyrik) erhebliche Bedeutung für Spezialitäten der Sprechvarianz hat. Auch hierzu gab es Arbeiten.

## 2. Sprechen und Sprechvarianz in fiktionalen Texten

Fiktionale Texte erscheinen uns heute vornehmlich als geschriebene Texte. Auch wenn sie in Aufführungen von Schauspielen, Dichterlesungen oder durch Zitate Mündlichkeit erreichen, ist Schriftlichkeit und für frühere Jahrhunderte oft formale Gebundenheit (Metrum, Reim, Strophik) eher, wenn auch nicht absolut, ein Zeichen für nicht authentischen Sprechgebrauch, für sorgfältige Planung und Unveränderlichkeit. Tradierung kann allerdings auch ändern.

Sprechen und Sprechvarianz sind aber in den zentralen literarischen Gattungen durchaus immer vorhanden. Das Schauspiel ist, wenn es nicht Pantomime ist, die 'Redegattung' per se, ob im Dialog oder auch im Monolog. In der Lyrik ist besonders im Sonett, in der Ode oder in der Elegie die Anrede an Geliebte, Verstorbene oder ausgewählte Dinge primär zu beobachten. In narrativen Texten, ob Epos, Roman, Kurzgeschichte oder Kunstmärchen, ist oft bis zu 30% gesprochener Text im Gesamtkontext des Erzählten oder Beschriebenen enthalten. Sprechvarianz kann dabei sowohl Unterschiede zwischen solchen Textteilen, wie auch intern in einzelnen Sprechabschnitten Differenzierung bestimmter Figuren voneinander aufzeigen. Sprechakten im pragmatischen Sinne können teilweise bestimmte Muster von Sprechtypik und Sprechvarianz zugeordnet werden.

Literatur war ursprünglich in schriftlosen Gesellschaften ohnehin 'gesprochen', so dass etwa in der Epos ein Sänger verschiedene Sprechtypik für die rein narrativen Textteile und für Rede(n) im Text verwendet haben wird. Im Hörbuch ist heute wieder durch Schauspieler, manchmal durch den Autor selbst, diese Vortragsweise enorm populär geworden. Für den Zuhörer entfällt der Zwischenschritt des Lesens; allerdings hat der Sprecher wohl den geschriebenen Text vor sich. Für das Schauspiel gibt es vom fast authentischen Sketch bis zum minutiös geplanten Drama viele Stufen der Sprechvarianz, wobei Typologisierungen üblich sind, etwa zwischen den Geschlechtern, zwischen 'hohen' und 'niedrigen' Figuren (in Tragödie und Komödie in Festlegungen seit dem Altertum), durch Einfügen komischer Figuren etc.. Dabei ist Sprechvarianz nicht mit Sprachvarianz gleichzu-

setzen, wenn etwa Dialektsprecher, Ausländer, Zauberer oder Überirdische charakterisiert werden sollen. Tolkien mischte in seinen Werken Sprach- und Sprechvarianz.

Es ist nicht immer klar, ob ein Autor sich die gesprochenen Passagen oder sein ganzes Werk (Schauspiel, Gedicht) 'gesprochen' vorgestellt hat, besonders wenn die Figuren in Stabreim oder in Pentametern (gereimt oder in Blankvers) dargestellt sind. Man denkt darüber nach, wenn man manche eintönige Dichterlesung hört. Schauspieler dagegen übertreiben vielleicht manchmal. Auch für die Leser ist wenig erforscht, ob sie beim Lesen die Sprechvarianz unbewusst oder bewusst realisieren oder gar durch *lip-reading* aktivieren.

Autoren geben allerdings in moderner Zeit oft Hilfen an Leser und Schauspieler durch metalinguistische Hinweise. Es gibt im Englischen wie im Deutschen über 1000 Sprechverben und ähnlich viele Adverbien, die einzeln oder in Kombination Sprechgeschwindigkeit, Tonhöhe, Stimmqualität, aber auch attitudinale Charakterisierung der Sprechvarianz mit teilweise sprachlicher Wirkung (etwa für Wut, Höflichkeit, Strenge, Freude) indizieren. Dabei können diese 'Hilfen', die meist deskriptiv für die Spezifik von Figuren verwendet werden, direkte oder indirekte Rede einleiten oder im Nachhinein kommentieren.

Sprechen und Sprechvarianz sind sowohl bei authentisch vorliegenden Texten wie in der Literatur zumindest vorstellbar mit Gestik und Mimik verbunden, ohne dass in den einzelnen Sprachen oder für bestimmte Figuren eine volle systematische Zuordnung verbunden sein muss. Teilweise werden auch diese Ausdrucksformen für Leser oder Zuschauer direkt oder metalinguistisch vermittelt.

### 3. Literarische Gattungen und Sprechen

Für literarische Texte vor 1900 sind Untersuchungen zum Sprechen und zur Sprechvarianz natürlich mehr oder weniger spekulativ, da Tonträger nicht vorhanden sind. Trotzdem sollte tatsächliches oder vorstellbares Sprechen in die Interpretation von literarischen Werken einbezogen werden. Lautes Lesen und Agieren von mittelalterlicher wie neuzeitlicher Literatur kann ein wichtiges Ausbildungselement in der Anglistik (aber auch in der Germanistik) sein, auch im Kontext eines Seminars durch gegenseitige Begutachtung oder durch Konfrontation mit einer Videoaufnahme. Man erkennt dann deutlicher, dass viele Jahrhunderte literarische Texte mangels Bücher und Kopien und in Anbetracht der geringen Lesefähigkeit der Bevölkerung vorgetragen oder vorgelesen wurden. Auch waren Autoren oft Vortragende oder Schauspieler, wie etwa Shakespeare. Die Texte waren so auch nicht immer 'fest', sondern begrenzt variierbar.

Sprechvarianz mündlich darzustellen bedeutet Identifizierung mit Autor und Figuren sowie nach Möglichkeit Beachtung rhythmischer und intonatorischer Elemente im Sprechfluss. Man sollte dabei trotz aller Unsicherheit über frühere Performanz, wie sie auch in der historischen Musikwissenschaft herrscht, Texte in der seinerzeitigen Sprachform (Aussprache, Syntax) lesen, etwa *Beowulf*, Chaucer, Shakespeare. Man bemüht sich ja auch, die frühere Bedeutung von Wörtern zu ergründen. Der Vorteil ist nicht nur eine Vertiefung der sprachhistorischen Kenntnisse, sondern auch der Wirkung der Inhalte der Werke.

Neben den zentralen literarischen Gattungen gibt es natürlich verschiedene fiktionale Textformen, die auf Sprechen und Sprechvarianz bauen, wie etwa Mär-

chen. Ob sie nun am Abend für Kinder erfunden werden oder als Kunstformen mit mehr oder weniger bekannter oder veränderter Quelle vorwiegend gelesen werden, enthalten sie meist Sprechteile, die zur Verlebendigung und Spannungserzeugung besonders hervorgehoben werden müssen. Ähnliches gilt insgesamt für *Science Fiction*, die heute eine der auflagestärksten Literaturgattungen darstellt. Was wäre *Harry Potter* in Text und Film ohne Sprechvarianz!

Im Folgenden werden die fiktionalen Hauptgattungen (Erzählung, Schauspiel, Lyrik) selektiv und schlaglichtartig für Vergangenheit und Moderne angesprochen. Sie wurden regelmäßig auch im akademischen Unterricht behandelt. Eine vollständige Darstellung von Sprechvarianz für die Geschichte der englischen Literatur ist hier nicht möglich und ist auch in der Forschung nur teilweise gegeben (etwa durch die Arbeiten von Norman Blake). Doch Veränderungen in der Sprech-Charakterisierung der Objektsprache und der metasprachlichen 'Hilfen' werden angedeutet.

## 4. Die literarischen Hauptgattungen und Sprechvarianz

### 4.1. Erzählende Literatur

Die mittelalterliche erzählende Literatur ist bis in das 16. Jahrhundert das Epos in gebundener Form (Stabreim im Altenglischen und im *Alliterative Revival* des 14. Jahrhunderts, sonst meist Jambus und Endreim mit oder ohne Strophik). Vielfach liegt den Werken, wenn sie nicht ohnehin Historiographien sind, ein geschichtlicher Kern zu Personen oder Völkern zugrunde, ob germanisch, keltisch oder antik-klassisch. Rede ist in den Werken vielfach vorhanden, oft rühmend oder im Streit, was in Syntax und Wortschatz, sicher aber auch in der Sprechvarianz zum Ausdruck kam.

Die ursprüngliche generelle Oralität der germanischen Epik ist wohl nur noch ausnahmsweise zu spüren, wie Untersuchungen des Freiburger Sonderforschungsbereiches zu diesem Thema ergeben haben. Sprechvarianz im *Beowulf* ist am deutlichsten in der stark formalisierten Streitrede Beowulfs gegenüber Unferth im 1. Teil und in der eher düster-melancholischen Rede Beowulfs zu seinem Begleiter beim tödlichen Drachenkampf im 2. Teil zu beobachten. Bei Chaucer ist sowohl im weithin übersetzten Troilus-Roman wie in den *Canterbury Tales* viel an Rede enthalten. Da die *CT* ja einen Querschnitt der Bevölkerung in der Pilgergruppe (ohne die Extrempunkte der Skala) enthalten, sind hier zum ersten Mal in der englischen Literatur deutliche Standesunterschiede in Verhalten, Themenwahl und Sprechgestaltung einzelner Figuren (Ritter, Koch, Müller, Verwalter, Nonnen, Chaucer selbst, der Wirt als Begutachter der Erzählungen in den Pro- und Epilogen) deutlich, auch wenn die meisten *Tales* versifiziert sind.

Der Roman beginnt als erzählende Gattung (trotz Malory im 15. Jahrhundert) eigentlich erst im 17. Jahrhundert. Ab dem 18. Jahrhundert wird er zunehmend realistischer und die Redeabschnitte werden differenzierter. Dickens, der auf seinen Reisen ständig Sprach- und Sprechnotizen machte, Scott und Jane Austen charakterisieren in Objektsprache (wenn auch in der Typographie oft nur ansatzweise) und in metalinguistischem Kommentar Sprechweise und in Syntax und Wortwahl auch Idiosynkrasie einzelner Figuren. Im 20. Jahrhundert ist dies in England besonders interessant in der verbreiteten Gattung der Universitätsromane

mit ihren vielen individualistisch gezeichneten, teilweise aber auch satirisch überzogen dargestellten Protagonisten der Fall, etwa bei C. P. Snow. Kriminalromane enthalten viele Frage-Antwort-Passagen bei der Tätersuche.

Ein besonderes Genre stellt der Ich-Roman dar, den man zumindest theoretisch als Monolog mit deskriptiven und erzählenden Einschüben bezeichnen könnte und der im 20. Jahrhundert etwa bei Salingers *Catcher in the Rye* eine sehr deutliche individuelle Sprechtypik aufweist. Auch Romane mit erlebter Rede können wie bei James Joyce und Virginia Woolf (etwa in *The Waves*) als poetisiertes Sprechen aufgefasst werden.

## 4.2. Schauspiel

Das antike hellenische und römische Drama wird in England erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts rezipiert und stößt dann die umfangreiche und hochqualitative Schauspielliteratur der elisabethanischen Periode an. Doch gab es bis zu dieser Zeit, wenn auch mit Höhepunkt im 14. und 15. Jahrhundert, die Mysterienspiele – religiöse Spiele auf biblischer Grundlage zur Aufführung auf Wagen in Prozessionen. In den Zyklen von Chester, York, Wakefield und Lincoln (*Ludus Coventriae*) wurden von den einzelnen Zünften kurze Spiele in gereimter Form (mit oft hypertropher Benutzung von Stabreim als Beispiele des mittelländischen *Alliterative Revival*) von der Schöpfung bis zur Auferstehung Christi aufgeführt. Auch wenn wohl einzelne Autoren hinter den Werken stehen, enthalten sie, der Aufführungstypik und den Ausführenden angepasst, für die einzelnen Figuren von Gott bis zu den Söldnern und dem gemeinen Volk viel an Sprechvarianz trotz der gebundenen Form. Am lebendigsten sind dabei die Spiele des sogenannten *Wakefield Master* (etwa das Noah-Spiel).

In der elisabethanischen Zeit wird, wenn auch noch ohne Regieanweisungen für Schauspieler, Sprechvarianz am deutlichsten in Shakespeares Komödien und Historien, wo etwa Falstaff und seine Halbwelt-Gesellen viel an Umgangssprache verwenden. Überhaupt haben die Forschungen von Ernst Leisi und seinen Schülern ergeben, wie viel umgangssprachlicher Wortschatz in Shakespeares Stücke einging, auch ein Tribut an sein Publikum in London. Vielfach wird Sprechvarianz aber noch etwas eingeschränkt für komische Figuren oder Ausländer (im britischen Kontext auch Waliser, Schotten und Iren) verwendet. Die Tragödien enthalten durchaus auch Aspekte der Sprechvarianz, etwa in den Monologen Hamlets und dann mit seinem Umschwenken bei Gesprächen mit anderen Figuren, etwa zu Ophelia. Die Rhetorik ist dabei natürlich Erbe und englische Anpassung an tradierte Muster, die ihre Authentizität aber durchaus auch 'real' in offiziellen und förmlichen Sprechkontexten (Staat, Gericht, Diplomatie, auch persönliche Briefliteratur, die ja eine Verbindung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit darstellen kann) lange bewahrt haben.

Auf *Comedy of Manners* und die Dramen der Romantik (18. beziehungsweise 19. Jahrhundert) sei nur verwiesen, da die Figuren hier teilweise sehr individualistisch gezeichnet sind. Dafür wird hier für Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts ausführlicher auf George Bernard Shaw eingegangen, der ohnehin Sprache und Sprechen mit ihrer Phonetik, Typographie, Varianz in Dialekten und Ausprägung in Charakteren sehr ernst nahm, sie ausführlich studierte und in seinen Werken, aber auch in theoretischen Schriften umsetzte. In seinen Schauspie-

len hat er öfter im Vorspann zu einzelnen Akten genaue linguistische Beschreibungen und Vorschriften für Schauspieler zur Verwendung in Aufführungen gegeben. In der eigentlichen objektsprachlichen Darstellung wird zwar keine phonetische Umschrift verwendet, wohl aber eine typographische Annäherung zum Erkennen von Dialektelelementen, Soziolekt und situationsbezogener Sprechvarianz.

Besonders auffällig sind Shaws sprachliche Regieanweisungen in eckigen Klammern hinter den Figurennamen. Sie können (im folgenden Beispiel aus *Major Barbara*) sprechartbezogen sein wie *calmly*, *gravely*, *sharply*, Sprechgeschwindigkeit andeuten wie *hastily*, besonders aber Einstellungen andeuten. Dabei können sie introvertiert erscheinen wie in *sullenly*, *stubborn*, *doggedly*; sie können extrovertiert Aggression ausdrücken wie mit *angrily*, *threateningly*, *violently*, *savagely*, *fervently* oder in Verbindung dazu bei Angesprochenen Angst anzeigen wie in *startled*, *intimidated*, *shocked* oder auch gelegentlich Freude wie mit *delighted*. Widerstand wird ausgedrückt etwa durch *defiantly*, *critically*, *cold and sardonic*. Das Gegenüber beziehen ein *encouragingly*, *gallant* unter anderem.

Was beim Lesen nun schnell im Kontext einleuchtet, ist für Schauspieler und Regisseure entweder Angebot oder Chance. Bei Shakespeare und Oscar Wilde ist stärker die Phantasie oder Erfahrung der Schauspielervarianz gefragt, bei Shaw herrscht oft fast ein Überangebot an Vorschriften, das gar nicht voll realisiert werden kann. Hier kann auch generell festgehalten werden, dass die moderne anglistische Forschung zur Sprechvarianz insgesamt die intonatorischen, rhythmischen und stimmlagenbezogenen Phänomene in authentischer wie in literarischer Sprache sehr genau als typisch 'englisch' erkannt hat (Forschungen von Gillian Brown und besonders John Laver haben dies sehr deutlich gemacht). Im Gegensatz zur Germanistik, die bei Sprechvarianz häufiger die Syntax untersucht, sind in der Anglistik die phonetischen Aspekte, für Fremdsprachlernende oft schwieriger nachzuvollziehen als syntaktische Besonderheiten, von besonderer Wichtigkeit. In einem normalen überfüllten Phonetikkurs sind solche wirkungsvollen Spezialbereiche oft gar nicht allgemein vermittelbar.

### 4.3. Lyrik

Lyrik war vom Altertum an meist sanghaft, mit Musikinstrumenten (Lyra, Harfe) begleitet. Sie war oft appellativ; die Ode und die Hymne waren wichtige Teilstücke. Dichterinnen wie Sappho oder mythologische Wesen wie Orpheus sind bis heute bekannt. In der lateinischen Dichtung war die Lyrik schon eher geschriebene Dichtung (Horaz, Ovid).

Ab dem späten Mittelalter (im Altenglischen sind nur einige Elegien überliefert) sind weltliche und geistliche Lyrik zu unterscheiden. Die weltliche Lyrik hat besonders französische Vorbilder in der Minnelyrik (auch wenn in England kaum Melodien überliefert sind), die geistliche eher lateinische. Naturlyrik eigenständiger Typik ist, von wenigen Ausnahmen in den *Harley Lyrics* abgesehen, noch wenig vorhanden. Die Liebeslyrik hat durchaus adressatenorientierte Sprechvarianz, besonders deutlich auch bei Wechseln und Tageliedern, die geistliche Lyrik ist eher einsträngig und gebetsähnlich an Gott, die Jungfrau Maria, Christus und Heilige gerichtet. Bitten und Versprechungen spielen sprechaktypisch eine große Rolle.

Ab der frühen Neuzeit sind zwei (mit der Elegie drei) Gedichtformen für die Verwendung von Sprechelementen und Sprechvarianz wichtig. Zum einen ist es das aus Italien übernommene Sonett ab der 2. Hälfte des 16. Jahrhundert, das weltlich mit Spensers und Shakespeares Zyklen vorwiegend Liebeslyrik, verbunden mit Gedanken an Mensch und Vergänglichkeit, aufweist, geistlich mit John Donne auch Aufrufe an Gott, den personifizierten Tod unter anderem. Das Sonett wird teilweise formal variiert in der Romantik fortgesetzt, in der aber auch die Ode, aus klassischen Mustern neu gestaltet, mit ihren komplexen Versformen sowie stark appellativer Syntax (Ausrufe, Fragen) und Kompositumsdichte (besonders Adjektive) zum Sprechen, wohl eher zum Deklamieren auffordert. Beispiele sind etwa Keats mit *Ode to Autumn* und *Ode to a Nightingale*. Als Kontrast kann man die eher volkssprachliche Sprechtypik in den schottischen Gedichten von Burns sehen.

Wie schon angedeutet, muss eine ausführlichere Behandlung des Kirchenlieds, das in England im gemeinschaftlichen *hymn singing*, besonders bei den *Evangelicals*, eine größere Rolle spielt, aber auch die Entwicklung des Schlagers hier ausgeklammert werden. Die phonetische Gestaltung der Wörter wird durch die Tonlängen und Tonhöhen dabei erheblich geändert. Eine Zusammenarbeit von Musikwissenschaftlern und Linguisten wäre notwendig, hat aber nicht zu sehr ausführlicher Forschungsliteratur im Sinne der Sprech- beziehungsweise Singvarianz geführt.

#### 4.4. Rand- und Grenzformen fiktionaler Dichtung

Es seien hier nur wenige Genres kurz angesprochen, wobei diese jeweils in ihrer Sprechtypik eine gewisse Einheitlichkeit aufweisen. Balladen und Moritaten zeichnen sich durch eine narrative, meist einen historischen Kern (bekannte Person) enthaltende Grundhaltung aus. Sie haben durch eine typische Zeilenmetrik und Strophenform, teilweise auch durch die Art des Gesangs, in dem sie vorgetragen werden, eine spezielle sprechartbezogene Dynamik, die auf ein (oft trauriges) Ende zusteert und somit einen besonderen Ton (mitreißend oder düster-trauernd) verlangt. Auch wenn diese Gattungen heute im Bewusstsein der 'hohen' Literatur wenig bekannt sind, vielleicht auch wenig produktiv sind, sind sie beachtenswert; in manchen Songs finden sie eine verwandte Fortsetzung. *Rap* ist eine zwar aus anderem kulturellem Milieu entstandene, im Grunde aber ähnliche Form, wenn auch weniger formal gebunden, mit oft heiserer Sprechstimme vorgetragen und musikalisch unterbaut.

Zu erzählenden Texten kann man als randliterarische Formen auch Biographie und Autobiographie zählen. Letztere ist oft eine Mischung von 'Dichtung und Wahrheit', kann geschrieben, in Talkshows aber auch mündlich, monologisch oder im Dialog, vorgetragen werden, dabei mehr oder weniger authentisch Sprechen und Sprechvarianz (rekurrend auf andere erlebte Personen) differenzieren. Dialektaufnahmen biographischer Art von englischen und amerikanischen Sprechern, besonders solcher, die sich kaum verschriftlicht äußern würden, sind heute zugänglich. Hierbei ist monologisierende Sprechvarianz innerhalb des charakteristischen Dialekts durchaus anzutreffen.

## 5. Untersuchungsmethodik und Ausblick

Sprechvarianz in fiktionalen Texten zu untersuchen bedingt, die gesamte Palette linguistischer Deskriptionsmethodik einzubeziehen (wenn auch teilweise virtuell und spekulativ): segmentale und suprasegmentale Phonetik, Semantik, Syntax, Pragmatik, Texttypik, erweitert auch Stimmodulation und paralinguistische Elemente. Die Autorenintentionen zu durchschauen ist für historische Quellen nicht leicht, auch nicht die anzunehmende Vorlesepraxis und das Verhältnis Autor/Vorleser zum Publikum. Aber Literatur wurde früher gesprochen und der Versuch, dies nachzuempfinden, ist wichtig. Literatur war früher viel öffentlicher als heute, genau so gilt dies für das Hören. Sprechwissenschaft ist daher eigentlich ohne Hörwissenschaft gar nicht möglich. Heute spielt das private Lesen eine viel größere Rolle; andererseits ist durch die Medien (besonders das Fernsehen) Hören und Sehen vereint. Viele Romane und Dramen sind auch verfilmt worden und zeigen, zusätzlich (nicht unbedingt historisch adäquat) musikalisch untermauert, ein multimediales Bild von Literatur.

Im akademischen Englischunterricht spielen diese Aspekte oft eine untergeordnete Rolle. Lediglich in der *Drama Group* wird Aktivität in Sprechvarianz geübt. Zwar wird in Übungen und Seminaren das Alltagsgespräch geübt, aber kaum analysiert. Systembetrachtung und Fehleranalyse mündlicher Produktionen sind wenig betrieben worden. Das Massenstudium in der Anglistik verhindert die individuelle Untersuchung von Produktion und Rezeption authentischer wie fiktionaler Texte.

Auch der Auslandsaufenthalt bringt nicht immer den gewünschten Erfolg in der Sprechfertigkeit und der aktiven Sprechvarianz wie auch ihrer Durchschaubarkeit. Muttersprachler verbessern selten Ausländer, solange sie den Inhalt der Kommunikation verstehen. Hinweise auf die Besonderheiten von Intonation, Rhythmisierung, Sprechakt- und Sprechartbesonderheiten werden vor dem Auslandsaufenthalt kaum gegeben. Oft kommt man trotz verbesserter Flüssigkeit mit den gleichen Interferenz- und Systemfehlern zurück.

Von der Warte der Wissenschaft her stehen heute zwar Korpora mit gesprochenen Texten zur Verfügung, das heißt ihre Untersuchung wird schon gefördert, ist aber eher nur einzelnen Studierenden zugänglich. In der Anglistik ist das London-Lund-Korpus zwar in Transkription zugänglich, nicht jedoch ohne weiteres im Ton; das Lancaster *Spoken English Corpus* verwendet relativ viele vorgelesene Texte, was die Authentizität beeinträchtigt. Von fiktionaler Literatur gibt es inzwischen viele Tonbanddisketten, CDs und DVDs zu Drama und Lyrik sowie Hörbücher zu Romanen, doch werden sie im akademischen Unterricht wenig genutzt.

Die Auseinanderentwicklung der englischen Philologie in Literaturwissenschaft und Linguistik hat dazu geführt, dass in der Literaturwissenschaft inhaltliche, psychologische, gattungstheoretische und kulturspezifische Fragestellungen ohne konkrete philologische und linguistische Detailuntersuchungen vorherrschen; in der Linguistik werden kaum literarische Texte als Ausgangspunkt textologischer und pragmatischer Studien sowie Sprechart und Hörtypik herangezogen. Die alte Verbindung in dem Konzept der 'englischen Philologie' ist weitgehend einem Spezialistentum gewichen. Der Verfasser kann aber aus vieljähriger Praxis bestätigen, dass die Verbindung der auseinander driftenden Teildisziplinen

der Anglistik (wie der Germanistik) in Seminaren und Forschungsarbeiten von den Studierenden durchaus positiv gesehen wurde. Da viele später Lehrer werden, scheint es auch sehr wichtig, ein Gesamtbild zu initiieren. Der aktive Ansatz kann besonders auch dadurch verstärkt werden, wenn das heute in Vergessenheit geratene Auswendiglernen von Gedichten, Monologen, Liedern oder Schauspielrollen wieder populär würde – es muss dann aber auch laut vorgetragen, gehört und kommentiert werden. Bei Schlagern fhrt doch auch endloses, meist lautstarkes Abhören zur selbstverständlichen Wiedergabefhigkeit. Rezeption und Produktion würden nicht nur der Linguistik und Literaturwissenschaft, der Anglistik generell, sondern auch der Bildung nützen. Natürlich muss auf der anderen Seite auch das spontane, freie, Situationen begleitende authentische Reden geübt und reflektiert werden.

Frage man zum Schluss, ob es überhaupt eine Verbindung der Untersuchung von authentischer, nicht "verschriftlichter" Augenblicksrede und der Verlebendigung von fiktionalen Texten geben kann, so soll doch festgehalten werden, dass rund 15 Jahre Studierende der Anglistik und Germanistik in Würzburg beides erproben konnten.

## "Erbärmlicher Wicht!" – Zur Inszenierung 'mündlich'-unmittelbarer Empörung in einer Streitschrift des 19. Jahrhunderts

Steffen Haßlauer

Am 20. Januar 1852 veröffentlichte der Göttinger Physiologe und Anatom Rudolph Wagner (1805-1864) einen Aufsatz in der Augsburger *Allgemeinen Zeitung*, der vor allem gegen seinen Fachkollegen, den Physiologen, Zoologen und Paläontologen Carl Vogt (1817-1895) gerichtet war. Der Aufsatz wurde zum Auslöser eines publizistischen Streits zwischen beiden Forschern, der sich in immerhin zehn Beiträgen bis ins Jahr 1855 hinziehen sollte und der allgemein als Anfang einer sehr viel weiter reichenden Auseinandersetzung gesehen wird – des Materialismusstreits in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts (vergleiche dazu vor allem Bayertz/Gerhard/Jaeschke 2007 sowie Wittkau-Horgby 1998, aber auch ältere Veröffentlichungen wie Gregory 1977; Bröker 1972; Wittich 1971; Degen 1954; Klimke 1907 und Lange 1974).<sup>1</sup>

Gegenstand des Streits zwischen Wagner und Vogt waren zunächst unterschiedliche Auffassungen über die Natur der menschlichen Seele. Wagners christlich geprägter Vorstellung einer gottgegebenen (und Gott nach dem leiblichen Tod verantwortlichen) Seele, die grundsätzlich vom Körper verschieden war, mit diesem im Leben aber in physiologische Wechselwirkung trat, stand Vogts materialistische<sup>2</sup> Sicht der 'Seele' als bloße (und vergängliche) Folge der physiologischen Funktionen des lebendigen Organismus, und dabei vor allem des Gehirns, unversöhnlich gegenüber.<sup>3</sup> Über diesem Gegensatz entwickelte sich sehr schnell ein polemischer Schlagabtausch, in dessen Zentrum dann vor allem unterschiedliche Auffassungen von (Natur-)Wissenschaft und (vom Umgang mit) den gesellschaftlich-politischen Auswirkungen ihrer jeweiligen Resultate standen. Bereits vor dem eigentlichen Höhepunkt des Streits, der mit Vogts berühmt-berüchtigtem Buch *Köhlerglaube und Wissenschaft* (1855) erreicht wurde, finden sich dabei auf beiden Seiten zahlreiche Beispiele für inhalts- und ausdrucksseitige Eskalation in persönlicher Hinsicht; in *Köhlerglaube und Wissenschaft* selbst ist es aber vor allen anderen eine Stelle, die Aufmerksamkeit verdient, da sie in mehr als nur einer Hinsicht aus dem Rahmen dessen fällt, was im Streit, nach Dieckmann (2005), auch nur ansatzweise als akzeptabel gelten kann. Eine genauere Beleuchtung dieser Textstelle ist das Hauptanliegen des vorliegenden Beitrags (vgl. die Abschnitte 3. und 4.), nachdem im Folgenden zunächst ein kurzer Blick auf die Streitenden selbst (Abschnitt 1.) sowie auf die erwähnten früheren Eskalationsschritte (Abschnitt 2.) geworfen wurde.

<sup>1</sup> Eine ausführliche linguistische Untersuchung des gesamten Streits zwischen Wagner und Vogt ist Gegenstand meiner Dissertation Haßlauer (2010).

<sup>2</sup> Unter *Materialismus* ist hier natürlich die wissenschaftliche beziehungsweise philosophische Position zu verstehen, dass es sich bei der Materie um die einzige der Wirklichkeit zu Grunde liegende Substanz handelt.

<sup>3</sup> Vogts Seelenvorstellung findet sich in den für den Streit relevanten Texten vor allem in den Beiträgen Vogt (1847:201ff., vor allem 205ff.), derselbe (1852a:419-451) und derselbe (1855, hier vor allem: 84ff., 102ff. und 116f.), diejenige Wagners vor allem in dessen Beiträgen Wagner (1854b) und derselbe (1854c, hier vor allem: 198ff., einschließlich der Fußnote).

## 1. Carl Vogt und Rudolph Wagner

Der Name Carl Vogt<sup>4</sup> ist mit dem Bereich der Politik möglicherweise enger verbunden als mit dem der Wissenschaft; dies ist seiner Rolle als demokratischer, also linker Abgeordneter des Frankfurter Paulskirchenparlaments von 1848/49 zu verdanken. Es ist insofern interessant, dass im Zentrum des Textes, mit dem sich die Abschnitte 3. und 4. befassen werden und der wohl *den* ausdrucksseitigen Eskalationshöhepunkt seiner Auseinandersetzung mit Wagner bildet, ein 'politischer' Aspekt steht.

Vogt wuchs in Gießen auf und dürfte dort bereits in jungen Jahren, grob in der Zeit zwischen den Karlsbader Beschlüssen und dem Hambacher Fest, eine politisch oppositionelle Prägung erfahren haben (vergleiche vor allem Bröker 1972): Sein Vater, Professor für Medizin, soll als das "anerkannte Haupt der freisinnigen Partei" (Vogt 1896:115) in seiner Stadt gegolten haben, dem von den Behörden offenbar der Antritt eines Mandats im großherzoglich hessischen Landtag unmöglich gemacht wurde und dem es wenig später nicht allzu schwer gefallen zu sein scheint, eine neue Universitätsstelle in Bern anzutreten; Vogts Mutter war zudem die Schwester von Karl Follen, dem bekannten Anführer eines radikalen Flügels der verbotenen studentischen Burschenschaften. Vogt selbst geriet 1835 erstmals ins Visier der Behörden, nachdem er einem polizeilich gesuchten Burschenschaftler zur Flucht aus Gießen verholfen hatte und sich daraufhin ebenfalls zum ersten Mal zur Flucht ins Ausland (zu seiner Familie in Bern) genötigt sah. Zu diesem Zeitpunkt hatte er in Gießen bereits sein Medizinstudium begonnen gehabt, wo unter anderem Justus Liebig zu seinem Lehrer geworden war, der den jungen Vogt mit seinem modernen, empirisch-experimentellen Ansatz der Chemie tief beeindruckt und vor allem nachhaltig gegen die in Deutschland noch weit verbreitete spekulative Naturphilosophie eingenommen zu haben scheint. Nun, nach seiner Flucht, wandte Vogt sich in Bern wieder der Medizin, vor allem der Physiologie, sowie der vergleichenden Anatomie und der Zoologie zu, während er seine praktische Einführung in die Geologie und Paläontologie schließlich nach seiner Promotion (1839) als Mitarbeiter von Louis Agassiz auf mehreren Gletscherexpeditionen erhielt. Nachdem Vogt also bereits früh mit bedeutenden Namen der Forschung in Berührung kam, war es vor allem ein mehrjähriger Aufenthalt in Frankreich, der ihn in seiner Verankerung in der dort vorherrschenden modernen Naturwissenschaft ebenso festigte wie sein dortiger Kontakt zu französischen Oppositionellen und politischen Exilanten aus Deutschland (darunter etwa der Dichter Georg Herwegh) in seiner politischen Haltung.<sup>5</sup>

Die Zeit, in der er schließlich – aufgrund eigener Forschungen zu niederen Meereslebewesen und auf Fürsprache Agassiz', Liebigs und Alexander von Humboldts hin – eine Zoologieprofessur in Gießen antreten konnte, fiel dann bereits in das Jahr unmittelbar vor der Revolution von 1848, in der Vogt selbst erstmals

<sup>4</sup> Biographisches zu Vogt (worauf auch im Folgenden zurückgegriffen wurde) findet sich vor allem in Gregory (1977:51ff.), Bröker (1972:169ff.), Wittich (1971:xvff.), Misteli (1938), Vogt (1896) und William Vogt (1896).

<sup>5</sup> Diese prägende Phase und die teilweise Vermischung von Wissenschaftlichem und Politischem in den Werken dieser Zeit behandeln vor allem Gregory (1977:60ff.) und Misteli (1938:49ff. und 65ff.); in der Pariser Zeit entstand jedoch zum Beispiel auch Vogts umfangreiches, rein fachliches *Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde* von 1846.

politisch aktiv wurde, nachdem Wittich (1971:lxiii, Anmerkung 33) und Misteli (1938:47 und 103) bereits in seiner Gießener Antrittsvorlesung vom Mai 1847 eine deutliche Sympathieerklärung für eine mögliche politische Revolution erkennen. Als Abgeordneter der demokratischen Linken in der Frankfurter Paulskirche (vergleiche vor allem Misteli 1938: Kapitel 6f. sowie Gregory 1977:69f., Bröker 1972:209ff., Wittich 1971:xviiiff. und William Vogt 1896:61ff.) trat Vogt nun, über die liberalen Forderungen nach konstitutioneller Monarchie und Beteiligung der besitzenden Klassen am Staat hinaus, ein für die parlamentarische Republik, gegen jeglichen Machtanspruch der Fürsten und für die konsequente Trennung von Staat und Kirche. Und obwohl er angesichts schwieriger Verhältnisse auch immer wieder als entschiedener Mahner zur Besonnenheit aufgetreten war, warb er angesichts des drohenden Scheiterns der Nationalversammlung und angesichts der um sich greifenden Gegenrevolution 1849 offen für die Unterstützung der erneut ausbrechenden Aufstände, folgte der Verlegung der Nationalversammlung nach Stuttgart und musste nach ihrer endgültigen Zerschlagung ein weiteres Mal in die Schweiz fliehen, bevor er in seiner alten Heimat Hessen für sein politisches Engagement schließlich des Hochverrats angeklagt wurde.

Vor allem diese letzten Punkte sind nun eine wesentliche Voraussetzung für das Verständnis von Vogts Aufreten in dem unten behandelten Text, denn auch wenn er bereits 1852 auf eine feste Geologie- und Paläontologieprofessur in Genf berufen wurde, die seine wissenschaftliche und wirtschaftliche Zukunft sicherte, blieb ihm ein hohes Maß an Verbitterung über die vertane Chance eines Wandels in Deutschland und zudem über diejenigen erhalten, die er aufgrund ihrer kompromissbereiten, unentschlossenen Haltung für das Scheitern der Revolution verantwortlich machte und zu denen er dann auch aufgrund seiner erklärt konservativen Haltung seinen späteren Gegner Rudolph Wagner zählte.

Über Rudolph Wagners Beteiligung an der Märzrevolution selbst ist nichts bekannt – genau dies macht Vogt ihm dann angesichts einer (aus seiner Sicht) gewagten Äußerung auch zum Vorwurf –, prominent war er aber in jedem Fall als Wissenschaftler.<sup>6</sup> Wagner war in Bayreuth und Augsburg aufgewachsen, hatte sein Medizinstudium in Erlangen und Würzburg absolviert, 1826 promoviert und danach einige Zeit in München und Paris (unter anderem bei Georges Cuvier) verbracht, wo er sich dann mit Physiologie und vergleichender Anatomie beschäftigte. Bereits 1829 erhielt er eine Privatdozentur in Erlangen, wurde dort 1832 zunächst außerordentlicher und im Jahr darauf bereits ordentlicher Professor für Zoologie, bevor er von 1840 bis zu seinem Tod den Lehrstuhl für Physiologie, vergleichende Anatomie und Zoologie in Göttingen innehatte. Der Ruf nach Göttingen, unter Fürsprache auch durch Jacob Grimm, gründete sich auf Wagners Forschungen zum Beispiel im Bereich der tierischen Zeugung und Fortpflanzung und auf darauf aufbauende Publikationen wie seine Lehrbücher zur vergleichenden Anatomie (1834/35) und zur Physiologie (mehrere Teile, seit 1839). Auch Wagner gilt dabei als Forscher, der der Wissenschaft große Dienste erwies, durch die Anwendung moderner Forschungsmethoden ebenso wie durch die Herausgabe seines *Handwörterbuchs der Physiologie* (1842-53), das unter Beteiligung großer Forschernamen den Wissensstand seiner Zeit aufarbeitete und systematisierte. In den 1840er und 1850er Jahren, in denen er sich zunehmend der Nerven- und

<sup>6</sup> Biographisches zu Wagner (worauf auch im Folgenden zurückgegriffen wurde) findet sich vor allem in Hagner (2005), Klatt (1997), Hoffmann (1964) sowie Adolph Wagner (1865).

Hirnphysiologie zuwandte, fielen dann aber auch einige weniger positive Schlaglichter auf Wagner, so im Zusammenhang mit seiner letztlich erfolglosen Bewerbung um die zusätzliche Übernahme des Göttinger Lehrstuhls für menschliche Anatomie und Chirurgie sowie im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um seinen Anteil an der Entdeckung der Tastkörperchen in der Haut (zu diesen Punkten am ausführlichsten Hoffmann 1964) – und letztlich auch im Zusammenhang mit seiner Auseinandersetzung mit Vogt. Denn in der Zeit dieses Streits in den frühen bis mittleren 1850er Jahren wurde Wagner von verschiedener Seite (unter anderem von Rudolph Virchow) vor allem das zunehmende Einfließen religiöser Überzeugungen in seine Tätigkeit als Wissenschaftler negativ angerechnet, zumal seine so genannte '*Doppelte Buchführung*'. Wagner vertritt in mehreren streitrelevanten Publikationen<sup>7</sup> letztlich den Standpunkt, dass die biblische Offenbarung in Punkten, die auch wissenschaftsrelevant sind (wie der Existenz der Seele als Grundlage der menschlichen Geistestätigkeiten oder der Abstammung aller Menschen von einem ursprünglichen Ausgangspaar), unantastbar, weil objektiv wahr sei. Von ihr abweichende Forschungsresultate sind für ihn damit entweder Ausdruck mangelnder Sorgfalt und/oder eines (noch) unzureichenden Forschungsstandes, also *Irrtum*, oder aber Täuschung beziehungsweise Lüge, also die bewusst verbreitete *Unwahrheit*. Solange die Wissenschaft sich über bestimmte relevante Dinge (noch) nicht im Klaren sei und Widersprüchliches (also eben vor allem *Irrtümer*) produziere, müssten Wissenschaft und Glaube getrennt behandelt und auch an wissenschaftlich 'widerlegten' Offenbarungspunkten festgehalten werden dürfen.<sup>8</sup> Es handelt sich dabei ausdrücklich, aber wohl nur vordergründig, um eine Trennung von Glaube und Wissenschaft, um beide in ihrem Recht bestehen lassen zu können (auch wenn die Wissenschaft eben noch unvollkommen sei), in Wirklichkeit aber um eine Immunisierung des Glaubens gegenüber der Wissenschaft; und genau dies wurde von vielen Forschern, nicht nur von Vogt, auch so interpretiert. Insofern Wagner den Glauben an die Existenz einer (unsterblichen) Seele und an ein Gericht nach dem (körperlichen) Tod als Grundlage für das Bestehen gesellschaftlicher und staatlicher Ordnung betrachtete,<sup>9</sup> kann es nicht überraschen, dass in der Auseinandersetzung mit Vogt um die Seele von Anfang an auch die Konsequenzen einer möglichen Entscheidung ins Zentrum rückten.

<sup>7</sup> Vor allem Wagner 1851/52, in: Allgemeine Zeitung 20/1852:314 und sehr viel präziser in: derselbe 1854b:7ff., vor allem 14ff. und 20; vergleiche auch derselbe 1854c:198ff.

<sup>8</sup> Ein 'Klärung' wissenschaftlich nicht oder schwer zugänglicher Fragen beziehungsweise solcher, die zwischen Forschung und Glauben strittig sind, hält Wagner gegebenenfalls erst durch jenseitige Erkenntnis im Leben nach dem Tod für denkbar, da er gerade die 'körperliche' menschliche Erkenntnisfähigkeit grundsätzlich als beschränkt betrachtet (vergleiche zum Beispiel Wagner 1854c:202, in Verbindung mit derselbe 1854b:18ff., vor allem 20).

<sup>9</sup> Vergleiche vor allem Wagner 1851/52, in: Allgemeine Zeitung 20/1852; derselbe 1852:5241; derselbe 1854a:18ff., vor allem 23ff. und derselbe 1854b:21ff.

## 2. Ausdrucksseitige Eskalation im Streit zwischen Vogt und Wagner<sup>10</sup>

Auslöser des Streits zwischen Vogt und Wagner war der berühmt-berüchtigte Vergleich des Gehirns mit der Leber beziehungsweise den Nieren, den Vogt in einem seiner früheren wissenschaftlichen Werke (Vogt 1847:206) zur Illustration seiner materialistischen Sicht des menschlichen Bewusstseins (der 'Seele') gezogen hatte; es hieß dort, dass "[e]in jeder Naturforscher [...] wohl [...] bei einigermaßen folgerechtem Denken" annehmen müsse, "daß die Gedanken in demselben Verhältniß etwa zu dem Gehirne stehen, wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren". Verdeutlicht werden sollte damit, dass das Gehirn (und nichts anderes) das Denken erzeugt und es ohne Gehirn folglich kein Denken geben konnte – ebenso wie ohne Leber keine Galle und ohne Nieren kein Urin entstand. Auch wenn Vogt die Annahme einer Seele als Grundlage von Bewusstsein und Denken zusätzlich zum Gehirn als "reine[n] Unsinn" (ebenda) bezeichnete, war die Stelle gegen niemanden direkt gerichtet und sicherlich nicht gegen Wagner, zumal dieser im Vorwort desselben Werks gerade unter eine lange Reihe wissenschaftlicher Koryphäen wie Justus Liebig und Johannes Müller gezählt worden war (vergleiche ebenda:8f.); um einen allgemeinen Angriff auf Vertreter des Glaubens an eine selbstständige Seele im eigentlichen Sinn des Wortes handelte es sich aber natürlich durchaus.

Die Erwiderung auf Vogts Vergleich erfolgte im sechsten Beitrag von Wagners Aufsatzreihe der *Physiologischen Briefe* (Wagner 1851/52, in: Allgemeine Zeitung 20/1852:313ff.). Vogt wurde dort, auch aufgrund seiner Ausdrucksweise, ein "frivoler Materialismus" (313f.) vorgeworfen, der in seinen Konsequenzen nur der "Zersetzung der gesellschaftlichen Ordnung und nationalen Bildung diene" (314). Wagner warnte nachdrücklich vor diesen Konsequenzen, ohne im Text konkreter zu werden, und nahm dabei die staatlichen Instanzen in die Pflicht, für den Schutz der bestehenden Verhältnisse zu sorgen (vergleiche 315); die Stelle kann dahingehend interpretiert werden, dass zumindest ein Vorgehen gegen Materialisten im Staatsdienst erfolgen sollte. Neben dieser inhaltlichen Schärfe ist aber auch für die Ausdrucksseite zu erwähnen, dass Wagner die politischen Ansichten Vogts (auch wenn dieser hier namentlich nicht erwähnt wird) in beleidigender Weise als den "politischen Unsinn [...] einzelne[r] hirnverbrannte[r] Köpfe" bezeichnete und ihnen (das heißt den *Ansichten*) – unter Rückgriff auf die Formulierung von Vogts Gehirn-Leber/Nieren-Vergleich – "keine höhere Dignität" zugestand, als sie "die Galle und der Urin" hätten (314).

Vogts erste Äußerungen zum Streit, in seinen *Bildern aus dem Thierleben* (Vogt 1852a), sind vor allem durch die demonstrative Ignorierung des wagnerschen Angriffs und durch allgemeinen beißenden Spott über Wagners neuere Veröffentlichungen geprägt, wobei Vogt vor allem das durchaus in ihnen vorhandene religiöse Element fokussiert; in zahlreichen, meist kürzeren Einstreuungen in seine über vierhundertseitige wissenschaftliche Monographie gibt Vogt immer wieder mehr als deutliche Anspielungen darauf, dass Wagner trotz seiner früheren

<sup>10</sup> Die folgende Kurzdarstellung muss angesichts des Umfangs der Gesamtauseinandersetzung vereinfachen und auslassen, zumal der eigentliche inhaltliche Kern beziehungsweise Ausgangspunkt des Streits, die Frage nach der Natur der Seele beziehungsweise der menschlichen Geistestätigkeiten, im vorliegenden Beitrag keine Rolle spielt.

Bedeutung nicht mehr als ernst zu nehmender Forscher gelten könne (vergleiche 161ff., vor allem 164f. sowie 173, 317, 367, 423 und 448). Die letztlich wesentliche Stelle, an der in aller Ernsthaftigkeit schärfere Worte fallen, findet sich am Ende des Buches, wenn Vogt seinem Gegner vorhält, dass das, was dieser in seinen *Physiologischen Briefen* von "Physiologie schwatzt", der "deutschen Wissenschaft" lediglich "zur Schande" gereiche (452).

Ausgangspunkt einer ersten wirklichen ausdrucksseitigen Eskalation auf Seiten Vogts wird erst Wagners nächster Beitrag (Wagner 1852), in dem Wagner – unter letztendlichem Übergehen des Aspekts, dass Vogt ihn lediglich nicht *mehr* als ernst zu nehmenden Forscher betrachtet und seine früheren Leistungen gerade unangetastet lässt – seinen Gegner in einen Widerspruch zu verwickeln versucht: in den Widerspruch zwischen Vogts Kritik in den *Bildern aus dem Thierleben* und seinem erwähnten früheren Lob (der Einreihung von Wagners Namen neben J. Liebig und Joh. Müller; vergleiche oben). Während dieser neue Streitbeitrag Wagners weitestgehend durch äußerliche Zurückhaltung (aber nun auch – ähnlich wie bei Vogt – durch Spott) geprägt ist, wird Vogt darin dennoch schwer angegriffen (vergleiche ebenda:5226, in der Fußnote): Vogt schreibe zwar in bemerkenswerter Weise klar und verständlich, popularisiere dabei aber nur die Ansichten und Erkenntnisse anderer, während er selbst noch nichts Eigenständiges zur Forschung beigetragen habe, also *nie* ein "originale[r] Forscher" gewesen sei; Vogts scharfe Reaktion hierauf und auf den Widerspruchsvorwurf erklärt sich zum Teil aber sicher auch daraus, dass Wagner ihn zudem erneut im Hinblick auf seine Vergangenheit (und Gegenwart) als 'Politiker' ins Visier nahm, indem er ihn für seine – mit der Revolution von 1848/49 – gescheiterten politischen Ambitionen verhöhnte und damit letztlich als jemanden zeichnete, der *weder* wissenschaftlich *noch* politisch etwas erreicht hatte. Wagner spricht unter anderem davon, dass Vogt sich "von der Professur in Gießen binnen kurzem zum erhabenen Posten eines deutschen Reichs-Regenten emporgeschwungen hatte"<sup>11</sup> und "gegenwärtig wieder als Lehrer der Geologie in Genf angestellt ist" (ebenda:5225). Wohlgemerkt: als *Lehrer* (nicht als Forscher)! Vogts erwähnte scharfe Reaktion (Vogt 1852b:1192) darauf erfolgt dann sehr knapp als Richtigstellung (beziehungsweise bildliche Verdeutlichung) seiner Kritik am *gegenwärtigen* (im Gegensatz zum *früheren*) Wagner, wenn er am Ende seiner Erwiderung erklärt, dass er nichts dafür könne, wenn "ein Licht, welches früher einigen Schein warf, jetzt so zum Stumpen herabgebrannt ist, daß es nur noch unerträglichen Talggestank verbreitet" (ebenda).

Wagner wiederum ließ diesen Beitrag Vogts unbeantwortet, da er die Auseinandersetzung aufgrund des angeblichen eigenen Sieges in der Sache mit seinem zurückliegenden Beitrag bereits für beendet erklärt hatte (vergleiche Wagner 1852:5226 und 5242).<sup>12</sup> Stattdessen meldete sich noch einmal Vogt zu Wort und sprach mit erkennbarem, wenn auch nicht ausdrücklichem Bezug auf Wagner dann in der Zweitaufgabe des Werkes, das den ursprünglichen Gehirn-Leber/Nieren-Vergleich enthalten hatte, sehr viel deutlicher als beim ersten Mal von

<sup>11</sup> Vogt war während der letzten Tage der Nationalversammlung, nach ihrer Verlegung nach Stuttgart, in der Tat zu einem von fünf Reichsverwesern gewählt worden.

<sup>12</sup> Eine Erörterung dieser 'physiologischen' Kritik Wagners an Vogts Gehirn-Leber/Nieren-Vergleich, die in inhaltlicher Hinsicht äußerst problematisch ist, aber auch von anderen Forschern (wie zum Beispiel R.H. Lotze) geteilt wurde, würde hier zu weit führen.

"blödsinnige[n] oder vernagelte[n] Menschen unter den Naturforschern" (Vogt<sup>2</sup> 1854a:325, in der Fußnote), die seine materialistische Position zur Seele nicht anerkannten.

Verantwortlich für eine erneute Eskalation, diesmal auf Seiten Wagners, war jedoch, dass Vogt wenig später (vergleiche Vogt 1854b:903) unter anderem aus einer 'Selbstkritik' Wagners über dessen *Physiologische Briefe* zitierte<sup>13</sup> (die Vogt als Bestätigung seiner eigenen früheren Kritik am Gegner betrachtete) und dass er Wagner nun vorwarf, diese Selbstkritik lediglich verschämt in einem "versteckten Winkel der Literatur (den Göttinger gelehrten Anzeigen)" veröffentlicht zu haben, wo sie dem bisherigen Publikum des Streits entgangen sein musste (ebenda). Dass Wagner die Sache unangenehm war, zeigt sich zum einen darin, dass er sie in seiner 'Reaktion' (Wagner 1854b:5) nur erwähnte, um sie als "rein persönliche Angelegenheit" gar nicht weiter zu konkretisieren oder zu kommentieren, und zum anderen darin, dass er im selben Beitrag (ebenda:iv) nun doch erneut zu einem äußerst scharfen Schlag ausholte, der sich erkennbar, aber nicht ausdrücklich, auf den Materialismus Vogts bezog. Er spricht dabei von Forschern, die der "Lüge" und der "Frivolität" dienten und gegen die man sich "zuweilen genötigt [sehe], zu Peitschenhieben zu greifen", da "dies frivole Gesindel" die Nation betrügen wolle, indem es "schemlos aus dem gährenden Inhalte seiner Eingeweide den stinkenden Atem dem Volke entgegenbläst und diesem weiss machen will, es sei eitel Wohlgeruch". In Verschärfung seiner früheren Äußerungen setzt Wagner die gegnerischen Positionen nun also endgültig mit etwas ekelregend Widerlichem gleich und zeigt damit auch seine Abscheu über den Gegner Vogt selbst mehr als deutlich.

### 3. "Erbärmlicher Wicht!" – Ein eskalativer Höhepunkt

Wagners Aufreten in der soeben kurz angesprochenen Stelle wird von Vogt ausdrücklich als Erklärung beziehungsweise Rechtfertigung für sein eigenes polemisches Aufreten in *Köhlerglaube und Wissenschaft* angeführt: seiner – wie es im Untertitel heißt – 'Streitschrift gegen Hofrat Rudolph Wagner in Göttingen' (vergleiche Vogt<sup>1</sup> 1855:46-48). Es handelt sich dabei um den letzten großen Beitrag zur Auseinandersetzung, im Umfang von über einhundertzwanzig Seiten, in dem Wagner in jeder denkbaren Hinsicht (als Mensch, als Forscher, als Autor und Herausgeber, als akademischer Lehrer und letztlich sogar als Christ) polemisch angegriffen und diskreditiert wird. Vogts ausdrucksseitig schärfster Text darin, der letztlich noch eine Steigerung gegenüber Wagner darstellt, ist aber keine unmittelbare Reaktion auf dessen letzte Äußerungen, sondern liegt anders begründet. Wagner hatte etwas früher, noch vor der 'Offenlegung' seines Selbstverständnisses, die Auseinandersetzung mit Vogt zum Gegenstand einer Rede (mit dem Titel

<sup>13</sup> Wagner hatte (erneut abgedruckt als Nachtrag in Wagner 1854c:242ff.) nach verschiedentlicher Kritik an seinen *Briefen* in der Tat eingeräumt, dass er – trotz des allgemeinen Erfolges bei den Lesern – "etwas in Inhalt und Form, ja vielleicht in der ganzen Aufgabe entschieden Verfehltes dem deutschen Publicum geboten habe" (ebenda:242). Vogt (1854b:903) hatte daraufhin kurz und knapp konstatiert, alles, was angesichts dessen an Wert von ihnen bleibe, seien "Druck und Papier der Cotta'schen Offizin" (also der Druckerei des Cotta-Verlags, in dem sie erschienen waren).

*Menschenschöpfung und Seelensubstanz*; Wagner 1854a) vor einer Naturforscher- und Ärzteversammlung in Göttingen gemacht und diese Rede wenig später – nach eigenen Angaben wortlautgleich – im Druck veröffentlicht (vergleiche Wagner 1854a:v). Angesichts des Widerspruchs zwischen Materialismus und Offenbarung hatte er erneut vor ersterem und seinen Konsequenzen gewarnt und versucht, die Wissenschaft für das Wohl der durch ihn gefährdeten gesellschaftlichen Ordnung in die Pflicht zu nehmen, indem er den anwesenden Forschern mehr oder weniger implizit nahelegte, problematische Forschungsergebnisse (gemäß seines Grundsatzes der *Doppelten Buchführung*) gegebenenfalls lieber zurückzuhalten, als sie voreilig als feststehend zu verkünden. Er hatte dabei zur Unterstreichung seines Standpunktes an den Patriotismus der versammelten Forscher appelliert: an den Patriotismus derjenigen, "die wir das Ringen unserer Nation in seinen letzten Kämpfen mitgesehen, mitgefühlt, zum grossen Theile selbsttheilnehmend mit durchgemacht haben" (Wagner 1854a:25) und denen daher auch die weitere Zukunft des eigenen Volkes am Herzen liegen müsse. Der schweizerische Exilant Vogt, der auf der Tagung nicht anwesend war und folglich erst auf die Druckveröffentlichung der Rede reagieren konnte, sah in Wagners Äußerungen nun dessen Anspruch auf Teilhabe an der Revolution von 1848/49 erhoben, was er angesichts seiner eigenen Beteiligung und ihren Konsequenzen als Anmaßung empfand. Vogt reagierte darauf in *Köhlerglaube und Wissenschaft* nun folgendermaßen (Vogt<sup>1</sup> 1855:10ff.):

Erbärmlicher Wicht! wo hast denn *Du* mitgerungen, mitgefühlt, mit Theil genommen auf der einen oder der anderen Seite? Was hast *Du* in die Wagschale gelegt, als dieser Kampf sich ausfocht und Jeder berufen war, an ihm Theil zu nehmen, Jeder an seinem Platze: Dieser mit dem Worte, Jener mit dem Arme? Wir 5 haben Dich nicht gesehen, weder in den Reihen unserer Feinde, noch in denjenigen unserer Freunde, und können Dir mit dem Dichter zurufen: "Pfui über Dich Buben hinter dem Ofen!" Damals hieltest Du Dich stille, kein Laut ward von Dir vernommen, keine Lippe nannte Deinen Namen! Erst, als der Sturm sich gelegt, das Gewitter sich verzogen hatte, [...] und jetzt, wo Du die Hülfstruppen des Rauen 10 Hauses und Hengstenberg's hinter Dir zu haben wählst, jetzt kriechst Du hervor, giftgeschwollene Viper, und nimmst ein großartig antikes Wesen an, drapirst Dich in die Toga des "Patrioten", sprichst von Pflichten, welche das Alterthum schon von dem Bürger verlangt habe, und thust, als seiest Du berufen, das Volk zu retten, und als seiest Du mit dieser Aufgabe schon seit längerer Zeit beschäftigt. Mußte die 15 500, die damals in Göttingen versammelt waren, nicht ein tiefer Ekel überkommen, als sie diesen Prahlhans auf der Tribüne hörten, von dessen Unthätigkeit bei jenem "Ringen" ihnen jeder Stein in Göttingen erzählen konnte? Noch einmal: *Wo hast Du gerungen? Gegen wen hast Du gerungen? [...].*

Vogt weist nun im Folgenden ausführlich auf das Leid und die Entbehrungen der Vertreter der in der Revolution unterlegenen (also seiner *eigenen*) Seite hin: auf die Verluste an *Stellen* (Anstellung), *Brod*, *Freiheit*, *Leben* und nicht zuletzt *Heimat* sowie darauf, dass man selbst sich des eigenen Einsatzes, der aufgrund der erlittenen (beziehungsweise "willig" in Kauf genommenen) Verluste als konsequent und umso bedeutsamer erscheinen soll, dennoch "niemals überhoben", also niemals damit geprahlt habe. Nachdem Vogt dabei zur Auseinandersetzung mit Wagner und *anderen* auf 'dessen' Seite übergegangen ist, fährt er kurz darauf dann fort (ebenda:12):

20 [...] – aber weil wir selbst mitgekämpft, mitgestritten, mitgerungen und mitgefühlt haben, deshalb sprechen wir auch das Recht an, Euch Heuchlern gegenüber zu treten, die Ihr Nichts gelitten, Nichts gefühlt, Nichts gethan habt und die Ihr jetzt hervorkriecht, um Krokodillstränen [sic] zu weinen, Euch mit falschen Federn zu schmücken und von erlogenem Thaten und erheuchelten Schmerzen zu  
 25 prahlen!

Vogt fährt von Anfang an scharfe polemische Mittel gegen Wagner auf.<sup>14</sup> Er greift ihn mit einer ganzen Reihe schwerer Beleidigungen und Vorwürfe an, die den gegnerischen Anspruch auf Teilhabe an der Revolution nachdrücklich zurückweisen (gegen Ende hin dann auch *ausdrücklich*; vergleiche Z.22), und er tut dies im eigentlichsten Sinn des Wortes persönlich und mit einem (zumindest scheinbar) hohen Maß an emotionaler Involviertheit. Mit dem Beginn der wiedergegebenen Stelle vollzieht Vogt immerhin einen Wechsel im Adressierungsmodus, indem er sich, anstelle des 'gewöhnlichen' Redens *über* Wagner im Rest des Buches und in seinen übrigen Streitbeiträgen, für die vorübergehende direkte, persönliche Anrede des Gegners entscheidet (weitere Beispiele für ein solches Vorgehen finden sich auch auf Wagners Seite der Auseinandersetzung nicht). Die hohe Emotionalität der Stelle drückt sich dabei auch gerade in dieser direkten Adressierung, vor allem in der Wahl des respektverweigernden *Du* im gesamten Textausschnitt aus, aber auch im emphatischen Wiederholen gegnerischer Begriffe und Wendungen, wie in der (ebenfalls zur erregten Emotionalität beitragenden) Formulierung von Fragen mit betont Rechenschaft forderndem Charakter (vergleiche 1ff. und 17ff.), die Wagners Anspruch zurückweisen (ihn also nicht nur 'in Frage' stellen) sollen, da Vogt sich sicher ist, dass sein Gegner sie nicht befriedigend beantworten kann. Unterstützt werden die verbalen und formulierungstechnischen Mittel dabei durch die Interpunktions. Die zentralen Frageabschnitte sind jeweils in zwei Fragesätze, mit der entsprechenden Anzahl an Fragezeichen, unterteilt, anstatt zu jeweils einer Frage zusammengefasst zu werden; ihr betont fordernder Charakter wird vielleicht auch gerade dadurch umso deutlicher vermittelt. Und unter Mitberücksichtigung der obigen Auslassung finden sich in der Textstelle zudem immerhin fünf Setzungen des Ausrufezeichens, um auch Vogts anderen Äußerungen (und seinen eigentlichen 'Ausrufen') den gewünschten Nachdruck zu verleihen (zu den Beispielen im Text, vergleiche Z.1, Z.7, Z.8 und Z.25). Das Inhaltliche, was dabei Nachdruck verliehen bekommt, ist bei all dem, wie oben schon angedeutet, Vogts Empörung über Wagners Anmaßung auf Teilhabe an der Revolution.

Aufgrund der direkten Adressierung der Textstelle richten sich nun die in dieser Empörung geäußerten (und sie wesentlich mittragenden) Beleidigungen unmittelbar an die Person des Gegners: Er wird als *erbärmlicher Wicht*, als (einer der) *Bube(n) hinter dem Ofen* sowie als *giftgeschwollene Viper* 'angeredet' (Z.1, Z.6f. und Z.11); *Euch Heuchlern* (Z.21)<sup>15</sup> geht immerhin an ihn und seinesgleichen, und lediglich *Prahlhans* (Z.16) wird *über* ihn ausgesagt. Von den direkten Beleidigungen fallen – angesichts des Anlasses von Vogts Ausbruch – vor allem die ersten beiden ins Gewicht: *erbärmlicher Wicht* und *Bube(n) hinter dem Ofen*. Vogt zitiert sie aus dem Lied *Männer und Buben*, das der Dichter Theodor Körner (1791-1813) während der ausbrechenden Befreiungskriege verfasst hatte – in dem

<sup>14</sup> Zum Bereich der Polemik sei hier auf Dieckmann (2005) und Stenzel (1986) verwiesen.

<sup>15</sup> Ebenso *Euch hämischen Gesellen* in der obigen Auslassung.

Jahr, in dem er als Freiwilliger des Lützowschen Freikorps selbst tödlich verwundet wurde. Körner glorifiziert darin den Einsatz der Soldaten und Freiwilligen der Befreiungskriege (der *Männer*), während er die Untätigkeit und das Wohlleben derjenigen, die sich nicht am Kampf beteiligen (eben der *Buben*), mit äußerster Verachtung quittiert.<sup>16</sup> In der Übertragung der Verhältnisse des Liedes auf die Situation der Revolution von 1848/49 macht Vogt seinen Gegner hier also (als *Wicht*) hinsichtlich seines Mutes und/oder allgemein seines Charakters zu einem 'kleinen', jämmerlichen Mann – beziehungsweise spricht er ihm (als *Buben*) das Mannsein zur Gänze ab. Explizit wirft Vogt ihm hinsichtlich der Revolution völliges Unbeteiligtsein vor, nämlich dass man ihn bei den Ereignissen nicht nur *nicht gesehen* habe (Z.5), sondern dass er auch anderweitig (etwa publizistisch) nicht präsent gewesen sei, da *kein Laut* (Z.7) von ihm zu vernehmen war und da nicht einmal *über* ihn gesprochen worden sei (vergleiche Z.8). In den Beleidigungen und diesen weiteren Ausführungen ist natürlich der Vorwurf der Feigheit an ihn enthalten, und dieser wird im Folgenden noch weiter verschärft, denn angesichts von Wagners früherem Stillhalten verweist Vogt nun darauf, dass der Gegner – *nach dem Sieg 'seiner' Seite und nachdem der Sturm sich gelegt, das Gewitter sich verzogen* hat (Z.8f.) – seinerseits erst *jetzt* den 'Kampf' aufgenommen hat (eben gegen den Materialismus und seine angeblichen gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen), dies aber auch jetzt nur mit Unterstützung (oder unter Deckung) durch *Hülfstruppen* (Z.9): Wagner ist also Opportunist – und er ist *immer* noch feige. Und aus dem Gegensatz zwischen seinem früheren Stillhalten im eigentlichen Kampf um die Nation einerseits und dem Auftreten im Dienste des Patriotismus nun andererseits, so als sei er *mit dieser Aufgabe schon seit längerer Zeit beschäftigt* (Z.14), kommt Vogt dann schließlich auch implizit zum Vorwurf der Heuchelei, der den Absatz bis zu seinem Ende (wie oben wiedergegeben) beherrscht und dort (vergleiche Z.21ff.) dann auch explizit wird.

Die dritte offene Beleidigung Wagners, als *giftgeschwollene Viper*, erklärt sich nicht mehr aus dem Kontext und dem bisher Festgehaltenen allein. Hierfür muss daran erinnert werden, dass Wagner in seinem ursprünglichen Angriff auf Vogt ja vor den gesellschaftlichen Konsequenzen des Materialismus gewarnt und letztlich den Behörden die Notwendigkeit von Maßnahmen dagegen nahegelegt hatte (vgl. Wagner 1851/52, in: Allgemeine Zeitung 20/1852:315). Wagners Auftreten war dabei sogar in die Richtung offener Agitation gegangen, und genau dies könnte Vogt hier – im Sinne einer Bereitschaft Wagners, 'Gift' zu versprühen – im Auge haben. Vogt, wie aus vielen Stellen der Auseinandersetzung hervorgeht, zumal aus dem Schluss von *Köhlerglaube und Wissenschaft*, betrachtet aber sicher auch Wagners Vorstellung von einer auf religiöser Grundlage nach gesellschaftlichen und politischen Nützlichkeitserwägungen gefilterten Forschung im übertragenen Sinne als 'Gift', nämlich für die (Freiheit der) Wissenschaft und damit auch für den Fortschritt als solchen. Auf der Hand liegen dürfte vor allem aber natürlich, dass mit *Viper* die gängigen Attribute der Schläge, wie Falschheit und Verschlagenheit, auf Wagner übertragen werden, dies dann auch in Übereinstimmung mit dem erwähnten Heucheleivorwurf gegen ihn und seinesgleichen (Z.21ff.), wobei dort, an exponierter Stelle am Ende des Abschnitts, dann auch erstmals, mit Blick auf Wagners Anspruch auf Teilhabe an der Revolution, explizit sogar von "erlo-

<sup>16</sup> Der Text des Liedes findet sich in Theodor Körner (1882): Sämmtliche Werke, Bd. 1, Heinrich Laube (Hg.), Wien/Leipzig/Prag, auf S.49ff..

genen Thaten" die Rede ist (Z.24). Wagner ist damit, um es noch einmal zusammenzufassen, bloßgestellt als feiger, verschlagener und opportunistischer Lügner, der – wie es noch hinzuzufügen gilt – *tiefen Ekel* erregt (vergleiche Z.15).

Schärfer als Wagners letzter Beitrag der Auseinandersetzung (vergleiche die oben in Abschnitt 2 aus Wagner 1854b zitierten Stellen) ist Vogts Auftreten bei all dem nun, wie deutlich geworden sein dürfte, nicht so sehr in seinen impliziten oder expliziten Aussagen; immerhin waren beispielsweise Wagners Ausdrücke für die Positionen des Materialismus wohl absichtlich sehr dysphemistisch gewählt gewesen. Schärfer und selbst für Vogts Verhältnisse außergewöhnlich ist der Angriff auf Wagner aber in jedem Fall in seiner unmittelbaren Direktheit, die nicht einmal mehr vordergründig versucht, irgendetwas abzuschwächen, zu verbergen oder einzuschränken. Wagner hatte seinen Angriff nicht namentlich gegen Vogt, sondern gegen eine (explizit ebenfalls nicht näher bestimmte) Gruppe<sup>17</sup> gerichtet, auch wenn das eigentliche Angriffsziel aus dem Kontext ermittelbar war; Vogt nimmt Wagner nun völlig unverhohlen ins Visier. Und auch Wagner hatte seinen Gegner zwar letztlich schwer beleidigt, wenn eben auch (vordergründig) 'nur' als Teil der besagten Gruppe (aber immerhin als Teil einer *Meute*, von *Gesellen*, des *frivolen Gesindels*); die Beleidigungen, die Vogt ausspricht, sind aufgrund ihrer direkten Adressierung dagegen nun nichts anderes als offene Beschimpfungen.

#### 4. Vogts 'Ausbruch' als kalkulierte Inszenierung

Hier, wie fast überall in *Köhlerglaube und Wissenschaft* und wie über weite Strecken in Vogts und Wagners Beiträgen der gesamten Auseinandersetzung, dominiert nun also der Streit *ad personam* über den Streit *ad rem* (Ausgangspunkt war ja ursprünglich die Frage nach der Natur der Seele gewesen). Der persönliche Angriff auf einen Gegner, seine persönliche Diskreditierung verstößt nun eigentlich bereits gegen Normen des Streitens (vergleiche Dieckmann 2005:63ff. sowie 155ff. und 192ff.), wobei es dennoch, wie Schopenhauer (1985:694) bemerkt, "sehr beliebt [ist], weil Jeder zur Ausführung tauglich ist". Im hier behandelten Text ist das persönliche Auftreten Vogts nun aber, wie gezeigt, zudem ungewöhnlich scharf, weil direkt adressiert und ausgesprochen emotional unterlegt. Zu dieser Emotionalität ist nun allerdings einiges anzumerken.

Zwar sagt Schumann (1990:260f.) zu Situationen wie derjenigen, in der Vogt sich hier Wagner gegenüber zeigt, dass die (grobe) Verletzung einer Erwartung(snorm), die das private oder gesellschaftliche Zusammenleben betrifft, wie zum Beispiel die Störung des Selbstwelterlebens oder die Beeinträchtigung von eigenen Ansprüchen (so wie eben Vogt seinen Anspruch auf Anteil an der Revolution durch Wagners Anmaßung beeinträchtigt sieht), den Betroffenen in einen affektiven Zustand versetzen kann, der ansonsten gültige "gewisse Regulative außer Kraft" setzt (ebenda:261) und die wesentliche Voraussetzung für das Äußern von Beschimpfungen ist. Und zwar erkennt auch sogar Bröker (1972:218ff.), der Vogts Materialismus von einem theologischen Standpunkt aus einer umfas-

<sup>17</sup> Dass es sich bei dem *frivolen Gesindel* (Wagner 1854b:iv) um Materialisten wie Vogt handelte, konnte man letztlich nur wissen, wenn man Wagners ursprünglichen Angriff kannte, in dem Vogts Materialismus eben als 'frivol' attribuiert worden war (vergleiche Wagner 1851/52 in: Allgemeine Zeitung 20/1852:313f.).

senden ideologischen Kritik unterzieht, in Bezug auf große Teile des oben behandelten Textes die "Verletzlichkeit Vogts nach dem Scheitern der Revolution" als Entschuldigung seiner Äußerungen ausdrücklich an (ebenda:220). Und zwar könnte dadurch nun Vogts Auftreten, das unter 'gewöhnlichen' Umständen ein Verstoß gegen die Norm, im Streit keinen Schimpfstil zu verwenden, wäre (vergleiche Dieckmann 2005:209ff., Norm 5.5.1), aufgrund mildernder Umstände in der Tat als entschuldigt betrachtet werden. Jedoch gelten diese mildernden Umstände, wie auch Schumann anführt, eigentlich nur für die unmittelbar erlebte *gesprochensprachliche, mündliche* Situation.

Gleiches gilt letztlich auch für Vogts emotionales Auftreten ganz allgemein. Gloy (1996:368) zufolge sind Erregung und Emotionalität zwar im gesprochensprachlichen Streit in der Lage, Glaubwürdigkeit zu verleihen und persönliche Involviertheit zu vermitteln, wohl da sie, wie Dieckmann (2005:163f.) andeutet, als unmittelbare spontane Empfindungen auch in ihrem Ausdruck nicht (oder zumindest nicht immer) kontrollierbar sind; im *geschriebenen* Streit gelte dies aber nicht, da "[e]ine Emotion bzw. deren Spuren [...], die den gesamten Schreib- und Druckprozess, einschließlich Bearbeitung und Fahnenkorrektur, überstanden haben, [...] kaum als spontan" gelten können (ebenda:165) und daher vorwerfbar sind. Aber dennoch ist Vogts Text stark emotional unterlegt und zwar in einer Sequenz, die man sich (im Hinblick auf diese Emotionalität, wohl nicht so sehr auf die Ausfeiltheit ihrer Formulierung) vielleicht durchaus mündlich realisiert vorstellen könnte, etwa als Vogts unmittelbare Reaktion auf das Lesen der Druckfassung von Wagners Rede oder auch als die Reaktion, die er sich wünschte, Gelegenheit gehabt zu haben, in dieser Form zu äußern, wenn er in Göttingen dabei gewesen wäre.

Wie dem auch sei: In der vorliegenden Form handelt es sich wohl eher nicht um eine unmittelbare Reaktion, die Vogt so auch unmittelbar niedergeschrieben hat, sondern viel wahrscheinlicher um eine 'Inszenierung', auch wenn dafür vielleicht eine wirkliche Emotion oder Reaktion Modell gestanden haben mag. Wohlgemerkt: Es soll hier nicht gesagt werden, dass Vogt nicht aufrichtig über Wagners Rede empört war; lediglich der *Ausdruck* dieser Empörung in ihrer scheinbaren 'Unmittelbarkeit' im Text dürfte inszeniert sein. Da Vogt seinem Gegner an anderer Stelle (vergleiche Vogt <sup>1</sup>1855:37) den Verstoß gegen die "alte Regel" vorgeworfen hatte, dass man nicht gegen den abwesenden Gegner, der sich nicht zu Wehr setzen kann, streiten dürfe (vergleiche Dieckmann 2005:131) und ausdrücklich darauf pochte, dass man stets Gelegenheit bekommen müsse, "Feder gegen Feder, Mund gegen Mund, Waffe gegen Waffe" zu kämpfen, nimmt er sich hier, möglicherweise über eine sehr freie Auslegung des Grundsatzes, Gleiches mit Gleichen vergelten zu dürfen, *dennoch* das Recht heraus, auch ausdrucksseitig eine Reaktion zu geben, die schriftlich eigentlich inakzeptabel ist; eine Reaktion als Gelegenheit dafür, das nachzuholen, was ihm ursprünglich verwehrt worden war, nämlich Äußerungen, die auch im Mündlichen nur möglich, weil durch mildernde Umstände entschuldbar, gewesen wären – dies dann als unmittelbare, aber eben auch nachvollziehbare Erwiderung auf eine aus seiner Sicht unerhörte mündliche Äußerung in Wagners Redevortrag. Das Ausmaß des eigenen Regelverstoßes, der auf mildernde Umstände angewiesen ist, wird damit gleichzeitig auch zum Maß für die Unerhörtheit des gegnerischen Vergehens und soll damit wiederum auch zum Maß der 'Berechtigung' der eigenen Reaktion werden. Vogt

stellt sich hier also eine (mehr oder weniger) fadenscheinige, aber auch geschickte Lizenz zur verbalen Drastik aus.

Die Emotionalität der Stelle ist aber wohl kein bloßes sich Abreagieren, sondern dürfte vielmehr auch in anderer Hinsicht, nämlich in ihrer eigentlichen Wirkung, kalkuliert sein; immerhin wird bei einer "emotionale[n] Bewertung [...] die Bewertung aktuell erlebt<sup>18</sup> und für den Rezipienten durch das emotionale Ausdrücken der Bewertung erlebbar gemacht" (Herbig/Sandig 1994:63f.), und auch Hassenstein (1968:2) zufolge hat die "verbal geäußerte Aggression [...] als solche einen emotionalen Werbewert", so dass mit ihrer Hilfe (neben Überreden und Überzeugen) Menschen beeinflusst werden können<sup>19</sup> (vergleiche ebenda, 6f. und 9). Vogt will seine Leser hier also sicher emotionalisieren, um sie so, mit sich selbst zusammen, umso wirkungsvoller gegen Wagner zu vereinnahmen.

Vogt wäre nun aber nicht Vogt, wenn er an einer aus seiner Sicht offensichtlich so wichtigen Stelle seiner Streitschrift nicht noch eine zusätzliche Ebene einbauen würde. Denn der unvermittelte Adressierungswechsel, mit dem er den obigen Text eröffnet, der Wechsel vom zwar aggressiven, polemischen, dabei aber doch auch immer wieder distanziert spöttischen Reden *über* Wagner hin zur direkten beleidigenden Anrede des Gegners sowie die ebenso abrupte Rückkehr in den ursprünglichen Modus am Ende des Angriffs, machen die Stelle recht gut als den kalkulierten Akt und als die Inszenierung *erkennbar*, von denen oben die Rede war. Vogts damit eben nur *vordergründig* als das Nachholen gerechter Empörung getarnter Ausbruch wird so auch zum Ausdruck der Verachtung für den Gegner, dem (ebenso wie den Lesern) gezeigt wird, dass er selbst innerhalb einer persönlichen Auseinandersetzung keines auch noch so geringen Maßes an Respekt würdig ist – noch nicht einmal des Anscheins von Respekt, der vielleicht zumindest die offensichtliche Kenntlichmachung der nur vordergründigen Verschleierung oder Entschuldigung einer Respektlosigkeit verböte.

Es mag hier abschließend nur am Rande erwähnt sein, dass die behandelte Stelle sich in *Köhlerglaube und Wissenschaft* bereits auf den Seiten 10 bis 12 findet und dass Wagner an diesem Punkt (auch wenn es keine vergleichbaren Ausbrüche mehr gibt) noch mehr als 100 Seiten der gegen ihn gerichteten Streitschrift vor sich hat.

## 5. Schlussbemerkung

Auch Autoren, die Vogt neutral gegenüberstehen, bezeichnen sein Auftreten gegen Wagner in *Köhlerglaube und Wissenschaft* nicht ohne Grund mit deutlichen Worten, etwa als "an open and viciously *ad hominem* attack" (Gregory 1977:74, Hervorhebung im Original),<sup>20</sup> und konkret Vogts direkter Angriff auf Wagner bildet darin (so wie auch innerhalb der Gesamtauseinandersetzung), wie gezeigt worden sein dürfte, einen bemerkenswerten Höhepunkt, der Seinesgleichen sucht

<sup>18</sup> Oder als aktuell erlebt *vermittelt*; Anmerkung des Verfassers.

<sup>19</sup> Auch wenn Hassenstein sich ebenfalls auf die ohne jeden Zweifel sehr viel wirksamere *gesprochene*, an anwesende *Hörer* gerichtete verbale Aggression bezieht, dürfen entsprechende Mechanismen ohne Zweifel auch in der geschriebenen Auseinandersetzung angenommen werden; auch Stenzel (1986:7) geht erkennbar davon aus.

<sup>20</sup> Weniger zurückhaltende sprechen von der "Brandschrift des Materialismus" (Klimke 1907:16) und werfen ihr Schamlosigkeit, Frechheit, Nichtswürdigkeit vor (vergleiche ebenda:17).

und es beispielsweise auch in Ludwig Büchners *Kraft und Stoff*, dem anderen berühmten polemischen Werk dieser Zeit aus dem Umfeld des Materialismusstreits, nicht findet. Vielleicht fühlt man sich bei Vogt (aber durchaus auch bei Wagners vorausgehenden dysphemistischen Ausfälligkeiten; vergleiche oben, am Ende von Abschnitt 2) sogar an die drastischen und 'grobianischen' Polemiken und Kontroversen der Reformationszeit und des konfessionellen Zeitalters erinnert (vergleiche dazu zum Beispiel Schwitalla 1999, mit zahlreichen Beispielen vor allem Luthers, aber auch Schwitalla 1983, 1986 und 2007); um nur einige vielleicht recht vertraut klingende Belege anzuführen, finden sich bei Luther immerhin Beispiele wie *giffiger bube*<sup>21</sup> und *schandbube* sowie Tierbeleidigungen wie *Bock*, *Esel*, *Hunde und Sew* [Säue], für das konfessionelle Zeitalter Schimpfwörter wie *Unflat*, *Lotter* und erneut *Sau* und *Bue* (vergleiche Schwitalla 1999:26, 40, 58 und 67f.; vergleiche zu weiteren Belegen auch derselbe 1983:260, 266 und 282f.). Insgesamt kann der Umgang mit dem religiösen und politischen Gegner in dieser Zeit sicher nicht als zimperlich bezeichnet werden, bevor "mit der Aufklärung [...] ein Geschmackswandel ein[setzte], der ungehemmte Aggression [...] stärker tabuisierte" (ebenda:43). Die un- bis wenig gehemmte Aggression Vogts war es dann aber eben auch im Jahrhundert nach der Aufklärung wieder, die dessen 'Streitschrift gegen Hofrat Rudolph Wagner in Göttingen' zu einer der "gröbsten polemischen Leistungen der Wissenschaftsgeschichte" machte (Degen 1954:277).

## 6. Texte und Literatur

Bayertz, Kurt / Gerhard, Myriam / Jaeschke, Walter (Hg.) (2007): Weltanschauung, Philosophie und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert, Bd 1: Der Materialismus-Streit. Hamburg: Meiner.

Bröker, Werner (1972): Politische Motive naturwissenschaftlicher Argumentation gegen Religion und Kirche im 19. Jahrhundert. Dargestellt am 'Materialisten' Karl Vogt (1817-1895). Münster (Westfalen): Aschendorff.

Degen, Heinz (1954): Vor hundert Jahren: Die Naturforscherversammlung zu Göttingen und der Materialismusstreit. In: Naturwissenschaftliche Rundschau 7, 271-277.

Dieckmann, Walther (2005): Streiten über das Streiten. Normative Grundlagen polemischer Metakommunikation (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 65). Tübingen: Niemeyer.

Gloy, Klaus (1996): Recht haben. Ein Umweg zu einer Linguistik des Streitens. In: Böke, Karin / Jung, Matthias / Wengeler, Martin (Hg.), Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet. Opladen: Westdeutscher Verlag, 359-377.

Gregory, Frederick (1977): Scientific Materialism in Nineteenth Century Germany (Studies in the History of Modern Science 1). Dordrecht/Boston: Reidel.

Hagner, Michael (2005): Wagner, Rudolph. In: Körner, Hans-Michael (Hg.), Große Bayerische Biographische Enzyklopädie, Bd. 3. München: Saur, 2042.

<sup>21</sup> Hier, wie auch beim folgenden Beleg, jedoch nicht in der obigen Bedeutung von 'Kind' beziehungsweise 'Feigling', sondern mit ganz allgemein negativer Konnotation.

Hassenstein, Bernhard (1968): Mittel der Verhaltenslenkung: Aggression und Information. Anthropologische und (hoch)schulpolitische Aspekte. In: Georgia Augusta 10, 2-19.

Haßlauer, Steffen (2010): Polemik und Argumentation in der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts. Eine pragmalinguistische Untersuchung der Auseinandersetzung zwischen Carl Vogt und Rudolph Wagner um die "Seele". Berlin/New York: de Gruyter.

Herbig, Albert / Sandig, Barbara (1994): Das kann doch wohl nur ein Witz sein! Argumentieren, Bewerten und Emotionalisieren im Rahmen persuasiver Strategien. In: Moilanen, Markku / Tiittula, Liisa (Hg.), Überredung in der Presse. Texte, Strategien, Analysen (Sprache, Politik, Öffentlichkeit 3). Berlin/New York: de Gruyter, 59-98.

Hoffmann, Dieter (1964): Die Persönlichkeit des Göttinger Physiologen Rudolph Wagner im Spiegel bisher unveröffentlichter Dokumente aus seinem Nachlaß. Göttingen (Diss.).

Klatt, Norbert (1997): Einleitung. In: Wagner, Rudolph, Physiologische Briefe (1851-1852), hg. v. Norbert Klatt. Göttingen: Klatt, 7-18.

Klimke, Friedrich (1907): Der deutsche Materialismusstreit im neunzehnten Jahrhundert und seine Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart (Frankfurter zeitgemäße Broschüren 26 N.F.). Hamm i.W.: Breer & Thiemann.

Lange, Friedrich Albert (1974): Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Misteli, Hermann (1938): Carl Vogt. Seine Entwicklung vom angehenden naturwissenschaftlichen Materialisten zum idealen Politiker der Paulskirche, 1817-1849. Zürich: Leemann.

Schopenhauer, Arthur (1985): Eristische Dialektik. In: Schopenhauer, Arthur, Der handschriftliche Nachlaß in fünf Bänden, Bd. 3: Berliner Manuskripte (1818-1830), hg. v. Arthur Hübscher. München: dtv.

Schumann, Hanna Brigitte (1990): Sprecherabsicht: Beschimpfung. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 43, 259-281.

Schwitalla, Johannes (1983): Deutsche Flugschriften 1460-1525. Textsortengeschichtliche Studien (RGL 45). Tübingen: Niemeyer.

Schwitalla, Johannes (1986): Martin Luthers argumentative Polemik: mündlich und schriftlich. In: Worstbrock, Franz Josef / Koopmann, Helmut (Hgg.), Formen und Formgeschichte des Streitens – Der Literaturstreit (Kontroversen, alte und neue, Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 2). Tübingen: Niemeyer, 41-54.

Schwitalla, Johannes (1999): Flugschrift (Grundlagen der Medienkommunikation 7). Tübingen: Niemeyer.

Schwitalla, Johannes (2007): Wenn Fundamentalisten miteinander streiten. Aporien der Flugschriftenkontroverse um die Vertreibung der Protestanten aus dem Hochstift Würzburg 1588-90. In: Habscheid, Stephan / Klemm, Michael (Hg.), Sprachhandeln und Medienstrukturen in der politischen Kommunikation (RGL 279). Tübingen: Niemeyer, 91-112.

Stenzel, Jürgen (1986): Rhetorischer Manichäismus. Vorschläge zu einer Theorie der Polemik. In: Worstbrock Franz Josef / Koopmann, Helmut (Hgg.), Formen und Formgeschichte des Streitens – Der Literaturstreit (Kontroversen, alte und

neue, Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 2). Tübingen: Niemeyer, 3-11.

Vogt, Carl (1847): Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände. Stuttgart/Tübingen: Cotta.

Vogt, Carl (1852a): Bilder aus dem Thierleben. Frankfurt/M: Literarische Anstalt.

Vogt, Carl (1852b): Erwiderung an Hrn. R. Wagner in Göttingen. In: Der Beobachter (Stuttgart) 298/1852, 1191f..

Vogt, Carl (1854a): Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände. Gießen: Ricker.

Vogt, Carl (1854b): In Sachen C. Vogts und R. Wagners contra R. Wagner. In: Der Beobachter (Stuttgart) 226/1854, 902f..

Vogt, Carl (1855): Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. Gießen: Ricker.

Vogt, Carl (1896): Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke. Stuttgart: Nägele.

Vogt, William (1896): La vie d'un homme: Carl Vogt. Paris: Schleicher/Stuttgart: Nägele

Wagner, Adolph (1865): Nekrolog von Rudolph Wagner. In: Nachrichten von der K. Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität aus dem Jahre 1864, 375-399.

Wagner, Rudolph (1851/52): Physiologische Briefe. In: Allgemeine Zeitung (Augsburg) 20/1851 - 183/1852.

Wagner, Rudolph (1852): Ueber Theilbarkeit der Seelen und materialistische Psychologie. In: Allgemeine Zeitung (Augsburg) 327/1852, 5225f. und 328/1852, 5241f..

Wagner, Rudolph (1854a): Menschenschöpfung und Seelensubstanz. Ein anthropologischer Vortrag, gehalten in der ersten öffentlichen Sitzung der 31. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Göttingen am 18. September 1854. Göttingen: Wigand.

Wagner, Rudolph (1854b): Ueber Wissen und Glauben mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen. Fortsetzung der Betrachtungen über 'Menschenschöpfung und Seelensubstanz'. Göttingen: Wigand.

Wagner, Rudolph (1854c): Neurologische Untersuchungen. Göttingen: Wigand.

Wittich, Dieter (Hg.) (1971): Vogt, Moleschott, Büchner. Schriften zum kleinbürgerlichen Materialismus in Deutschland (Philosophische Studentexte). Berlin: Akademie-Verlag.

Wittkau-Horgby, Annette (1998): Materialismus. Entstehung und Wirkung in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

# **Code Switching und Code Mixing als Formen der Mix Language in ostdeutschen und türkisch-deutschen Texten gesprochener Sprache und der Literatur**

**Marita Roth**

## **1. Mix Language: Code Switching, Code Mixing und Crossing**

Der Begriff *mix language* dient in folgendem Aufsatz als Oberbegriff für die sprachwissenschaftlichen Phänomene *code switching*, *code mixing* und *crossing*. Der in der Linguistik längst etablierte Begriff des *code switching* bezeichnet den "Wechsel zwischen verschiedenen Sprachvarietäten bei bilingualen bzw. multilingualen Sprechern je nach Erfordernissen der Kommunikationssituation" (Bußmann 1990). Funktional unterscheidet Gumperz (1982, 1991) zwischen zwei Typen von *code switching*: *Situational code switching* wird durch objektivierbare situative Faktoren wie Gesprächsthema, Interaktionspartner oder -ort bedingt. *Metaphorical code switching* dagegen wird innerhalb einer Sprechsituation eingesetzt, um etwas über die Interaktion oder den Sprechakt auszusagen: In mehrsprachigen Gemeinschaften – dazu zählen auch solche, deren Mitglieder einen regionalen Dialekt und einen überregionalen Standard beherrschen – besitzt jede der Varietäten soziale Konnotationen, die vom Sprecher genutzt werden können, um auf bestimmte kontextuelle Faktoren hinzuweisen.<sup>1</sup> Damit ist das *metaphorical code switching* einer der wichtigsten Kontextualisierungshinweise.<sup>2</sup> Muysken (2007) unterscheidet zwischen *code switching* als Wechsel auf der Satzebene und *code mixing* als Wechsel auf der Wortebene. Eine Sonderform stellt das sogenannte *crossing* (Quist/Jörgense 2007) dar, das eine andere als die eigene Sprache einbezieht. So findet man in Texten türkisch-deutscher Autoren und Sprecher beispielsweise auch Wechsel ins Englische oder Französische. Auch wenn das als "Kanak Sprak" wahrgenommene Türkisch-Deutsch durch Deutsche nachgeahmt wird, verwenden diese eine Outgroup-Sprache, was nicht das Überqueren einer Grenze zu einer anderen Ingroup-Sprache darstellt, sondern den Wechsel in die stereotypisierte ethnische Varietät eines Gebrochen-Deutsch, das Türken zugeschrieben wird (Auer 2003:90). Androutsopoulos (2001) untersuchte, wie "ethnisch" monokulturell Deutsche dieses stereotypenhalte Sprechen aus den Medien aufnehmen und man den Weg dieser Sprache von den Straßen auf die Bildschirme und wieder zurück verfolgen kann.<sup>3</sup>

Anders als das *crossing* ist die phatische Verwendung des *code switching* und des *code mixing* durch türkisch-deutsche und ostdeutsche Sprecher und Autoren

<sup>1</sup> So kann ein Redner etwa durch die Verwendung des Standards seine Weltläufigkeit und seinen Status hervorheben und wenig später durch einen Wechsel in den regionalen Dialekt Bodenständigkeit und Solidarität mit den Zuhörern betonen.

<sup>2</sup> Strukturell wird unterschieden zwischen dem turnspezifischen *switch*, bei dem an einer turn-taking-Grenze gewechselt wird und dem intraturnspezifischen *switch*, bei dem der Sprecher innerhalb des Turns wechselt. Letzterer wird noch weiter unterteilt in das *interphrasale code switching*, bei dem an einer Satzgrenze, und dem *intraphrasalen code switching*, bei dem innerhalb eines Satzes gewechselt wird.

<sup>3</sup> Zum Beispiel durch die Darbietungen des Comedy-Duos Stefan und Erkan. Nach Bourdieu (1982) wird eine Minderheiten-Varietät durch einen Sprecher der Mehrheit als ein *switch* in eine nicht-legitime Sprache verwendet.

zu interpretieren. Beispielsweise zeigen türkisch-deutsche Jugendliche insbesondere der 2. Generation damit, dass sie gemeinsam über ein bi- und transkulturelles Wissen verfügen, was ein spezifisches "Wir-Gefühl" erzeugt. Die Sprachwahl ist hierbei nicht wie die Wahl zwischen Synonymen einer Sprache anzusehen, sondern hat eine weitergehende sozial-symbolische Funktion, die eng mit Emotionen verbunden ist. Dies kann auch an Hand von Texten ostdeutscher Sprecher belegt werden. Durch die *mix language* stärken Sprecher ihre soziale Identität, in die die personale Identität eingebettet ist. Diese Funktion des *code switching* wird im Folgenden an Hand von Texten ostdeutscher Sprecher (Berlin-Korpus) als auch an Hand von Texten türkisch-deutscher Autoren<sup>4</sup> (Emine Sevgi Özdamar, Ferodun Zaimoglu) und türkisch-deutscher Sprecher (empirisches Datenmaterial Norbert Dittmar) deutlich gemacht.

## 2. Mix Language in Texten ostdeutscher Sprecher

Der Gebrauch von Dialekt und Sozialekt dient Gesprächspartnern als Informationsquelle über den Sprecher. Er gibt Hinweise auf den sozialen Hintergrund, Bildung, Status etc. und dient dem Hörer als Schlüssel, um persönliche Charaktermerkmale wie Kompetenz, persönliche Integrität und soziale Attraktivität des Sprechers zu beurteilen. Dabei ist wichtig, dass vom Hörer weniger der Sprachstil des Sprechers bewertet wird als der Sprecher selbst. Der Sprachstil wird zum Kontextualisierungshinweis auf eine soziale Kategorie (Gumperz 1982, im Rückgriff darauf auch Dittmar 2002).<sup>5</sup>

Die Alltagssprache nutzt, besonders bei starker Emotionalität, wie bei der Kommunikation von Stereotypen, verschiedene rhetorisch-poetische Verfahren. Das *Stereotyp* wird aus drei Ebenen aufgebaut definiert: der Ebene der Zuordnung in eine soziale Gruppe, der Ebene der Zuschreibung von Eigenschaften und Verhaltensweisen an diese Gruppe und der Ebene der Bewertung (Roth 2005a). Wichtigstes Kennzeichen des Stereotyps ist die Bewertung, die mit einer Abwertung der Outgroup und der Aufwertung der Ingroup des Sprechers einher geht und stark mit Emotionen verbunden ist. Ein wichtiges rhetorisch-kommunikatives Mittel auf der Bewertungsebene beim Stereotypisieren stellt beispielsweise der auf Emotion abzielende Gebrauch von Metaphern und Metonymien dar (Roth 2005a:226). Auch das *code switching* zeigte sich in der Untersuchung der poe-

<sup>4</sup> Literatur von Schriftstellern, die aus der türkischen Einwanderergruppe in deutschsprachigen Ländern und deren Nachkommen hervorgegangen sind. Allgemein geht man von 2 Phasen dieser Literatur aus: In der ersten Phase (70er und frühe 80er) erschien Migration als Problemfeld / *Betroffenheitsliteratur*, wohingegen in der zweiten Phase seit der Mitte des 80er Jahre Migration als Chance zentrales Thema ist (Chiellino 2000).

<sup>5</sup> Neuere Arbeiten gehen dahingegen verstärkt auf die Bedeutung des Wechsels an sich gegenüber dem Wechsel in eine spezifische Varietät ein. Insgesamt zeigt sich ein hoher Grad an Umkehrbarkeit des Wechsels zwischen den Varietäten, weshalb diese auch unabhängig von der sozialen Bedeutung betrachtet werden müssten. Demnach kann, aber muss nicht, das *code switching* in einer gleichbleibenden Situation soziale Werte des Codes wachrufen (Auer 1999a:180ff.). Die einseitige Gegenüberstellung von *we* und *they code*, von Gumperz eingeht und im Zusammenhang der Untersuchung von Identitätskonzept und Gruppenidentität fruchtbar (vergleiche Schwitalla 1995; Keim 1995), greift nach Auer oft zu kurz. Keim (2002) beschreibt die sozialsymbolische Funktion des 'Gastarbeiterdeutsch' jugendlicher Migrantinnen nicht als Teil ihres Wir-Codes.

tisch-rhetorischen Mittel und Verfahren beim Stereotypisieren als von starker sozial-symbolischer Bedeutung. Im Berlin-Korpus, bestehend aus von 1993-1996 an der Freien Universität Berlin erstellten narrativen Interviews, wurde beispielsweise der Sprachstil beziehungsweise *code* der jeweiligen Outgroup der der In-group kontrastiv gegenübergestellt (vergleiche Roth 2005a:222ff.). Bei der Untersuchung der Wahrnehmung des Dialektgebrauchs in Bezug auf Stereotype, zeigte sich sowohl bei den Ostberliner als auch bei den Westberliner Sprechern die jeweils negative Bewertung des der Outgroup zugeschriebenen *codes*.<sup>6</sup> Der jeweilige *code* unterstreicht für die Sprecher spezifische Zuschreibungen von Eigenschaften und Verhaltensweisen an die Mitglieder der Outgroup und der In-group. Somit nutzen die Sprecher des Berlin-Korpus' das *code switching* zwischen Standard und Berliner Dialekt zur Darstellung der eigenen und fremden Zugehörigkeit. Durch die Bindung bestimmter *codes* an spezifische Situationstypen ergibt sich deren soziale Bedeutung, die konversationell ausgenutzt werden kann. Nach Auer (1999:158) sucht die *Markiertheitstheorie* die soziale Motiviertheit des *code switching* zu erklären: Die Sprecher sind sich bewusst, dass eine bestimmte Varietät die normale unmarkierte Form darstellt, während andere Varietäten mehr oder weniger stark markiert sind.<sup>7</sup> So kann beispielsweise der Wechsel in den informelleren Dialekt die Beziehung zwischen den Gesprächsteilnehmern intimer gestalten oder auf einen Modalitätswechsel von Ernst in Scherz oder Ironie verweisen. Auf diese Weise gibt das *code switching*, ähnlich wie die Prosodie, Hintergrundinformation zu dem Geäußerten.<sup>8</sup> Das *metaphorical code switching*, das oft in Verbindung mit Zitaten steht, kann dem Sprecher zur Veranschaulichung von spezifischem Verhalten dienen. In den Gesprächen des Berlin-Korpus unterstreicht das *code switching* zwischen Berliner Dialekt und Standard die Zuschreibungen an die jeweilige In- und Outgroup. Während das 'Hochdeutsch' der Westdeutschen für die ostdeutschen Sprecher deren 'Gestelztheit', 'Distanziertheit' und 'Arroganz' unterstrich, wurde das 'Berlinern' von den ostdeutschen In-group-Mitgliedern als 'herzlich', 'offen' und 'warm' empfunden; die westdeutschen Sprecher nahmen es jedoch eher als 'unfreundlich' und Kennzeichen der Unterschicht wahr (vergleiche Reiher 1996 und 2000; Stickel 2000, Dittmar/Glier 2000).

Sprache im Allgemeinen ist oft mit ästhetischen Symbolen verbunden. 'Natürlichkeit' und deren positive Bewertung können auch einen vertikalen Schichtunterschied zeigen: Der Stil der unteren Schichten ist nach Bourdieu (1987:67) durch ein anderes Verhältnis zum Körper gekennzeichnet. Während jede Stilisierung und Formgebung von unteren Schichten als "Gehabe" abgelehnt wird, wird das "Natürliche" hoch bewertet. Beim Dialekt überschneiden sich so horizontale und vertikale Stratifikation, der Dialekt wird zum Soziolekt.

Im Berlin-Korpus kommt dem Wechsel zwischen den Varietäten im Prozess des Stereotypisierens eine wichtige Rolle als *we* und *they code* zu.<sup>9</sup> Am Beispiel der ostdeutschen Sprecherin Kira soll im Folgenden deutlich gemacht werden, wie Sprecher das *metaphorical code switching* nutzen, um die sozialen Zugehörigkei-

<sup>6</sup> Hier ist jedoch die Spezifität Berlins, wo die Interviews entstanden, zu beachten.

<sup>7</sup> Das heißt, sie wirken indexikalisch.

<sup>8</sup> Auer (1999a) kritisiert die außerlinguistische Betrachtung des Code-Switching in der Soziolinguistik der 1980er Jahre mit ihrer Definition von *Situation*, da sie vernachlässigt, dass die Situation nicht vorbestimmt sei, sondern aktiv prozessiert wird.

<sup>9</sup> Bereits im Mannheimer Stadtsprachenprojekt war die Bedeutung des sozial markierenden Dialektgebrauchs besonders herausgestellt worden (Kallmeyer 1995).

ten zur In- oder Outgroup zu betonen.<sup>10</sup> Die analysierte Episode hatte sich kurz nach der Grenzöffnung und noch vor der Währungsunion abgespielt, als sich die ostdeutsche Kinderärztin Kira aus Sorge, ihre Arbeit zu verlieren, auf die Annonce einer Pharma-Firma hin in Köln beworben hatte. In einer humorvollen Darstellung erzählte sie, wie sie in Panik geriet, als ihr Flugzeug nicht in Köln, sondern in Bonn (auf dem Köln-Bonner Flughafen) landete. In dieser völlig unerwarteten Situation – wichtig ist, dass sie fast nur DDR-Geld bei sich trug – ruft sie bei der Firma an. Die Sprecherin nutzt ihren Berliner Dialekt, um sich in der für sie als neu und kalt empfundenen westlichen Welt als gerade heraus und ohne Umschweife handelnd darzustellen. Während die Sprecherin ihre Erzählung in der aktuellen Gesprächssituation des Interviews – der Erzählwelt, und die Selbstzitate im Vorstellungsraum der Figurenwelt – belustigend in breitem Berliner Dialekt ausgestaltet, wechselt sie bei den Fremdzitaten der Pharma-Chefin zum Hochdeutsch. Besonders die Pharma-Chefin hinterlässt dadurch einen recht kühlen Eindruck beim Hörer.

(10-14) *Kira B16o, Z.531ff.*

01 M: so. (.) also icke da: Anjerufn, (-) (h) in dem: (-) PEInes  
 02 draußen, (--)  
 03 ick sa ja (-) ich sa HENze wa, (-)  
 04 <<hoch>!JA::! frau doktor HENze>  
 05 so (--) äh: (--) da sAch=ick (-) ja wissen=se, (-)  
 06 ick bin ja nu ↑HIER, wa.(-)  
 07 <<lachend> ick sa (.) und wie komm=ick=n jetz nu zu IHN:.  
 08 wa,>(--)  
 09 bUs oda so na weeß ICK wie-  
 10 nEIn (--) sacht=se setzen sich in eine TAxe.  
 11 ick=sach WUNDabar. wa-  
 12 und ick=sach <<lachend>wer beZAHLT die tAxe?> (--)  
 13 nich,(--)  
 14 ick hab ja schließlich keen JELD, wa, woHER denn. (---)  
 15 mein je (.) mein jEld hätt=der ja nich jeNOMM. (--)  
 16 naja. sacht=se (.) machen sich mal keine sorgen- (-)  
 17 denn: dis beZAHLN wir dann schon.(-)  
 18 ick=sa na: (-) bezAHln wir dann schon. (-) naja JUUT. (.)  
 19 juut.(--)  
 20 also icke RAUS, (2.0)

Der Berliner Dialekt entspricht der Normallage der Sprecherin,<sup>11</sup> von der aus der Wechsel in das Hochdeutsch als *metaphorical code switching* eine markierte

<sup>10</sup> Veranschaulichend aus der umgekehrten Perspektive ist Luise Endlichs Roman "Neuland" (1999), in dem die 'Westdeutschen' durchweg ein gepflegtes Hochdeutsch sprechen, die 'Ostdeutschen' dagegen den Brandenburgisch-Berlinischen oder Sächsischen Dialekt, was die Unfreundlichkeit und Ruppigkeit der 'Ostdeutschen', mit der sie die westdeutsche Arztgattin aufnahmen, unterstreicht. Endlich nutzt die Überlagerung von geografischer und schichtenspezifischer Kategorie insbesondere durch die weit ausholenden Darstellungen der "proletarischen" Esskultur der 'Ostdeutschen'.

<sup>11</sup> Die Sprechweise, die nicht als fremd, abweichend oder unüblich markiert ist, wohingegen die abweichende Rede auf Fremde verweist. Dies erhält vor allem in Konfrontationserzählungen Bedeutung. Jedoch ist nicht einfach Standard oder Dialekt als entweder positiv oder negativ bewertet zu betrachten, sondern in beiden Fällen muss jeweils zwischen Positiv- und Negativbewertungen spezifischer Formen ausdifferenziert werden (Keim 1995:254).

Form darstellt. Doch auch die Selbstzitate sind von der Sprecherin durch Tonfall und Wortwahl im breiten Berlinisch besonders inszeniert (*wa* Z.03,06,08,11; *ick* Z.06,07; *keen* Z.14). Dies wird besonders an der reinszenierten Begrüßung am Telefon deutlich, in der die Sprecherin ihr einfaches *ick sa ja* (-) *ich sa HENze wa,(-)* (Z.02) dem durch die hohe Tonlage sehr femininen und höflichen *!JA::! frau doktor HENze* (Z.03) der Westdeutschen gegenüberstellt: Während sie selbst sich kurz und bündig nur mit dem Nachnamen vorstellt, verwendet die westdeutsche Pharmachefin die volle Anrede mit Titel, um sie zu begrüßen. Die Sprecherin stellt sich belustigend in ihrer unbeholfenen Art dar. Sprachlich passt sie sich in dem inszenierten Dialog keineswegs an die westdeutsche potenzielle Arbeitgeberin an, sondern behält das Berlinisch durch die dialektale Rückversicherungspartikel *wa* und die lautliche Realisierung von *ick* bei. Hier wird keine Opfergeschichte erzählt, sondern die Sprecherin stellt sich als überaus selbstbewusst dar. Demgegenüber spricht sie das Fremdzitat der Pharma-Chefin mit *nEIn* (--) ... *setzen sich in eine TAxe.* (Z.10) überdeutlich aus. Daraufhin stellt die Sprecherin sich als forsch dar mit *ick=sach WUNdabar. wa- und ick=sach <<lachend>wer be-ZAHLT die tAxe?>* (--) *nich,(-) ick hab ja schließlich keen JELD, wa, woHER denn.* (--) (Z.11-14). Ganz unbescheiden spricht sie ohne Umschweife das Tabu-thema Geld an. Das eingeleitete Fremdzitat der 'Westdeutschen' ist dann wiederum, außer einer umgangssprachlichen Wortverschleifung, im Standard gehalten *najA. ... machen sich mal keine sorgen- (-) denn: dis bezAHLN wir dann schon.* (--) (Z.16,17). Diesen Standardsprachgebrauch kontrastiert die Sprecherin wieder mit ihrem starken Berliner Dialekt im Selbstzitat *ick=sa na: (-) bezAHln wir dann schon. (-) naja JUT. (. ) jut.* (--) (Z.18,19) und der Beendigung der Narration mit *also icke RAUS,* (Z.20).

An diesem Beispiel wird deutlich, dass das *code switching* durch die Sprecher zur Veranschaulichung von Zuschreibungen an die Ingroup oder Outgroup genutzt werden kann. Im Stereotypisierungsprozess fungiert es als ein wichtiges Verfahren der emotionalen Verstärkung (vergleiche Roth 2005a).

### 3. Mix Language in Texten türkisch-deutscher Sprecher und Autoren

Mehrsprachigkeit und die Mischung verschiedener Nationalsprachen ist ein weltweites Phänomen und gewinnt im Zuge der Globalisierung weiterhin an Bedeutung. In unserem täglichen Leben verwendet vor allem die Werbesprache eine auf Emotion abzielende rhetorische Praktik der Sprachmischung ("Mix Language" Auer/Wei 2007, "Hybride" Dittmar/Steckbauer 2007) der Prestige-Sprache Englisch und Deutsch – bekannt unter dem Ausdruck "Denglisch" – da das Englische nach Auffassung der Werber mit emotional positiv besetzten Begriffen wie 'Modernität' und 'Individualität' verbunden ist.<sup>12</sup> Obwohl jedoch rund 2,5 Millionen Menschen türkischer Herkunft in Deutschland leben, weiß die Mehrheitsgesellschaft kaum etwas über die türkische Sprache und Sprachmischungen von

<sup>12</sup> Ähnlich wie das Französische als Prestigesprache das Deutsche besonders im 18. Jahrhundert beeinflusste.

den *Deutsch-Türken*<sup>13</sup> werden häufig einfach nur als sprachliche *Unzulänglichkeit* betrachtet.<sup>14</sup> Die Überlagerung der beiden Sprachen Deutsch und Türkisch wird vornehmlich als negativ wahrgenommen und ihre Existenz allein auf kognitive Unzulänglichkeiten im Zuge des Spracherwerbs zurückgeführt (Pfaff 2005:198). Als sprachlich-diskursives Muster hat die türkisch-deutsche *mix language* jedoch eine wichtige Funktion im Bereich des Emotionalen und trägt ein kulturelles Potenzial bei der Identitätskonstruktion.

### 3.1. Türkisch-deutsche Identität

Identität ist nichts statisches, sondern wird erst jeweils relevant gesetzt. Aus diesem Grund werden hier unter den Begriff "türkisch-deutsche Texte" nur Texte von Autoren und Sprechern türkischer Herkunft subsumiert, die die türkisch-deutsche Herkunft auch durch die Thematik und/oder den Sprachstil relevant setzen.<sup>15</sup> Identität setzt sich aus verschiedenen Rollen zusammen, aus denen je nach der emotionalen Besetzung in der jeweiligen Situation die entsprechende Rolle ausgewählt wird. Die Einzigartigkeit jedes Individuums liegt in dieser Verschmelzung verschiedener Rollen:<sup>16</sup> Wenn sich ein deutscher und ein türkischer Arzt treffen, wird nicht automatisch die Rolle 'Türke' oder 'Deutscher' relevant, beide haben beispielsweise auch die Gemeinsamkeit stiftende Rolle des 'Chirurgen' inne. Wichtig ist die Grenzziehung nach außen, zwischen Ingroup und Outgroup durch Sprache und Kommunikation (gemeinsame Ingroup: 'Chirurg' vs. 'Nicht-Chirurgen' bzw. 'Psychiater', oder Grenzziehung zwischen Ingroup und Outgroup: 'deutscher' vs. 'türkischer Chirurg' etc.). Diese Grenzziehung hat zum Ziel, ein positives Gefühl der Ingroup gegenüber (zum Beispiel Sympathie, Geborgenheit) zu aktivieren. Mit dieser Abgrenzung nach außen ist häufig die mit negativen Emotionen verbundene Entwertung der Mitglieder der Outgroup verbunden, was beispielsweise bei der Kommunikation von Stereotypen eine wichtige identitätsstiftende Funktion hat (Roth 2005a).<sup>17</sup> Identität kann also nur im sozialen Kontext erfasst werden, wobei der Adressatenbezug wichtig ist.

<sup>13</sup> Dieses Kompositum trägt als Grundwort *Türke* und positioniert diese Gruppe damit stärker zur Türkei als zu Deutschland gehörig, was generell, aber besonders für die Literaten, die in deutscher Sprache publizieren, irreführend ist, weshalb hier die Bezeichnung *Türkisch-Deutsche* verwendet wird.

<sup>14</sup> In der Linguistik fokussiert man sehr einseitig allein auf die *doppelte Halbsprachigkeit*.

<sup>15</sup> Oft wird die statische Festlegung und Eingrenzung auf die *fremde Identität* von Autoren der Migrantenliteratur als störend empfunden, wie beispielsweise Wladimir Kaminer und Selim Özdogan auf Fragen nach ihrer *kulturellen Identität* bei Autorenlesungen immer wieder deutlich machen.

<sup>16</sup> Giddens (1991) beschreibt den sich beschleunigenden Prozess des sozialen Wandels und der geografischen Mobilität - damit vermehrte Identitätsmöglichkeiten - von Personen treffend mit den Worten "We have no choice but to choose".

<sup>17</sup> Vergleiche in Roth (2005a) die Arbeit an der *beschädigten Identität* durch ostdeutsche Sprecher, indem sie verstärkt Autostereotype ('wir sind gut') und sogenannte Spiegelstereotype ('die anderen sind schlecht, weil sie uns für schlecht halten') produzierten.

### 3.2. Türkisch-deutsche Literatur

Wierlacher (2003) stellt für die türkisch-deutsche Literatur in der zweiten Hälfte der 80er Jahre einen Wandel fest. Im Gegensatz zur *Betroffenheitsliteratur* der *Gastarbeiter*<sup>18</sup> stehen seit diesem Wandel die positiven Aspekte des Lebens in und zwischen zwei Kulturen zentral: Der Migrationshintergrund wird nicht als Verlust, sondern als Gewinn, als "kultureller Mehrwert" (Bourdieu 1982) verstanden. Die Arbeiten einer vornehmlich jüngeren Generation sind seitdem weniger geprägt von der Thematik einer negativen Migrationserfahrung als von einer spezifisch türkisch-deutschen Perspektive auf unterschiedlichste Themen. Statt vorherrschend negativer emotionaler Erlebnisse (Diskriminierung und Fremdheit in der deutschen Kultur) kommen seitdem generelle Erfahrungen (Liebe, Krankheit, Tod), die unter mono- genauso wie unter bi-kulturellen Entwicklungsbedingungen in Erscheinung treten, zum Ausdruck.<sup>19</sup> Dieser Wandel in den Werken türkisch-deutscher Autoren ging einher mit einer Verschiebung zum stilistischen Interesse,<sup>20</sup> von vermehrt Türkisch schreibenden zu (Türkisch-) Deutsch schreibenden Literaten und von dem Verfassen vornehmlich kürzerer Texte wie Gedichten hin zu längeren wie Erzählungen, dann auch Romanen in (türkisch-)deutscher Sprache. Bewusst greifen Autoren darin auf einen spezifischen bi- oder transkulturellen Sprachstil zurück. Teilweise beschäftigen sie sich kritisch damit, dass und wie kulturelle Identität sozial und kommunikativ konstruiert wird. Sturm-Trigonakis (2007) arbeitete dieses Phänomen der Hybridisierung in den (nationalsprachlichen) Literaturen<sup>21</sup> generell als Kennzeichen von *Weltliteratur* in der Zeit der Globalisierung heraus.

Die türkisch-deutsche Autorin und Theaterregisseurin der ersten Generation Emine Sevgi Özdamar nutzt in ihren seit 1991 auf Deutsch geschriebenen Texten bewusst einen Sprachstil, der auf ihrem bikulturellen Hintergrund – inhaltlich, aber vor allem auch stilistisch – aufbaut, indem sie *code switching* und *code mixing* als Zeichen für Transkulturalität nutzt.<sup>22</sup> Beide Kulturen werden verschmolzen, sind voneinander durchdrungen und etwas Neues entsteht. Der Erzählstil der Autorin zeichnet sich durch verschiedene sprachwissenschaftlich zu fassende *Techniken* aus. In ihrem Erzählband "Mutterzunge" (1990) und in ihrer Berlin-

<sup>18</sup> Der Ausdruck *Gastarbeiter* geht auf die auf beiden Seiten in den 70er und 80er Jahren vorherrschende, fälschliche Annahme zurück, dass die Migranten nur für kurzfristige Arbeitsaufenthalte nach Deutschland kommen.

<sup>19</sup> So thematisiert Zaimoglu in seinem neuen Roman "Liebesbrand" (2008) das generelle, über jede Kultur hinweg gleich starke Gefühl der Sehnsucht in der Liebe.

<sup>20</sup> Der bi-kulturelle Erzählstoff dient oft als selbstverständlich erscheinender Hintergrund.

<sup>21</sup> Der Begriff wird im Rückgriff auf Johann Wolfgang Goethe verwendet.

<sup>22</sup> Für die Geschichten ihrer Erzählungen und Romane greift Emine Özdamar immer wieder auf ihre eigene Biografie zurück. 1946 in Malatya geboren, kommt sie 1965 bis 1967 das erste Mal nach (West-)Berlin, wo sie in einer Fabrik arbeitet. Sie kehrt zurück nach Istanbul, nimmt von 1967 bis 1970 Schauspielunterricht und erhält danach erste professionelle Rollen. 1976 geht sie an die Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz in Ost-Berlin, wo sie mit Benno Besson und Matthias Langhoff arbeitet. Mit Bessons Brecht-Inszenierung "Der kaukasische Kreidekreis" zieht sie 1978 bis 1979 nach Paris und Avignon. Von 1979 bis 1984 hat sie ein Engagement als Schauspielerin beim Bochumer Schauspielhaus unter der Intendant Claus Peymanns. Im Auftrag des Schauspielhauses Bochum entsteht ihr erstes Theaterstück "Karagöz in Alemania", das sie 1986 im Frankfurter Schauspielhaus unter eigener Regie aufführt. Seit den neunziger Jahren schreibt sie auch in deutscher Sprache.

Istanbul-Triologie "Sonne auf halben Weg" (2006)<sup>23</sup> verwendet sie eine einfache, naive und durch zahlreiche Merkmale an die gesprochene Sprache angelehnte Sprache mit einem vor allem parataktischen Satzbau, kantigen Formulierungen, die bewusst ungeglättet den Sprachgebrauch der Nicht-Muttersprachlerin erkennen lassen, fremdartige Vergleiche und Redewendungen. In "Mutterzunge" verstößt sie gar direkt gegen grammatische Regeln: Ihr poetisch anmutender Stil "hinterfragt linguistische Kompetenz" (vergleiche Wierschke 1996). Die naiv-kindliche, abrupt wechselnde Erzählperspektive wird durch einen ungelenken Sprachstil ergänzt, in den das Ich weder organisierend noch deutend einzugreifen scheint. Dieses assoziative Erzählen mit sprunghaften Wechseln und thematischer Inkonsistenz zeigt die Verbindung zur orientalischen Erzähltradition: So verwendet die Autorin Lautmalerei, arabische und türkische Wörter, Redewendungen, Lieder, Gedichte, Märchen, Gebetfragmente, lange Totengebete, Spruch- und Lebensweisheiten aus dem Reservoir der türkischen Sprache. Dadurch, dass sie diese türkisch belässt, teilweise direkt ins Deutsche übersetzt, teilweise mischt, bricht die Autorin Leseerwartungen. Sie verfremdet die deutsche Sprache – als Theaterregisseurin hatte sie schon zu Zeiten der deutschen Teilung am Berliner Ensemble gearbeitet, der V-Effekt blieb nicht ohne Einfluss.<sup>24</sup> Oft überträgt sie türkische Metaphern und Metonymien ins Deutsche, indem sie die Bedeutung für die deutschen Leser beim ersten Gebrauch im Text erklärt und dann als Wort oder Phrase im deutschen Text wie alltäglich weiter verwendet. Ein Beispiel ist die *Mutterzunge*:<sup>25</sup> "Zunge heißt für mich nicht nur Sprache, sondern hat vor allem etwas mit Wärme zu tun".<sup>26</sup> Die Mutterzunge erinnert die Erzählerin an die Wärme der Großmutter, einer Analphabetin, deren Geschichten sie zusammen mit ihren Eltern am Bett lauschte.<sup>27</sup> Im Istanbul der Putsch-Zeit halfen ihr die Worte von Brecht und so fuhr sie nach Ost-Berlin zu dem Brecht-Schüler Benno Besson an die Volksbühne. "Ich drehte meine *Zunge* ins Deutsche, und plötzlich war ich glücklich – dort am Theater, wo die tragischen Stoffe einen berühren und zugleich eine Utopie versprechen" (Özdamar 1990). Die Ich-Erzählerin verwendet auch türkische Lexeme, die teilweise auf Deutsch erklärt werden, teilweise jedoch im Türkischen belassen werden. Zum Teil bildet sie auch neue türkisch-deutsche Lexeme (hier ein Kompositum): "Ich fragte sie [die Mutter, M.R.] auch, wann Istanbul so dunkel geworden ist, sie sagte: 'Istanbul hatte immer diese Lichter, deine

<sup>23</sup> Die Trilogie besteht aus den Romanen "Das Leben ist eine Karawanserei, hat zwei Türen aus einer kam ich rein, aus der andren ging ich raus" (1992), "Die Brücke vom Goldenen Horn" (1998) und "Seltsame Sterne starren zur Erde" (2003).

<sup>24</sup> Deutlich wird dieser Einfluss vor allem in ihrem später in Prosa umgedichteten Theaterstück "Karagöz in Alemania. Schwarzauge in Deutschland". Dies ist eine Typenkomödie (Schattenspiel) aus der jahrhundertealten türkischen mündlichen Tradition mit sozialkritischem Unterton. Schwarzauge/Karagöz ist eine volkstümliche lustige Figur, die gegen gesellschaftliche Unterdrückung Widerstand leistet. Dieses Schattentheater verschmilzt die Autorin mit absurdem und epischem Theater westlich-avantgardistischer Prägung.

<sup>25</sup> So der Titel ihres ersten Erzählbandes, der 1990 erschien. Die englische Übersetzung gehört zu den "Best Books of Fiction published 1994 in America" (Publisher's Weekly).

<sup>26</sup> Kursivsetzung der betreffenden Wörter zur Verdeutlichung durch Roth.

<sup>27</sup> Deshalb litt die Schauspielerin auch so unter der anderen Seite der türkischen Sprache, der "Sprache des Putsches und der Zensur": "Ich wurde unglücklich in der türkischen Sprache" bekannte sie in der Dankesrede für den Chamisso-Preis. Eine ähnliche Motivation gibt unter anderem auch der irakisch-deutsche Autor Abbas Khider für seine Motivation an, auf Deutsch als Fremdsprache zu schreiben.

Augen sind an *Alemanien-Lichter* gewöhnt" (Özdamar 1990). Dass die Erzählerin in *Mutterzunge* dann Zugang zu ihrer kulturellen Muttersprache über die *Großvaterzunge* Arabisch herzustellen versucht, verdeutlicht die Sprach- und kulturelle Vielfalt durch die Aufsplitterung der Erzählfigur in verschiedene Sprachen – Deutsch, Türkisch, Arabisch und deren Synthese.<sup>28</sup>

In der Türkei gebräuchliche Redewendungen und Formeln werden in Özdamars Werken teilweise übersetzt, teilweise in der Originalsprache belassen. So versprachlicht die Ich-Erzählerin humorvoll eine im muslimischen Gebet stark kodierte arabische Formel lautmalerisch anmutend als *Bismillâhirahnnanirrahim*. (Özdamar 2006:211). Diese Gebetsformel verwendet sie in emotional sehrbrisanten Situationen. Mit Hilfe dieser Formel verhindert sie beispielsweise einen sexuellen Übergriff.<sup>29</sup> Erst durch Nachschlagen erfährt die Ich-Erzählerin selbst die eigentliche Bedeutung dieses *Wörterworts* als 'Im Namen Gottes, oder im Namen Allas, der schützt und vergibt'.

Die Erzählerin bildet deutsche Wörter phonetisch fremdsprachlich nach, was ihr Gefühl der Ahnungslosigkeit unterstreicht: Bei ihrem ersten Deutschland-Aufenthalt als Gastarbeiterin im winterlichen Berlin der 60er Jahre landet die Ich-Erzählerin im von seinen türkischen Bewohnern *Wonaym* genannten Wohnheim gegenüber dem Berliner Hebbel-Theater und geht jeden Tag in die Fabrik zum Arbeiten (Özdamar 2006:458; Kursivsetzung durch M.R.):

Die ersten Wochen lebten wir zwischen *Wonaymtür*, *Hertietür*, *Bustür*, *Radiolampenfabriktür*, *Fabriktoilettentür*, *Wonaymzimmertisch* und *Fabrikgrüneisentisch*. Nachdem alle Frauen bei Hertie die Sachen, die sie suchten, finden konnten und 'Brot' sagen gelernt hatten, nachdem sie sich den richtigen Namen ihrer Haltestelle gemerkt hatten – zuerst hatten sie sich als Namen der Haltestelle 'Haltestelle' notiert – machten die Frauen eines Tages den Fernseher im *Wonaymsalon* an. Der Fernseher stand von Anfang an da. 'Wir gucken mal, was es da drin gibt', sagte eine Frau. Von dem Tag an schauten viele Frauen im *Wonaymsalon* am Abend im Fernsehen Eiskunstlaufen. Auch dabei sah ich die Frauen wieder von hinten, wie in der Fabrik. Wenn sie aus der Radiolampenfabrik ins *Wonaym* kamen, zogen sie sich ihre Nachthemden an, kochten in der Küche Kartoffeln, Makkaroni, Bratkartoffeln, Eier.<sup>30</sup>

Durch die Brechung des gewohnten standardsprachlich deutschen Sprachgebrauchs mit Hilfe des sprachlich-diskursiven Musters der *mix language* wird eine Art Verfremdung bewirkt, die beim (nicht-türkisch sprechenden) deutschsprachigen Leser/Rezipienten eine emotionale Distanz zum Erzählfluss bewirkt. Interessanterweise jedoch erscheinen solche Mischungen der türkischen Sprache in den deutschen Texten vor allem an emotionsgeladenen Stellen.

Türkisch-deutsche Autoren nutzen die Verfremdung sowohl des Deutschen als auch des Türkischen, um eine Polarisierung in Nur-Deutsche und Nur-Türken

<sup>28</sup> Dies erinnert auch an Canetts "Die gerettete Zunge".

<sup>29</sup> Die beiden potenziellen Täter schätzen sie daraufhin als eine sehr gläubige Muslimin ein, die sie nicht beschmutzen wollen. In einem anderen Fall schrieb die Ich-Erzählerin bei einem Test in der Schule die Gebetsformel auf das Blatt, da sie wenig niederschreiben konnte. Die Lehrerin hatte deshalb Mitleid mit ihr und ließ sie nicht durchfallen.

<sup>30</sup> Der Enge der Fabrik und der Müdigkeit des *Wonayms* entkommt die Ich-Erzählerin mit Hilfe des "kommunistischen Heimleiters", eines "Hirten, der singen konnte". "Mit ihm kamen in unser *Frauenwonaym* andere Männer: Dostojewski, Gorki, Jack London, Tolstoi, Joyce, Sartre und eine Frau, Rosa Luxemburg ...".

aufzulösen. Der spielerische Umgang mit der Sprache betrifft gleichermaßen das Deutsche und das Türkische, wodurch eine Sprachsynthese entsteht. *Mix language* erscheint als Zeichen des Ausbalancierens von Widersprüchen und spiegelt die multiple und dynamische Identität des "Transkulturellen" wider. Nicht die Frage nach "der" Identität wird wichtig, sondern die vielfältig verflochtenen Identitätskonstruktionen, die die kulturelle Synthese verdeutlichen.<sup>31</sup>

Der türkisch-deutsche Autor Feridun Zaimoglu der "zweiten Generation" legte mit "Kanak Sprak. 24 Misstöne vom Rande der Gesellschaft" (1995) und "Koppstoff. Kanaka Sprak vom Rande der Gesellschaft" (1998)<sup>32</sup> ebenso Texte vor, die die *mix language* der jungen türkisch-deutschen Bevölkerung als subversiven und kreativen Stil mit einer starken Bedeutung für die Identität aufzeigen.<sup>33</sup> "Kanak Sprak" besteht aus 24 mehrseitigen *Protokollen* von Gesprächen des Autors mit Sprechern gesellschaftlicher Randmilieus wie Rappern, Arbeitslosen, Zuhältern etc. Die zentrale Frage lautete "Wie lebt es sich hier in deiner Haut?" Diese offene Frage überließ es den Sprechern, ihr Selbstbild und das ihrer Umwelt narrativ darzustellen. Der Autor *übersetzte* jedoch die Aussagen seiner Gesprächspartner, da er der Auffassung war, dass "allein die Sprache für eine Totalaufnahme aller existenziellen Bedingungen wie Gebärde, Gleichnis und Jargontreue bürgen" muss (Zaimoglu 1995:17f.).<sup>34</sup> Der Autor postuliert, dass im Gegensatz zu der Immigrantenliteratur darin die "Kanaken in ihrer eigenen Zunge zu Wort" kämen (ebenda, Hervorhebung M.R.) Diese Nachdichtungen wurden später von den Befragten geprüft und freigegeben.<sup>35</sup> Der Sprachstil ist neben der *mix language* vor allem durch einen stark gesprochensprachlichen (Schwitalla 2003) und jugendsprachlichen Stil (Roth 1998) gekennzeichnet. *Code switching* und *code mixing* zwischen Deutsch und Türkisch finden sich in den Texten wiederum vor allem an emotionsgeladenen Stellen. So treten türkische Redewendungen bei mit positiven Emotionen verbundenen Wünschen und mit negativen Emotionen verbundenen Flüchen auf. Miriban (30, Gemüsehändlerin) erzählt über Deutsche: "[...] wahrscheinlich leben sie allein und langweilen sich. *Alla kimsey bu hale düsürmesin.*

<sup>31</sup> Eine Verbindung zwischen türkischer Sprache und Emotionalität zeigt Zaimoglu (2002) auch metasprachlich auf. Beschimpfungen, die der türkisch-deutsche Ich-Erzähler am Strand hört, wie: "Gib mir sofort meinen Ball zurück, *du Missgeburt*" oder "Pah, ich wusste es, *dein Blut ist keine fünf Münzen* wert!" wertet er positiv mit den Worten: "Welch herrliche Verwünschung, welch eine Wortgewalt, mit der man einen Menschen zu Teufel jagt" (Zaimoglu 2002:33).

<sup>32</sup> Kluges Etymologisches Wörterbuch (1989:351) definiert *Kanake* als abwertenden Begriff für südländische Ausländer, vulgär, abgeleitet von der Bezeichnung für Personen von den Südsee-Inseln, ursprünglich vom polynesischen *kanaka* mit der Bedeutung 'Mann'. Ähnlich zur *Black-consciousness- Bewegung* in den USA wurde das ehemals verunglimpfende Wort jedoch zu einem identitätsstiftenden Kennwort der Ingroup.

<sup>33</sup> "Ihre Rede ist dem Free-Style-Sermon im Rap verwandt, dort wie hier spricht man aus einer Pose heraus. Diese Sprache entscheidet über ihre Existenz: Man gibt eine ganz und gar private Vorstellung in Worten" (Zaimoglu 1995:13).

<sup>34</sup> Über den Einfluss des Interviewpartners selbst im narrativen Interview, das auf Realisierung einer postulierten Zurückhaltung des Interviewten beziehungsweise Adressaten eingeht, siehe Roth (2008).

<sup>35</sup> In *Koppstoff. Kanak Sprak. Vom Rande der Gesellschaft* (1998) veröffentlichte der Autor im Unterschied zu *Kanak Sprak*, das nur männliche Sprecher einbezog, die Interviews mit weiblichen türkisch-deutschen Sprechern. Im Vergleich zu *Kanak Sprak* gibt es darin deutlich weniger Texte mit sprachlichen Auffälligkeiten (dieser Glättung entspricht auch die standardsprachliche Orthographie mit Groß- und Kleinschreibung).

Gott soll niemanden in diese Lage bringen" (Zaimoglu 1998:46).<sup>36</sup> Auch hier ist der türkische Einfluss beim Gebrauch von Metapher und Metonymie deutlich:<sup>37</sup> So sagt Resde (34, Deutschlehrerin) "Doch mir fällt Stärke schwer. Ich verlaufe mich sehr oft im eigenen Viertel und setze mich auf meinen Schulranzen, um *das blanke Weiß vor meinen Augen zu verscheuchen*" (Zaimoglu 1998:93f.). Auch Ironie und der spielerische Umgang mit der Sprache an sich trägt Bedeutung. Als Beispiel sei hier ein Ausschnitt aus dem Text der Paul Celan und Rimbaud verehrenden Seynur (25, Kellnerin) angeführt (Zaimoglu 1998:115):

Der Stumme, der ich bin, hat beuligen Sprech, hat Monsterdeitsch auf der Zunge. Spricht Kackmeierstammel. Und weil keiner sieht das Bild auf meiner Zunge, will's keiner wissen, von was ich sprech. Als wär ne fette Schleife gewickelt um mein Zungenmageres, wird mein Null-Assimil-Sprech gehalten für Gaga-Unsprech. Es fragen sich die Menschen: hat ein Gag mir zu sagen was? Mein Mons-terdeitsch aber klarwörtig, ist mit allen Schikanen gesegnet.

Die Erzähler äußern häufig negative Gefühle der *Kanaken* gegenüber den *Alemannen* und gegenüber sich selbst. Pfaff (2005:221) stellt fest, dass quantitativ im Material das englisch-deutsche *crossing* gegenüber dem türkisch-deutschen *code switching* und *code mixing* überwiegt: Dieser ist für das Lesepublikum in Deutschland, das zum größten Teil zu wenig Türkisch-Kenntnisse hat, leicht verständlich und trägt eine Art Ersatzfunktion. Diese häufige Verwendung eines englisch-deutschen *crossings* wird von Pfaff auf die Identifikation der Türken in Deutschland mit Afroamerikanern zurückgeführt.<sup>38</sup> Dieses *crossing* in eine Out-group-Sprache findet jedoch kaum an Stellen erhöhter Emotionalität statt. Die Belege aus diesen Texten deuten also an, wie eng das spezifische türkisch-deutsche *code switching* und *code mixing* zwischen Ingroup-Sprachen mit Emotionen verbunden sind.

### 3.3. Gesprochensprachliche türkisch-deutsche Texte

Sprachwissenschaftliche Untersuchungen zu Sprechern der 2. und 3. Generation weisen darauf hin, dass auf Grund ihrer Kenntnis von zwei (oder mehr) Sprachen türkisch-deutsche Sprecher oft und sehr schnell zwischen dem deutschen und türkischen Sprachgebrauch hin- und herspringen. Sie benutzen häufig ein vereinfachtes Deutsch, das mit türkischen Elementen durchmischt ist – innerhalb der türkisch-deutschen Gruppe werden sie trotzdem verstanden. (unter anderem Dittmar/Steckbauer 2007).<sup>39</sup> Die Sprecher *switchen* weniger, weil ihnen für bestimmte Themen in der einen Sprache die Worte fehlen (kognitiver Aspekt des Spracherwerbs), sondern um sich als Angehörige einer bestimmten Gruppe zu definieren (emotionaler Aspekt). Die Abweichungen vom deutschen Standard durch die *mix language* werden als Identitätssymbol kultiviert und drücken soziale Identität aus. Ein Beispiel hierfür ist die Verwendung des Beziehungswortes *lan* ('Kerl') als

<sup>36</sup> Interessanterweise sind diese Redewendungen als Lebensweisheiten viel häufiger bei den weiblichen Sprechern aus *Koppstoff* im Unterschied zu den männlichen Sprechern in *Kanak Sprak* aufzufinden.

<sup>37</sup> Vergleiche Roth (2005b).

<sup>38</sup> Ähnlich auch in dem Roman "Selam Berlin" (2003) des türkisch-deutschen Autors Yadé Kara.

<sup>39</sup> Kern (2009) beschäftigt sich mit der Prosodie des Türkendeutschen.

adressatenbezogenes Beziehungswort in einer ansonsten deutschen Konversation zur Symbolisierung von Gruppenzugehörigkeit. Auch *curse language* kann gemeinsam mit dem *code switching* und *code mixing* als stilistischer Marker der In-group dienen<sup>40</sup> (Keim 2007): Der Ausdruck negativer Emotionen durch drastische Ausdrücke, Beschwörungsformeln, sexuelle Drohformeln und verbale Duelle in einer türkisch-deutschen *mix language* werden als konstitutives Element der In-group-Kommunikation mit dem Ziel der Provokation nach außen und der Etablierung eines positiven Wir-Gefüls nach innen verwendet. Die von Inken Keim untersuchten *Powergirls*, wie sich eine Gruppe türkisch-deutscher Mädchen selbst nannte, setzt sich in Beziehung zu zwei sozialen Kategorien, die für die Selbstdefinition und soziale Identität relevant sind: Durch ästhetische Formen wie deutschen und türkischen Drohformeln, aggressives Fluchen und Beschimpfungen grenzen sie sich einerseits von den 'traditionellen türkischen Frauen' mit dem Leitbild der bescheidenen gläubigen Hausfrau<sup>41</sup> als auch andererseits von ihren deutschen Lehrern ab (Keim 2007, vergleiche auch Dittmar/Özcelik 2006).

In verschiedenen interaktiven (Gruppen-)Konstellationen und Situationen wird jedoch innerhalb der türkisch-deutschen Sprechergruppen unterschiedlich kommuniziert: Teilweise nur Deutsch, teilweise nur Türkisch, teilweise in der *mix language*, wie er spezifisch für die Ingroup-Kommunikation ist. Die Sprecher sind Teil einer komplexen mehrsprachigen Praxis. Innerhalb eines *Hybriditätsdiskurses* (Dittmar/Steckbauer 2008:82) wird dieser fließende und flexible *language mix* Ausdruck einer eigenständigen türkisch-deutschen Identität in der türkisch-deutschen Wir-Gruppe, die emotionale Nähe und Geborgenheit gibt. Er grenzt die Sprecher von der deutschen Mehrheitsgesellschaft, aber auch von der türkischen Herkunftsgesellschaft ab.<sup>42</sup> Durch die "Verfremdung" distanzieren sich die Sprecher von der türkischen konservativen Kultur ihrer Elterngeneration und von der vorherrschenden deutschen Kultur und Sprache<sup>43</sup> als *monokultureller Leitkultur*.

<sup>40</sup> Als entsprechendes Beispiel aus der Literatur sei auf Zaimoglus Roman "Liebesbrand" (2008:45) verwiesen, in dem der Ich-Erzähler bei Beschimpfungen wie auch in anderen hoch-emotionalen Situationsdarstellungen türkische Sprachbilder verwendet: "Du hast meine Frau beleidigt, rief er, *du Vorderhuf eines Packesels* hast meine Frau verspottet. Sie hat uns bedroht, rief Messer zurück... Wenn *du, Topflappen*, nicht schlafen kannst, kannst du herunterkommen und *zweimal gegen meine Faust rennen*".

<sup>41</sup> Für diesen sozialen Stil ist auch die sexuell aufreizende Kleidung der Mädchen ein weiteres Beispiel.

<sup>42</sup> Formelhafte Routinen des Language Mix, die zum festen Bestandteil der Kommunikation einer Peer-group geworden sind, werden sogar teilweise von deutschen Jugendlichen und Jugendlichen nicht-türkischer Herkunft übernommen, um ein Ingroup-Gefühl zu erzeugen (Dittmar/Steckbauer 2008:84f., Dirim 2005).

<sup>43</sup> Dittmar/Steckbauer (2007) stellten auch die Übernahme des Ethnolekt auf deutsche Sprecher fest. Bedingung hierfür ist die positive Konnotation dieses Sprachgebrauchs (Prestige). Davon zu unterscheiden ist das so genannte Language Crossing: Deppermann (2007) analysierte, wie deutsche Jugendliche eine stilisierte "Kanak sprak" verwendeten, um so durch die Narrenkappe im Sinne Bachtins (1990) geschützt Dinge zu sagen, die sie sich sonst nicht zu sagen getraut hätten. Sie traten damit in einen "poetischen Wettbewerb" miteinander, der auf gemeinsames kulturelles Ingroup-Wissen aufbaut (vergleiche die Bedeutung sprachlich-kommunikativer Techniken für den Aufbau des Wir-Gefüls in einer jugendlichen Gruppe in Roth (1997)).

#### 4. Zusammenfassende Bemerkungen

*Code switching* und *code mixing* als Formen einer *mix language* zeigen sich sowohl in ostdeutschen als auch in türkisch-deutschen Texten als wichtige Verfahren der kulturellen Codierung von Emotionen: Wie die Untersuchung ergab, treten diese Verfahren bei türkisch-deutschen Sprechern gehäuft bei Beschimpfungen, Drohformeln und Flüchen, in der türkisch-deutschen Literatur bei Redewendungen und Metaphern und bei ostdeutschen Sprechern beim stereotypisierenden Sprechen über die westdeutsche Outgroup im Kontrast zur ostdeutschen Ingroup auf. Dies sind nur einige Beispiele für die Verbindung zwischen *mix language* und sozialer Identität, was anhand weiterer empirischer Befunde aus Literatur und Sprache untersuchenswert bleibt.

#### 5. Primärtexte

Berlin-Korpus. Erstellt an der Freien Universität Berlin 1993-1996 unter der Leitung von Norbert Dittmar. <<http://userpage.fu-berlin.de>>.

Özdamar, Emine Sevgi (1990): Mutterzunge. Berlin: Rotbuch.

Özdamar, Emine Sevgi (2006): Sonne auf halben Weg. Die Berlin-Istanbul-Trilogie. (=Das Leben ist eine Karawanserei, hat zwei Türen, aus der einen kam ich rein, aus der anderen ging ich raus; Die Brücke vom Goldenen Horn; Seltsame Sterne starren zur Erde). Köln: Kiepenheuer und Witsch.

Zaimoglu, Feridun (1995): Kanak Sprak. 24 Misstöne vom Rande der Gesellschaft. Hamburg: Rotbuch.

Zaimoglu, Feridun (1998): Koppstoff. Kanaka Sprak vom Rande der Gesellschaft. Hamburg: Rotbuch.

Zaimoglu, Feridun (2004): Liebesmale, scharlachrot. Köln: Kiepenheuer und Witsch.

Zaimoglu, Feridun (2008): Liebesbrand. Köln: Kiepenheuer und Witsch.

#### 6. Literatur

Auer, Peter (ed.) (1999): Code Switching in Conversation: Language, Interaction and Identity. London: Routledge.

Auer, Peter (2003): "Türkenslang": Ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Häcki-Buhofer, Annelies (Hg.), Spracherwerb und Lebensalter. Kolloquium anlässlich des 60. Geburtstages von Harald Burger. Basel: A. Francke, 225-264.

Auer, Peter (2007): Style and Social Identities. Alternative Approaches to Linguistic Heterogeneity. Berlin: De Gruyter.

Auer, Peter / Wei, Li (eds.) (2007): Handbook of Multilingualism and Multilingual Communication. Berlin: Mouton de Gruyter.

Androutsopoulos, Jannis (2001): From the Streets to the Screens and back again: On the Mediated Diffusions of Variation Patterns. In: Contemporary German. Duisburg: University Press L.A.U.D.

Baley, Benjamin (2007): Multilingual Forms of Talk and Identity Works. In: Auer, Peter / Wei, Li (eds.), *Handbook of Multilingualism and Multilingual Communication*. Berlin: Mouton de Gruyter, 341-369.

Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bußmann, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kroener.

Chiellino, Carmine (Hg.) (2000): *Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch*. Stuttgart / Weimar: Metzler.

Dittmar, Norbert (2002). Zur 'Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen'. 'Umbruchstile': *terra incognita*. In: Keim, Inken / Schütte, Wilfried (Hg.), *Soziale Welten und kommunikative Stile*. Tübingen: Gunter Narr, 281-314.

Dittmar, Norbert / Glier, Melanie (2000): *Abbruch, Aufbruch, Umbruch!?* Im Schatten der alten und im Flutlicht der neuen Sprache. In: Reiher, Ruth / Baumann, Antje (Hg.), *Mit gespaltener Zunge? Die deutsche Sprache nach dem Fall der Mauer*. Berlin: Aufbau, 241-270.

Dittmar, Norbert / Özcelik, Tiner (2006): DaZ in soziolinguistischer Perspektive. In: Ahrenholz, Bernt (Hg.), *Kinder mit Migrationshintergrund – Spracherwerb und Fördermöglichkeiten*. Freiburg: Fillibach, 303-321.

Dittmar, Norbert / Steckbauer, Daniel (2007): *Urbane Linguotope: am Puls der Polyphonie*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 148, 63-88.

Dirim, Inci (2005): Zum Gebrauch türkischer Routinen bei Hamburger Jugendlichen nicht-türkischer Herkunft. In: Hinnenkamp, Volker / Meng, Katharina (Hg.), *Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis*. Tübingen: Gunter Narr, 19-50.

Fischer, Lorenz / Wiswede, Günter (2002): *Grundlagen der Sozialpsychologie*. München: Oldenbourg Verlag.

Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Bristol: Policy Press.

Gumperz, John J. (1982): *Language and Social Identity*. Cambridge: University Press.

Kallmeyer, Werner (1995): Zur Kontextualisierung sozialer Kategorien und Stereotype in der sprachlichen Interaktion. In: Czyzewski, Marek (Hg.), *Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 396-401.

Keim, Inken (1995): Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt "kleiner Leute" am Beispiel einer Gruppe älterer Frauen in der Mannheimer Innenstadt. In: Kallmeyer, Werner (Hg.), *Kommunikation in der Stadt. Band 3*. Berlin: De Gruyter.

Keim, Inken (2002): Bedeutungskonstitution und Sprachvariation. Funktion des 'Gastarbeiterdeutsch' in Gesprächen jugendlicher Migrantinnen. In: Deppermann, Arnulf (Hg.), *Be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg, 134-155.

Keim, Inken (2007): *Socio-cultural Identity, Communicative Style, and their Change over Time: A Case Study of a Group of German-Turkish Girls in Mannheim / Germany*. In: Auer, Peter (ed.), *Style and Social Identities: Alternative Approaches to Linguistic Heterogeneity*. Berlin: De Gruyter, 155-186.

Kern, Friederike (2009): Positionieren mit Kontrast. Zum Gebrauch einer Konstruktion im Türkendeutschen. In: Günthner, Susanne / Bücker, Jörg (Hg.), *Grammatik im Gespräch. Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung*. Berlin: Walter de Gruyter, 281-306.

Kiyak, Meli (2006): Generation Almanya. Aus der Nische in die breite Öffentlichkeit. In: *Rotary* 11, 46-48.

Kluge, Friedrich (1989): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin: De Gruyter.

Lorenz, Dagmar (1991): Die neue Frauensprache. Über die sprachliche Apartheid der Geschlechter. In: *Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache*, Heft 3, 154-168.

Mani, Venkat (2007): *Cosmopolitan Claims. Turkish German Literature from Nadolny to Pamuk*. Iowa: University Press.

Muysken, Peter (2007): Mixed Codes. In: Auer, Peter / Wei, Li (eds.), *Handbook of Multilingualism and Multilingual Communication*. Berlin: Mouton de Gruyter, 315-339.

Oatley, Keith (1993): Social Construction in Emotions. In: Lewis, Michael (eds.), *Handbook of Emotions*. New York: Guilford, 341-352.

Pfaff, Carol W. (2005): "Kanaken in Alemannistan". Feridun Zaimoglu's Representation of Migrant Language. In: Hinnenkamp, Volker / Meng, Katharina (Hg.), *Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis*. Tübingen: Gunter Narr, 195-223.

Quist, Pia / Jörgensen, Henrik (2007): Crossing – Negotiating Social Boundaries. In: Auer, Peter / Wei, Li (eds.), *Handbook of Multilingualism and Multilingual Communication*. Berlin: Mouton de Gruyter, 371-389.

Reiher, Ruth (1996): Ein Ossi – ein Wort; ein Wessi – ein Wörterbuch. Zur Bewertung von Sprache und Sprachverhalten der Deutschen Ost und West. In: Reiher, Ruth / Läzer, Rüdiger (Hg.), *Von "Buschzulage" und "Ossinachweis". Ost-Westdeutsch in der Diskussion*. Berlin: Aufbau, 32-54.

Reiher, Ruth (2000): Das "Kollektiv" hat sich im "Team" verabschiedet. Regionale Differenzen im ostdeutschen Sprachgebrauch. In: Reiher, Ruth / Baumann, Antje (Hg.): *Mit gespaltener Zunge? Die deutsche Sprache nach dem Fall der Mauer*. Berlin: Aufbau, 30-54.

Roth, Marita (1998): Jugendsprache. Der kommunikative Stil des Sprechens in einer studentischen Gruppe. Magisterarbeit an der Universität Würzburg.

Roth, Marita (2005a): Stereotype in gesprochener Sprache. Eine linguistische Analyse narrativer Interviews mit Ost- und Westberliner Sprechern 1993-1996. Tübingen: Stauffenburg Linguistik.

Roth, Marita (2005b): Die Kraft der Metapher im Prozess der Stereotypisierung. In: *Deutsche Sprache* 33, 15-32.

Roth, Marita (2008): Das narrative Interview als empirische Basis qualitativer Forschung. In: Ahrenholz, Bernt / Bredel, Ursula et al. (Hg.), *Empirische Forschung und Theoriebildung. Beiträge aus Soziolinguistik, Gesprochene Sprache- und Zweitspracherwerbsforschung*. Frankfurt/M: Peter Lang.

Roth, Marita (2009): Transkulturelle Identitätskonstruktion durch Sprache. "Mix language" als kultureller Code des Emotionsausdrucks in Texten türkisch-deutscher Autoren und Sprecher. In: *Muttersprache* 119, 287-298.

Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen: Francke Verlag.

Schwitalla, Johannes (2007): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Stickel, Gerhard (2000): Was Westdeutsche und Ostdeutsche sprachlich voneinander halten. In: Reiher, Ruth / Baumann, Antje (Hg.), Mit gespaltener Zunge? Die deutsche Sprache nach dem Fall der Mauer. Berlin: Aufbau, 16-29.

Sturm-Trigonakis, Elke (2007): Global Playing in der Literatur. Ein Versuch über die Neue Weltliteratur. Würzburg: Königshausen und Neumann.

Sölcün, Sargut (2000): Literatur der türkischen Minderheit. In: Chiellino, Carmine (Hg.), Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch. Stuttgart / Weimar: Metzler.

Wierlacher, Alois / Bogner, Andrea (Hg.) (2003): Handbuch Interkulturelle Germanistik. Stuttgart / Weimar: Metzler.

Wierschke, Annette (1996): Schreiben als Selbstbehauptung. Kulturkonflikt und Identität in den Werken von Aysel Özakin, Alev Terkinay und Emine Sevgi Özdamar. Frankfurt a.M.: Verlag für interkulturelle Kommunikation.

## Dialoge in Erzählungen: Gestaltung und Textfunktionen am Beispiel *Unkenrufe* von Günter Grass

**Norbert Richard Wolf**

Die nachfolgenden Ausführungen nehmen den Roman *Unkenrufe* von Günter Grass als Datengrundlage. Wie die meisten narrativen Texte enthält auch der Grass'sche Roman Partien in Erzählersprache und in Figurensprache. Die Figurenrede stammt einerseits ebenfalls vom Autor und ist andererseits der Versuch, authentische natürliche Dialoge, auf welche Weise auch immer, zu imitieren. Vor dem Hintergrund der sprachwissenschaftlichen Dialoganalyse sollen literarische, in fiktive, vom Autor gestaltete Situationen hinein konstruierte Dialoge auf ihre Gestaltung und auf die Funktion(en) im Textganzen analysiert und beschrieben werden. Da jede Textanalyse, auch wenn sie sich nur mit Detailfragen beschäftigt, immer vom Textganzen auszugehen hat, sei die Kurzbeschreibung, die dem Buch vorangestellt ist, angeführt (Grass 1994:1):

In Grass' jüngstem Prosawerk (1992) wird dem Erzähler von einem ehemaligen Klassenkameraden ein Paket mit Archivalien – abgesandt am 19. Juni 1999 – zugeschickt, mit deren Hilfe er die Geschichte einer "schönen Idee und deren entsetzlicher Fleischwerdung" schreibt. Am Allerseelentag 1989 treffen sich in Gdańsk ein Witwer [Alexander Reschke] und eine Witwe [Aleksandra Piątkowska], ein deutscher Kunsthistoriker und eine polnische Restauratorin. Beide sind Vertriebene; und beider Eltern haben sich gewünscht, einst in ihrer Heimaterde zu ruhen. So kommt es zur Idee einer Deutsch-Polnischen Friedhofsgesellschaft – die Vertriebenen sollen als Tote auf "Versöhnungsfriedhöfe" zurückkehren dürfen. Untermalt von den Unkenrufen des Erzählers entwickelt sich daraus in den nächsten Jahren ein florierendes Wirtschaftsunternehmen und eine neue deutsche Landnahme in Polen bis hin zu Altersheimen für die "Beerdigungswilligen" und "Bungagolf"-Anlagen für ihre Enkel. Mit heiterer Gelassenheit und unaufdringlicher Satire wird im "Gesamtkunstwerk dieser spätmeisterlichen Herbst-Erzählung" (Iris Radisch, 1992) vom Sterben, von der Würde und von der Ruhe des Todes gesprochen, und ein Auferstehungsengel erinnert an die alte Botschaft: "Wirst sehen, wird sein wie neugeboren".

In ihrem schönen Buch *Mündlichkeit in literarischen Erzählungen* skizzieren Johannes Schwitalla und Liisa Tiittula (2009) die spezielle Erzählsituation in Günter Grass' Roman *Unkenrufe*, der 1992 zum ersten Mal erschienen ist (hier zit. Grass 1994): Der Kunsthistoriker Alexander Reschke hinterlässt einem Freund eine *Kladde*, aus der der Freund, der gewissermaßen als *Ich*-Erzähler (er tritt als Ich auf, das die Geschichte zu rekonstruieren und Vermutungen über den Verlauf plausibel zu machen versucht) fungiert, eine Geschichte rekonstruieren soll:

- (1) Dieser Stoß Briefe, die gelochten Abrechnungen und datierten Fotos, seine mal als Tagebuch, dann wieder als Silo zeitraffender Spekulationen geführte Kladde, der Wust Zeitungsausschnitte, die Tonbandkassetten – all das wäre besser bei einem Archivar abzulagern gewesen als bei mir (S.14).

Das Substantiv *Kladde* kommt im Roman insgesamt 21 Mal vor und wird immer in Verweisen des Erzähler-Ichs auf seine Quelle verwendet. Gleichzeitig spiegelt sich in ihr nicht nur die Unsicherheit des Erzähler-Ichs über den Verlauf der Geschichte,

sondern auch des Protagonisten Alexander Reschke, der oft nicht weiß, wie er ein Geschehen einordnen oder deuten soll:

- (2) Mein ehemaliger Mitschüler nahm diese oft gleichzeitig auftrumpfenden Tatsachen in seiner Kladde zur Kenntnis, doch handelte er sie wie bloße Tatsachenbehauptungen ab (S.16).
- (3) Dann schwiegen sie. Oder richtiger: ich vermute Schweigen zwischen dem Paar. Doch der Nachweis deutsch-polnischer Zusammenarbeit in Sachen Orgel und Orgelprospekt war wiederum von zündender Qualität. In Reschkes Kladde steht: "So muß es sein! Warum nicht gleichermaßen sinnvoll auf anderem Gebiet?" (S.29).

Direkter formuliert:

- (4) Aus seiner Kladde weiß ich, daß sie ihm zum Petersiliehachen eine Küchenschürze umgebunden hatte (S.74).
- (5) Und von Kartoffelkäfern muß mehrmals und zwischen Hustenanfällen die Rede gewesen sein, denn Reschke vergleicht in seiner Kladde die Kindheitserinnerungen der Brakup mit eigenen (S.241).

Diese Erzählsituation – die, streng genommen, zwei Erzähler voraussetzt, wobei Alexander Reschke, der ursprüngliche Erzähler, nur indirekt beziehungsweise zitiert oder referiert zu Wort kommt – lässt offen, ob die Dialogpartien, die im Roman vorkommen, schon in Reschkes Kladde formuliert sind oder erst dem Bemühen des 'Redaktors' entstammen; wir wissen natürlich, dass letztlich der gesamte (narrative) Text respektive Roman samt seinen Redewiedergaben von ein und demselben Autor stammt und dass der Erzähler ebenfalls eine Figur eben dieses Autors ist.

Einmal hebt der Erzähler hervor, dass schon die Kladde den Wortlaut einer Rede enthalten hat:

- (6) Und jetzt erst sagte die Witwe, was wörtlich die Kladde des Witwers festgehalten hat: "Natürlich wollten Mama und Papa viel lieber auf Friedhof in Wilno zu liegen kommen und nicht hier, wo fremd war alles und ist geblieben fremd" (S.25f.).

Dieses Beispiel demonstriert Charakteristika literarischer Dialoge:

- Ein Dialog ist immer ein Gespräch, das mindestens zwei Teilnehmer hat und somit aus mindestens zwei Gesprächsschritten besteht. Doch nicht alle Gesprächsschritte müssen im narrativen Text 'zitiert' erscheinen.
- Ein Dialog konstituiert sich aus mehreren Phasen: "Die schon vom deutschen Schulaufsatzen bekannte quasi universale Struktur Eröffnung, Mitte, Schluß wird auch in der [textlinguistisch orientierten NRW] Gesprächsanalyse angeboten" (Henne/Rehbock 2001:180). In erzählender Literatur werden nur selten alle Phasen wiedergegeben.
- Literarische Dialoge sind schriftlich konstituierte Texte. Sie sind daher sorgfältig geplant und in den Zusammenhang des größeren Ganzen eingeordnet. Dem entspricht auch die sprachstilistische Gestaltung.
- Der fundamentale Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache ist das Fehlen der Stimme in schriftlich konstituierten Texten. Deshalb muss ein Autor meistens mit narrativen Mitteln die Signale, die in natürlichen Dialogen die Stimme gibt, ersetzen.

- Für einen Autor bekommen die Partien, die er in direkter Rede, gewissermaßen also wörtlich zitiert, eine besondere Kontextfunktion.

Die vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten der direkten Figurenrede zeigen sich schon in Beispiel (6), in dem Aleksandra<sup>1</sup> Piątkowska sagt, dass ihre Eltern lieber in der baltischen Heimat begraben worden wären. Aleksandras Äußerung ist deutlich zweigeteilt: Der erste Teil *Natürlich ... kommen* ist ein wohlgeformter deutscher Satz, das Modalverb steht im Präteritum, das in alltagssprachlicher Rede nicht häufig verwendet wird; auffällig ist die gehobene Wendung *zu liegen kommen*. Auch die Serialisierungsregeln des Deutschen sind eingehalten: Das Modalverb und die verbale Wendung bilden eine verbale Klammer. Das einzig xenolektale Merkmal<sup>2</sup> in diesem Teil ist die artikellose Verwendung des Substantivs *Friedhof*. Der zweite Teil dieser Äußerung ist, syntaktisch gesehen, der zweite Teil der parataktisch ausgefalteten Adverbialergänzung zum Verbum *liegen* und somit syntaktisch nicht eigenständig. Dennoch nutzt der Autor die Möglichkeit die Sprecherin mit syntaktischen Mitteln zu charakterisieren: Die Serialisierung im Relativsatz, der das Adverb *hier* attribuiert, weicht von der der deutschen Standardsprache ab, nach deren Regeln er lauten müsste: *wo alles fremd war und (fremd) geblieben ist*. Auf diese Weise wird nicht nur der Eindruck des Deutschen als einer Fremdsprache vermittelt, sondern die Tatsache genutzt, dass bei einem Leser/Hörer, dessen Muttersprache Deutsch ist, Serialisierungsregeln ihre Wirkung auch bei xenolektaler Formulierung behalten. Nach dem Relativadverb *wo* steht das Prädikativum *fremd*, auf das das finite Verb folgt; in der Eindrucksstellung steht *alles*, das auch das Subjekt der zweiten Prädikation des Relativsatzes ist und wegen Vorerwähntheit nicht mehr genannt wird. Dieses ökonomische Prinzip wird für das emotionsgeladene Prädikativum *fremd* nicht genutzt; *fremd* wird explizit wiederholt und steht zudem in Eindrucksstellung. Das Perfekt ist *geblieben* bildet hier keine Klammer.

Mit anderen Worten: Günter Grass versteht es sehr wohl, die sprachlichen, in Sonderheit die grammatischen Mittel als Elemente scheinbar xenolektal charakterisierter Äußerungen zur Charakterisierung seiner Figuren zu nutzen. Für den Redaktor-Erzähler ist diese Äußerung gewichtig genug, dass er hervorhebt, dass schon die Kladde sie wörtlich festhält.

Dieser Gesprächsschritt steht im Zusammenhang eines längeren Dialogs, der Friedhöfe und den Zustand ehemaliger deutscher Friedhöfe in Danzig zum Thema hat. Zum Großteil kommt in der Erzählung nur Aleksandra Piątkowska zu Wort, weil in diesem Kontext ihre Empörung über die Nachkriegsgreuel ausgedrückt wird. Alexander Reschke hingegen ist der 'klassisch' formulierende Gegenpol:

<sup>1</sup> Zur Schreibung: Die polnische Schreibweise Aleksandra kommt nur zwei Mal vor, und zwar beidemale im Kontext polnischer Schriftlichkeit: Vom ersten bis zum letzten Brief folgt sie der polnischen Schreibweise ihrer Vornamen. Immer schreibt "Aleksandra" an "Aleksander" (S.87). Nach letzten Korrekturen seitens der Rechtsbeistände – es ging um Ruhefristen und das Recht auf anonyme Bestattung – unterzeichneten Aleksandra Piątkowska und Alexander Reschke als geschäftsführende Gesellschafter den Vertrag (S.118). Die im Deutschen übliche Schreibung, die im Roman durch die Kladde die Sichtweise Reschkes widerspiegelt, Alexandra begegnet 212 Mal. Ich verwende in Metasprache die polnische Schreibweise.

<sup>2</sup> Über xenolektale Kennzeichen der Rede Aleksandras vgl. Schwitalla/Tiittula (2009:109f.).

(7) "Dieser Anblick! Glauben Sie mir, Frau Piątkowska, ich begreife Ihre Empörung. Mir allerdings war nur Trauer möglich, die sich durch mittlerweile geschichtlich gewordene Tatsachen relativiert hat. Schließlich ist diese Barbarei zuallererst von uns begangen worden. Ganz zu schweigen von all den anderen unsäglichen Untaten ..." (S.25).

Diese Redepartie steht im Kontext von wohlgesetzter indirekter Rede:

(8) Bei seinem ersten Nachkriegsbesuch in Gdańsk – "Das war im Frühjahr '58, als ich an meiner Doktorarbeit saß" – habe er das Grab der Großeltern väterlicherseits auf den einst Vereinigten Friedhöfen besuchen wollen. Ja doch, schrecklich sei es gewesen, einen wüsten, wie vom Mutwillen heimgesuchten Ort vorzufinden (S.25).

Der Autor vermeidet, im Gegensatz zu Aleksandra, bewusst die direkte Rede, wenn sich Alexander emotional ausdrückt. Deshalb heißt es dann in einem metasprachlichen Kommentar:

(9) Das Paar schien gemacht für solche Gespräche. Er beherrschte den hohen Ton gehobener Sprache; sie konnte glaubhaft in Wut geraten (S.25).

Es ist nicht Alexander Reschke, der *den hohen Ton gehobener Sprache* beherrscht, sondern der Erzähler und der Autor, die den Professor der Kunstgeschichte nur im *hohen Ton gehobener Sprache* sprechen lassen. Deshalb äußert sich Aleksandra nach der ersten Liebesnacht in einem Brief:

(10) "Du hast mich gebumst ganz schön und möcht ich noch oft ..." (S.91).

Die Reaktion Aleksanders wird wiederum narrativ wiedergegeben:

(11) Reschke hingegen verkneift sich jede körperliche Anspielung, faßt aber ihre Liebe kostbar in erhabene Begriffe, als wolle er sie auf einen Sockel stellen (S.91).

Beispiel (10) zeigt noch etwas Weiteres: Xenolektalismen sind nicht nur phonologische, lexikalische und grammatische Interferenzphänomene, sondern manifestieren sich ziemlich oft in der Wahl einer inadäquaten Sprach- oder Stilschicht. Vulgäre oder obszöne Wörter werden häufig der Mündlichkeit zugerechnet. Der Erzähler begründet Aleksandras Wortwahl mit dem Zweitspracherwerb in einer Arbeits- und nicht in einer wissenschaftlichen Situation:

(12) In einer Briefpassage benutzt die Piątkowska einen Ausdruck, den sie als exportierte Vergolderin in Trier oder Köln aufgeschnappt haben muß (S.91).

Ein weiterer fundamentaler Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache liegt in den Planungsmöglichkeiten der sprachlichen Abläufe. Gesprochene Sprache ist situationsgebunden und entsteht daher aus der Situation heraus, ohne dass das Ende geplant werden kann. Geschriebene Sprache, also schriftlich konstituierte Texte, können detailliert geplant werden, vom Anfang bis zum Ende, Korrekturen und Ähnliches sind jederzeit möglich. Jederzeit kann eine 'verbesserte Neuauflage' erscheinen. Daher muss eine Analyse beziehungsweise Beschreibung von Dialogen in narrativer Literatur den narrativen Kontext, wie gezeigt, mit berücksichtigen, da ja die Gesprächspartien gewissermaßen aus der narrativen Umgebung erwachsen oder die narrative Umgebung um Dialoge oder Dialogpartien 'gebaut' wird. Gerade der Anfang der 'Unkenrufe' macht dies eindrucksvoll deutlich. Der erste Absatz des Romans lautet:

(13) Der Zufall stellte den Witwer neben die Witwe. Oder spielte kein Zufall mit, weil ihre Geschichte auf Allerseelen begann? Jedenfalls war die Witwe schon zur Stelle, als der Witwer anstieß, stolperte, doch nicht zu Fall kam (S.7).

Wir haben einen Textanfang *medias in res* vor uns: Alle drei Substantive des ersten Satzes sind mit dem bestimmten Artikel versehen, der bekanntlich auf Bekanntes verweist. Der Erzähler gibt vor, dass nicht nur *der Zufall*, sondern auch die beiden Figuren, die nicht mit Namen, sondern als soziale Rollen vorgestellt werden, bekannt sind. Das abstrakte Prinzip Zufall wird zudem als "handelnde[s] Wesen" (Schwitalla/Tiittula 2009:108) und somit als Agens eingeführt. Es war also nicht die Absicht einer Figur, sich der anderen zu nähern. Ganz sicher scheint sich der Erzähler über diese Tatsache aber nicht zu sein, denn im zweiten Satz stellt er eine Alternative zur Interpretation, eine Alternative, die den Sachverhalt des ersten Satzes mit Hilfe des Negationspronomens *kein* in Abrede stellt. Der Kausalsatz *weil ihre Geschichte auf Allerseelen begann* liefert eine epistemische Begründung für die Alternative. Der Beginn der *Geschichte auf Allerseelen* liefert also die Möglichkeit einer Alternative. Der dritte Satz versucht zu begründen, warum der erste Satz doch wahr sein wird. Der Konnektor *jedenfalls* deutet "die Gültigkeit einer Aussage gegenüber einer weitergehenden oder spezielleren Aussage" an, "deren Zutreffen aber nur als möglich angesehen wird" (Helbig 1994:173).

Die Begründung der Alternative mit *Allerseelen* mutet zunächst etwas merkwürdig an. Letztlich wird erst in der nachfolgenden Geschichte diese Begründung plausibel gemacht: *Allerseelen* ist in katholischen Gesellschaften ein Tag, an dem man Friedhöfe besucht und dafür Gräber schmückt. Mit *Allerseelen* ist zunächst das Thema Friedhof angesprochen, das ja in weiten Teilen die Handlung des Romans bestimmt. Dazu kommt noch ein weiterer Aspekt: In den nächsten Absätzen schildert der Roman, wie Aleksandra und Alexander bei einer Bäuerin Astern kaufen wollen. Alexander wählt bewusst Blumen in derselben Farbe wie Aleksandra.

(14) Dieser farbliche Gleichklang hat ihn närrisch gemacht: "Welch leise Übereinkunft! Wie ihr sind mir rostrote Astern, die still vor sich hinbrennen, besonders lieb ..." (S.9).

Das Zusammentreffen auf dem Markt ist, wenn wir *Allerseelen* berücksichtigen, kein Zufall mehr, sondern das Ergebnis eines von Anfang an vorhandenen *Gleichklangs* beziehungsweise einer *Übereinkunft*. Die Alternative, die als zweiter Satz des Romans formuliert worden ist, wird zwei Seiten später in Figurensprache, und zwar Alexanders, plausibel gemacht.

Im Darstellungssatz *Der Zufall stellte den Witwer neben die Witwe* spiegeln sich Inhalt und Ausdruck in dialektischer Weise: Der Satz beginnt mit dem Agens, Akkusativ- und Adverbialergänzung kommen wie die bezeichneten Personen in Kontaktstellung. Auf diese Weise fasst der erste Satz auch den Romaninhalt gewissermaßen *in nuce* vorausdeutend zusammen. Das räumliche Nebeneinander von *Witwe* und *Witwer* wird durch ein Stolpern des *Witwers* befördert. Auch wenn es etwas später heißt *Ins Stolpern hat ihn die Bürgersteigkante gebracht* (S.7), bleibt ungesagt, wo oder bei wem *der Witwer anstieß*. Es ist durchaus denkbar, dass auf diese Weise der erste, wenngleich flüchtige körperliche Kontakt von *Witwer* und *Witwe* angedeutet wird.

Das Blumenangebot der Bäuerin war nur noch *dritte Wahl* (S.8). Beiden, Aleksandra und Alexander, aber *reichte es zum Strauß*:

(15) Schon wollte sie ihre magere Auswahl in einen der Eimer stoßen, als das begann, was Handlung genannt wird: Der Witwer übergab der Witwe seine rostrote Beute. Er hielt hin, sie griff zu. Eine wortlose Übergabe. Nicht mehr rückgängig zu machen. Unlösbar brennende Astern. So fügte sich das Paar (S.9).

Mit anderen Worten, *wortlos*, ohne Sprache werden Witwe und Witwer zum *Paar*. Doch was Reschke mit einer Geste richtig gemacht und erreicht hatte, wird durch Sprache beinahe wieder zerstört:

(16) "Darf ich?" So begann das Gespräch. Der Witwer wollte nicht nur seine, er wollte auch ihre Astern, den nun einzigen Strauß, bezahlen und zog Scheine aus der Brieftasche, unsicher angesichts der an Nullen so reichen Währung. Da sagte die Witwe mit Akzent: "Nichts dürfen Sie." (S.10f.).

Was nun beginnt ist ein Gespräch. Reschke kommt allerdings sofort 'zum Punkt'; das heißt ohne "Eröffnungsphase", in der die Kommunikatoren ihre "Vorstellungen hinsichtlich der Gesprächssituation [...] koordinieren" (Brinker/Sager 2006:99) und ihre Kommunikationsbereitschaft bekunden. Dies wäre auch in diesem Fall nur schwer möglich. Alexander Reschke scheint schon vom Gefühl der Übereinstimmung so befangen zu sein, dass er glaubt, *medias in res* gehen zu können. Während er zu Beginn der Geschichte körperlich stolpert, kommt er jetzt kommunikativ ins Straucheln, die erstrebte Kontaktaufnahme steht kurz vor dem Scheitern. Aleksandra akzeptiert – wortlos – das Blumengeschenk, die elliptisch formulierte und daher auch missverständliche Frage *Darf ich?*, die mit Hilfe von Geldscheinen disambiguert werden soll, versteht sie als Verletzung ihres 'Gesichts' (zum Face-Konzept vergleiche Schwitalla 1996:282ff.). Sie antwortet *Nichts dürfen Sie*. Während er seine Frage elliptisch formuliert und hofft, dass die Situation die nicht realisierten Positionen besetzt, setzt sie das Negationspronomen auf die Stelle des Objekts zu *dürfen*; *nichts* steht dabei in 'affektisch-emphatischer Spitzenstellung', die die rhetorisch orientierte Grammatikographie auch 'Ausdrucksstelle' (vergleiche Erben 1972:270) genannt hat. Durch die Serialisierung reagiert also Aleksandra ausgesprochen emotional-ablehnend.

Der Erzähler verwendet für die Reaktion Aleksandras das 'einfache' Verb *dicendi sagte*, das mit der Adverbialangabe *mit Akzent* metasprachlich kommentiert wird. Wiederum ist eine Aussage nicht eindeutig: *mit Akzent* kann auf die Emphase der Sprecherin verweisen oder auf deren xenolektal geprägte Aussprache des Deutschen. Der Absatz nach der Äußerung der Witwe lässt ebenfalls beide Interpretationen zu:

(17) Mag sein, daß ihr Gebrauch der fremden Sprache dem Verbot zusätzliche Schärfe beimischte, und hätte nicht eine sogleich drangeknüpfte Bemerkung: "Nun ist schöner Strauß doch noch geworden", das eigentliche Gespräch eröffnet, wäre die zufällige Begegnung zwischen Witwer und Witwe mit dem Kursverfall des *Złoty* zu vergleichen gewesen (S.11).

Aleksandra fügt *sogleich* eine versöhnliche *Bemerkung* an. Es fällt auf, dass diese Äußerung im Gegensatz zur vorausgehenden Ablehnung deutlich, sowohl was die Serialisierung als auch den Artikelgebrauch betrifft, xenolektal geprägt ist. Noch einmal kommt das Geld, die polnische Währung, zur Sprache, das hier als Vergleich für die Gefahr dient, dass es doch der *Zufall* und nicht eine vorbestimmte Übereinstimmung war, die zum Paar geführt hat.

Schwitalla/Tiittula (2009:113) charakterisieren die *Unkenrufe* als einen Roman, in dem es "nur wenige durchgängige, das heißt nicht durch Kommentare des Erzählers unterbrochene Dialoge" gibt. Grass gilt ihnen als ein Autor, der "eine starke Trennung zwischen Erzählerrede und Figurenrede" macht.

Dieser Stilzug zumindest in den *Unkenrufen* ist darauf zurückzuführen, dass Grass sich in diesem Werk hauptsächlich als erzählender und nicht als dramatischer Autor präsentiert. Dialoge sind primär in der "dramatische[n] Sprechsituation" (Pfister 1997:19) 'beheimatet', das heißt, dass es die kommunikative Instanz des Erzählers nicht gibt, sondern dass der Rezipient direkt auf die Figuren trifft, während in der "narrativen Sprechsituation" der Erzähler zwischen Autor und Rezipient vermittelt. Wir haben gesehen, dass für den Autor Grass der Erzähler, der Redaktor der Kladde die eigentliche Hauptfigur ist, deren wichtigste Aufgabe darin besteht, die Geschichte zu rekonstruieren und/oder Alternativen plausibel zu machen und abzuwägen. Deshalb sind die "Kommentare des Erzählers" zwischen den knappen Dialogpartien wichtiger Teil der Erzählung, während die direkten Reden diese "Kommentare" nur zu bestätigen scheinen. Oft hat man den Eindruck, dass man sie weglassen könnte, nicht aber die Erzählerpartien dazwischen.

Auch dem Erzähler und Alexander Reschke, der ja als Autor der Kladde ebenfalls ein Erzähler ist, dürfte aufgefallen sein, dass im ersten Gespräch die Eröffnungsphase gefehlt hat. Diese soll nachgeholt werden, was nicht auf dem Marktplatz, sondern nur auf einem Friedhof vor sich gehen kann:

(18) Und dann – kaum standen sie unter Bäumen und zwischen überwucherten Einzel- und Doppelgräbern – stellte sich der Witwer förmlich der Witwe vor: "Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen, natürlich viel zu spät, bekannt mache: Alexander Reschke mein Name."

Ihr Lachen brauchte Zeit und muß auf ihn, zumal zwischen Grabreihen, deplaziert gewirkt haben, erklärte sich aber, als nun sie, immer noch lachend, gleichzog: "Alexandra Piątkowska."

In Reschkes Kladde ist mit dieser Eintragung die Fügung besiegt. Was hilft es, wenn seinem nur berichtenden Mitschüler – man wird uns als Untertertianer in eine Schulbank gezwängt haben – dieser Gleichklang zu stimmig ist, passend allenfalls für ein Singspiel nach berühmtem Vorbild, geeignet für Märchenfiguren, doch nicht für dieses vom Zufall verkuppelte Paar (S.21).

Der Erzähler ist mit diesem Gang der Geschichte nicht einverstanden, doch diesmal hat er keine Alternative zur Verfügung.

## Primärtext

Grass, Günter (1994): *Unkenrufe*. München: dtv.

## Literatur

Brinker, Klaus / Sager, Sven F. (2006): Linguistische Gesprächsanalyse. Berlin: Erich Schmidt.

Erben, Johannes (1972): Deutsche Grammatik. Ein Abriß. München: Hueber.

Helbig, Gerhard (1994): Lexikon deutscher Partikeln. Leipzig / Berlin / München / Wien / Zürich / New York: Langenscheidt.

Henne, Helmut / Rehbock, Helmut (2001): Einführung in die Gesprächsanalyse. Berlin / New York: de Bruyter.

Pfister, Manfred (1997): Das Drama. München: Fink.

Radisch, Iris (1992): Der Tod und ein Meister aus Danzig. In: Die Zeit 08.05.1992.

Schwitalla, Johannes (1996): Beziehungsdynamik. In: Kallmeyer, Werner (Hg.), Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Tübingen: Gunter Narr, 279-349.

Schwitalla, Johannes / Tiittula, Liisa (2009): Mündlichkeit in literarischen Erzählungen. Sprach- und Dialoggestaltung in modernen deutschen und finnischen Romanen und deren Erzählungen. Tübingen: Stauffenburg.

## **IV. Wandel**

**Hört sich besser an und Keine Ahnung, was dahinter steckt.  
Anglizismen in Berufsbezeichnungen**

**Irmgard Elter**

**1. Einführung**

Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen zu Anglizismen in Berufsbezeichnungen ist ein großes Plakat in der Innenstadt von Würzburg (vergleiche Abbildung 1), mit dem ein Bekleidungsgeschäft für junge Mode Arbeitskräfte für eine neue Filiale sucht. Für einen neuen *Store* in der unterfränkischen Stadt sucht das Unternehmen s.Oliver weibliche beziehungsweise männliche *Storemanager*, *Assistant Storemanager*, *Floormanager*, *Visual Store Merchandiser*, *Outfitberater* und *Aushilfen*.



Abbildung 1

Vor 40 Jahren wurde die erste Sir Oliver Boutique in Würzburg gegründet. Inzwischen ist s.Oliver ein weltweit tätiges Unternehmen. In einer Pressemitteilung vom 12.10.2009 teilt das Unternehmen mit:

Im Jubiläumsjahr möchten wir mit diesem neuen Flagshipstore der Welt zeigen, wo unsere Heimat ist. In Würzburg fing alles 1969 mit einer kleinen Herrenboutique an. Heute können wir mit Stolz sagen, wir sind eines der erfolgreichsten Mode- und Lifestyleunternehmen Europas.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Pressemitteilung s.Oliver, 12.10.09, <<http://www.soliver.com/company/press/archive.html>> (November 2009).

Es soll im Folgenden nicht weiter auf das Unternehmen s.Oliver eingegangen werden. Es steht hier lediglich stellvertretend für eine bestimmte Unternehmens- und Sprachentwicklung im deutschsprachigen Raum der letzten 40 Jahre: von der *Boutique* zum *Store* beziehungsweise *Flagshipstore*.

Ziel dieser Arbeit ist eine Analyse englischer Berufsbezeichnungen in deutschen Stellenausschreibungen, ausgehend von der oben angeführten Anzeige. Nach einem kurzen Überblick über die kontroverse Anglizismendiskussion in Deutschland und den Wandel von Berufsbezeichnungen werden die Gründe für die Verwendung von Anglizismen in Berufsbezeichnungen analysiert. Da sich die Stellenanzeige von s.Oliver, die Ausgangspunkt dieser Untersuchung ist, gezielt an junge Menschen richtet, wird in einem weiteren zentralen Punkt die Einstellung Jugendlicher zu Anglizismen in Berufsbezeichnungen untersucht. Verschiedene Umfragen unter Jugendlichen (Bundesinstitut für Berufsbildung, Forsa, Alleenbach) werden durch eine eigene Erhebung am Städtischen Berufsbildungszentrum für kaufmännische, hauswirtschaftliche und soziale Berufe in Würzburg ergänzt.

## 2. Kontroverse Diskussion über Anglizismen im Deutschen

Seit dem 17. Jahrhundert wird in Deutschland über die Rolle von Wörtern aus anderen Sprachen diskutiert. Bis zum 19. Jahrhundert richtete sich die Kritik vor allem gegen die Übernahme aus dem Französischen, im 20. Jahrhundert zunächst gegen das britische und seit dem Zweiten Weltkrieg gegen das amerikanische Englisch. Der öffentliche Diskurs über die angloamerikanischen Entlehnungen ist eine Reaktion auf die Zunahme von Wörtern und Wendungen aus diesem Sprachraum. Besonders seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts lässt sich in den deutschsprachigen Ländern ein kontinuierlich steigender Zustrom von Anglizismen<sup>2</sup> beobachten, der sich in den neunziger Jahren noch einmal intensiviert hat (vergleiche Busse 2008:39f.). Als Grund dafür kann die "wirtschaftliche, technologische, militärische und kulturelle Dominanz der Vereinigten Staaten und des angelsächsischen Sprachraums insgesamt" (Muhr 2004:9) angesehen werden. Englisch gilt inzwischen als universelle Verkehrssprache, als *lingua franca* und als sprachlicher Motor der Globalisierung (vergleiche Haarmann 2002:153).

Viele Sprachteilhaber sehen in der starken Zunahme von Anglizismen eine Bedrohung der deutschen Sprache. Die wichtigsten Gründe für eine ablehnende Haltung gegenüber Entlehnungen aus dem englischen Sprachraum hat Hoberg (2002:172f.) auf der Grundlage von Zuschriften an die "Gesellschaft für deutsche Sprache" und an andere Institutionen analysiert:

1. Anglizismen sind überflüssig, es gibt genug deutsche Wörter;
2. Die Verständigung wird durch Anglizismen erschwert;
3. Anglizismengebrauch ist häufig nichts weiter als Angeberei und Imponiergehabe;

---

<sup>2</sup> Auch wenn die Beeinflussung der deutschen Sprache in jüngster Zeit vor allem durch das amerikanische Englisch geschieht, wird der Begriff Anglizismus hier als Oberbegriff für alle sprachlichen Phänomene aus dem angloamerikanischen Raum verwendet.

#### 4. Die Deutschen flüchten aus ihrer Sprache, weil sie – vor allem wegen des Nationalsozialismus – Probleme mit ihrer Identität haben.

Nach Hoberg ist der erste Punkt unzutreffend, da es in Sprachen keine völlig überflüssigen Wörter gibt. Die zweite und vierte Behauptung sind seiner Meinung nach nicht verifizierte Pauschalthesen. Zum einen können vor allem auch neue deutsche Wörter, die aus der Fachsprache in die Gemeinsprache gelangen, eine Verständigung behindern und zum andern beeinflusst das Englische auch andere Sprachen, unter anderem besonders stark das Schweizer Deutsch, für das der vierte Punkt sicher nicht zutrifft. Der einzige Punkt, dem Hoberg zustimmt, ist die Behauptung, dass Anglizismen verwendet werden, um sich wichtig zu tun und *in* zu sein, was seiner Meinung nach jedoch auch mit deutschen Wörtern geschehen kann.

Sprachwissenschaftler und Sprachkritiker stellen sich regelmäßig die Frage, ob durch die steigende Zahl von Anglizismen der lexikalische Bestand und die syntaktische Struktur des Deutschen gefährdet sind. Linguisten<sup>3</sup> sind in der Regel der Meinung, dass das nicht der Fall ist, da die Mehrzahl der Anglizismen auf einige kommunikative Bereiche und vor allem auf einige Fachsprachen wie die der Informationstechnologie, der Wirtschaft, der Werbung und der Freizeitindustrie beschränkt sind. Das bedeutet aber "keine Auflösung deutscher Sprachstrukturen, sondern eine Profilierung funktionaler Varianten" (Haarmann 2002:155). Es handelt sich hier um "Modeerscheinungen, die sich nach politischer und wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Kräftelage im Sprachengefüge richten und sich auch wieder ändern können" (Kettemann 2004:106). Auch wenn die Präsenz von Anglizismen in einigen Bereichen und Sachgebieten stark zugenommen hat, verweisen Sprachwissenschaftler darauf, dass im Vergleich zum geschätzten Allgemeinwortschatz des Deutschen von 500.000 Wörtern "die Zahl von zirka 5.000 im gegenwärtigen Deutschen verwendeten Anglizismen scheinbar im Widerspruch zum Grad der Aufregung und vermeintlichen Bedrohung, die daraus erwächst" (Busse 2008:61) steht.<sup>4</sup>

Wichtigster Vertreter der Anglizismenkritik ist der "Verein Deutsche Sprache" (VDS), der 1997 gegründet wurde und mit weltweit rund 30.000 Mitgliedern<sup>5</sup> der größte Verein zur Förderung der deutschen Sprache ist. In Paragraph 2 seiner Satzung erläutert der VDS seinen Zweck folgendermaßen:

Der Verein verfolgt das Ziel, die deutsche Sprache als eigenständige Kultursprache zu erhalten und zu fördern. Er widersetzt sich insbesondere der fortschreitenden Anglisierung des Deutschen und der Verdrängung der deutschen Sprache aus immer mehr Bereichen des modernen Lebens.<sup>6</sup>

Ein Beispiel für eine fortgeschrittene Anglisierung des Deutschen stellt für Anglizismengegner die zunehmende Anzahl von englischen Berufsbezeichnungen dar.

<sup>3</sup> Vergleiche die in den letzten Jahren veröffentlichten Beiträge in verschiedenen Sammelbänden zur Anglizismendiskussion (Moraldo 2008; Muhr/Kettemann 2004; Hoberg 2002).

<sup>4</sup> Der Verein Deutsche Sprache spricht von 7.200 Anglizismen, die im Anglizismenindex aufgelistet werden (vgl. <http://www.vds-ev.de/anglizismenindex/>, Stand Dezember 2009).

<sup>5</sup> Stand Dezember 2009; vergleiche <<http://www.vds-ev.de/verein/>>.

<sup>6</sup> <http://vds-ev.de/verein/satzung.php>.

### 3. Berufsbezeichnungen im Wandel der Zeit

Bevor der Einfluss des Englischen auf Berufsbezeichnungen näher erläutert wird, soll kurz auf generelle Veränderungen bei Berufsbezeichnungen eingegangen werden.

Die Namen für Berufe haben sich im Lauf der Geschichte oftmals geändert. Einige Bezeichnungen sind verschwunden (wie zum Beispiel *Knecht*, *Kammerjungfrau*, *Mundschenk*), andere wurden durch neue, aufwertende Lexeme ersetzt (wie zum Beispiel *Raumpfleger/in* für *Putzfrau* und *Medizinisch Technische Assistent/-in* für *Arzthelfer/-in*), ohne dass sich die ausgeübte Tätigkeit nennenswert verändert hätte; wieder andere wurden durch Hinzufügen beziehungsweise Zusammenlegen neuer Tätigkeitsbereiche erweitert, wie die Bezeichnung *Fachangestellte/-r für Medien- und Informationsdienste* für *Assistent/-in an Bibliotheken*. Die soziale Aufwertung von Berufen und anderen Personenstandsbegriffen mit geringem Sozialprestige und der Trend zu mehr Komposita statt Ableitungen mit abstrakten Bereichs- statt Tätigkeitsbezeichnungen ist eine typische Erscheinung des 20. Jahrhunderts (vergleiche von Polenz 1999:380).

Gründe für eine Veränderung der Berufsbezeichnungen und damit zum Teil auch für den Verlust ihrer Aussagekraft und Allgemeinverständlichkeit sehen Dostal/Stoß/Troll (1998:443) vor allem in

- der weiteren Spezialisierung, in der sich Teilaufgaben und -tätigkeiten aus traditionellen Berufen herausgelöst haben und in neu zugeschnittenen Berufen auftreten,
- neuen "synthetischen" Berufsbezeichnungen, die nicht mehr zur Alltagssprache werden und nur unter Eingeweihten verständlich sind,
- der Zusammenfassung von Berufsinhalten früher getrennter Berufe in neuen sogenannten "Hybridberufen",
- der zunehmenden Benennung von Berufen nach dominanten extrafunktionalen Berufselementen, die sich in traditionellen Berufsbegriffen nicht ausdrücken lassen (beispielsweise *Manager*, *Berater*),
- der "Berufskosmetik", die dazu genutzt wurde, Berufe schlechten Images durch neue Benennungen aufzuwerten, was vor allem durch Berufsverbände und Stellenanbieter erfolgte,
- der Zersplitterung der beruflichen Bildungsangebote, in denen sich die in Konkurrenz zueinander stehenden Anbieter zunehmend neuer Berufsbegriffe bedienen, um die Besonderheit ihrer Angebote auf dem Markt zu demonstrieren,
- der Übernahme von Benennungen aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum, sowohl bei Fachberufen (beispielsweise *Layouter* oder *Help-Desk-Operator*) als auch bei Aufstiegsberufen (beispielsweise *District-Manager* oder *Art-Director*).

#### 4. Englische Berufsbezeichnungen in Stellenanzeigen

Aus anderen Sprachen wurden schon immer Berufsbezeichnungen entlehnt, entweder um einer neuen Tätigkeit einen neuen Namen zu geben (*Sommelier* für den mittelalterlichen *Mundschenk*), oder um diese semantisch aufzuwerten (vom *Haarschneider* über den *Friseur* zum *Coiffeur*). Seit den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts kann man jedoch einen neuen Trend in den Stellenausschreibungen beobachten: Es gibt immer mehr Berufs- und Tätigkeitsbezeichnungen, die aus dem angloamerikanischen Sprachraum ins Deutsche übernommen werden und viele Firmen schalten ihre Stellenanzeigen oft ganz auf Englisch.

Hans-Werner Sauer hat im Jahr 1999 die Stellenanzeigen der Süddeutschen Zeitung, der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der Welt und der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung nach fremdsprachlichen Elementen untersucht (etwa 7.400 ausgewertete Inserate). Bei den überregionalen Tageszeitungen enthielt jede dritte Berufsbezeichnung englische Sprachanteile und jede zehnte Berufsbezeichnung wurde ganz in englischer Sprache angegeben. In der regionalen Zeitung war der Anteil etwa halb so groß. Besonders hoch war die Anzahl der Anglizismen in den Bereichen EDV-/Computerberufe und technische Berufe, während in den Bereichen medizinische/soziale und gewerbliche Berufe der Prozentsatz eher niedrig ausfiel (Sauer 2000:61). Ein ähnliches Ergebnis ist für die Schweiz belegt, in der sich von 1990 bis 2000 die Zahl der Anglizismen in Stelleninseraten mehr als verdreifacht hat (vergleiche Rauser 2005:16).

Englische Berufs- und Tätigkeitsbezeichnungen waren 2001 auch Thema einer großen Anfrage der CDU/CSU-Fraktion beim Deutschen Bundestag. In Bezug auf die Frage 67 (Deutscher Bundestag 2001a:8) sieht die Bundesregierung jedoch keinen Grund zum Handeln, da

Die Verwendung fremdsprachiger Begriffe und Ausführungen in Waren- und Dienstleistungsbeschreibungen und in der Werbung [...] zunächst ein Element der absatzorientierten kommerziellen Kommunikation des Unternehmers und grundsätzlich dessen unternehmerischer Freiheit zuzuordnen" ist (Deutscher Bundestag 2001b:51).

#### 5. Gründe für die Verwendung von Anglizismen in Stellenanzeigen

Der wichtigste Grund für die Verwendung von Anglizismen in Stellenanzeigen ist wohl die so genannte "Berufskosmetik" (Keller 2004:9):

Eine Sprache dient uns nicht nur zum Kommunizieren, sie dient auch zum Imponieren. [...] Imponierverhalten ist ein integraler Bestandteil menschlichen Verhaltensrepertoires, und der Gebrauch fremdsprachlicher Ausdrücke zur Dokumentation der eigenen Vorzüglichkeit hat eine lange Tradition. Nur die Quellsprache ändert sich von Zeit zu Zeit.

Englische Bezeichnungen klingen oft bedeutender, sie verschleiern die Tätigkeit und wirken deshalb oft interessanter. Wie oben (Punkt 3) schon erwähnt, versuchen Unternehmer und Stellenanbieter das Image von Berufen durch neue Benennungen aufzubessern. Diese Umbenennung geschieht zwar auch durch deutsche Bezeichnungen (*Raumpflegerin* für *Putzfrau*, *Fleischfachmann* für *Metzger*, *Informationselektroniker* für *Radio- und Fernsehtechniker* usw.), aber vor allem

durch Anglizismen können eher unattraktive Berufe aufgewertet werden. Mit der neuen Bezeichnung *Medienkaufmann/-frau Digital und Print* hat sich zum Beispiel die Bewerberzahl im ehemaligen Ausbildungsberuf *Verlagskaufmann/-frau* verdoppelt (vergleiche Eberhard/Scholz/Ulrich 2009:12). Und auch der neue Beruf *Gestalter/-in für visuelles Marketing* hat im Vergleich zur früheren Bezeichnung *Schauwerbegestalter/-in* ein höheres Prestige. "Bei den Jugendlichen herrschte die Überzeugung vor, dass Gestalter/-innen für visuelles Marketing gebildeter und insgesamt angesehener Berufstätige sind als Schauwerbegestalter/-innen" (ebenda). In Bezug auf die Stellenanzeige von s.Oliver klingen die englischen Berufsbezeichnungen *Storemanager*, *Assistent Storemanager*, *Floormanager*, *Visual Store Merchandiser*, *Outfitberater/-in* für das jugendliche Klientel der Modekette einfach weniger hausbacken und bieder als die entsprechenden deutschen Bezeichnungen (*Geschäftsleiter/-in*, *Abteilungsleiter/-in*, *Dekorateur/-in*, *Verkäufer/-in*) und verschleiern zum Teil auch die Tatsache einer Tätigkeit, die weniger prestigereich ist. Unternehmen und Personalberater übernehmen englische Bezeichnungen gerne (Rauser 2005:17),

denn Englisch steht für Jugendlichkeit und Dynamik. Und Englisch hat in der Geschäftswelt ein höheres Prestige. Das heißt im Klartext: Anglizismen unterstreichen die globale und innovative Ausrichtung eines Unternehmens und seiner Mitarbeiter. Sprache ist ein Instrument der Unternehmensführung und des Marketings.

Besonders deutlich wird die semantische Aufwertung bei der Berufsbezeichnung *Manager*. In vielen Bereichen steht dieser Titel als Synonym für eine Tätigkeit mit herausragenden Fähigkeiten und einer besonderen Machtstellung in einem Unternehmen. Durch diese positive Bedeutungserweiterung können Berufe mit einem relativ geringen sozialen Prestige aufgewertet werden, wie zum Beispiel der *Assistent Storemanager* aus der Stellenanzeige von s.Oliver oder die englischen Berufsbezeichnungen *Cashier Account Manager* oder *Key Account Manager* für den eher unattraktiven Beruf der *Kassierer/-innen*. "Die neuen Berufsbezeichnungen sorgen für Glanz auf der Visitenkarte" (Otto, 4.3.1999).

Auch Unternehmen können durch die Verwendung von Anglizismen, die als modern und fortschrittlich gelten, ihr Image in Stellenausschreibungen verbessern und so ihre Modernität unterstreichen. Die oben abgebildete Stellenausschreibung von s.Oliver ist eben nicht nur eine Stellenausschreibung, sondern dient auch der Selbstdarstellung und signalisiert durch die Wahl der Berufsbezeichnungen, dass es sich nicht mehr um eine 'Herrenboutique' wie vor 40 Jahren, sondern um ein international tätiges Unternehmen, um einen *Store* handelt.

Ein weiterer Grund für englische Berufsbezeichnungen ist, dass viele Bezeichnungen direkt aus den USA mit einer Verspätung von bis zu fünf Jahren importiert werden (vergleiche Otto 1999). In international organisierten Unternehmen setzen sich dann auch internationale Tätigkeitsbezeichnungen durch. Besonders in der Fachsprache gibt es eine semantische Differenz zwischen englischen Bezeichnungen und ihrer deutschen Übersetzung (Prazak, 4.12.1999):

Vor allem Funktionen im Informationstechnologie-Bereich werden meist im englischen Original bezeichnet. Die Gründe: Eine passende deutsche Übersetzung fehlt oft noch, der IT-Fachjargon bedient sich durchgehend englischer Begriffe und außerdem sollen auch Bewerber angesprochen werden, deren Muttersprache nicht deutsch ist.

## 6. Einstellung Jugendlicher zu Anglizismen in Berufsbezeichnungen

Von 2003 bis 2004 hat das Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB) in Kooperation mit dem Psychologischen Institut der Universität Bonn eine Untersuchung über die Rolle von Berufsbezeichnungen im Zusammenhang mit der Berufswahl Jugendlicher durchgeführt.<sup>7</sup> In diesem Zusammenhang wurde unter anderem deutlich, dass Berufsbezeichnungen im Berufswahlprozess drei Funktionen erfüllen (vgl. Ulrich/Krewerth/Eberhard 2005:7). Sie üben erstens eine Signalfunktion aus, denn wenn die Anforderungen des Berufs den jeweiligen Interessen und Fähigkeiten entsprechen, wird der Beruf in die engere Wahl gezogen. Zweitens haben Berufsbezeichnungen eine Selektionsfunktion. Sie werden als Filter benutzt und Berufe, deren Namen unattraktiv oder nicht vertraut klingen, werden oft schon im Vorfeld ausgeschlossen. Schließlich haben sie eine Selbstdarstellungsfunktion. Es werden also bevorzugt Berufe gewählt, die im sozialen Kontext als prestigereich angesehen werden und auf einen intelligenten Berufsinhaber schließen lassen, sie fungieren also gleichsam als "Visitenkarte".

Interessant ist, dass die Jugendlichen in der gleichen Studie dem Gebrauch englischer Berufsbezeichnungen eher ablehnend gegenüberstehen. Nur 18 Prozent der weiblichen und neun Prozent der männlichen Jugendlichen finden englische Berufsbezeichnungen (zum Beispiel *Sales Manager* anstelle von *Verkaufsleiter*) attraktiver als die deutschen. Gegen den Gebrauch englischer Bezeichnungen führen die Jugendlichen folgende Argumente an: Sie "wirken fremd, verwirren und tragen eher zur Verunsicherung bei; [...] die in Englisch formulierten Bezeichnungen klingen wichtigerisch, anbiedernd und wirken deshalb eher platt und albern" (Ulrich/Eberhard/Krewerth 2004). Ein Grund für die ablehnende Haltung der Jugendlichen könnte die Auswahl der Berufsbezeichnungen (*Sales Manager* / *Verkaufsleiter*) in der Umfrage sein, denn die deutsche Bezeichnung klingt auf der einen Seite vertraut und durch die Tätigkeitsbezeichnung *Leiter* auch prestigereich.

Generell sind Jugendliche Anglizismen gegenüber aufgeschlossen, wie zwei Umfragen aus dem Jahr 2008 zeigen. Die Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen Forsa hat im Auftrag von CASIO Europe GmbH im Januar 2008 1.007 Menschen im Alter zwischen 14 und 65 Jahren befragt, wie häufig sie englische Begriffe verwenden, wenn sie Deutsch sprechen und wie sie die Verwendung von Anglizismen beurteilen. Nur jeder siebte Befragte gibt an, ganz auf englische Ausdrücke zu verzichten, allerdings spielt das Alter eine wichtige Rolle, denn "während 49 Prozent der 14- bis 25-Jährigen sehr häufig auf englische Begriffe zurückgreifen, sind es bei den 56- bis 65-Jährigen nur vier Prozent" (Forsa 2008:2). Trotz der relativ häufigen Verwendung von Anglizismen stehen die Befragten der Verwendung von englischen Begriffen in den Bereichen Werbung, Jugendsprache und Alltagssprache relativ kritisch gegenüber. Am ehesten werden Anglizismen in der Jugendsprache akzeptiert: 36 Prozent aller Befragten und 15 Prozent der 14- bis 25-Jährigen finden englische Begriffe hier störend (vergleiche Forsa 2008, Tabellenband:4). Jeweils jeden zweiten Befragten stört dagegen die Verwendung von Anglizismen in der Werbung und in der Alltagssprache. In Bezug auf die Alltagssprache ist allerdings der Unterschied zwischen den Generatio-

<sup>7</sup> Befragt wurden rund 2.400 Jugendliche, die im Jahr 2004 bei der Bundesagentur für Arbeit als Ausbildungspflichtbewerber gemeldet waren.

nen besonders deutlich, denn 50 Prozent der 14- bis 25-Jährigen ist es in diesem Bereich egal, ob englische oder deutsche Wörter verwendet werden, 30 Prozent finden das gut und nur 20 Prozent stören sich daran (vergleiche Forsa 2008, Tabellenband:5).

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt eine Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Sprache und in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Sprachrat. Im April 2008 wurden 1.820 bevölkerungsrepräsentativ ausgewählte Personen ab 16 Jahre zum Thema 'Deutsche Sprache' befragt (Hoberg/Eichhoff-Cyrus/Schulz 2008). Ein Aspekt der Umfrage waren Anglizismen in der Alltagssprache.

Auf die Frage "Für viele Dinge des Alltags werden heutzutage immer häufiger englische Ausdrücke verwendet, wie zum Beispiel 'Kids', 'Event', 'Meeting' oder 'E-Mail'. Wie ist Ihre Meinung dazu: stört Sie das, oder stört Sie das nicht?" ist das Verhältnis zwischen Befürworter und Gegner von Anglizismen in der Alltagssprache, wenn man alle Befragten in Betracht zieht, ziemlich ausgeglichen (nein: 40 Prozent, ja: 39 Prozent, unterschiedlich: 17 Prozent, egal: 4 Prozent). Anders bei den 16- bis 29-Jährigen: hier finden nur 15 Prozent Anglizismen störend (vergleiche Tabelle 1).

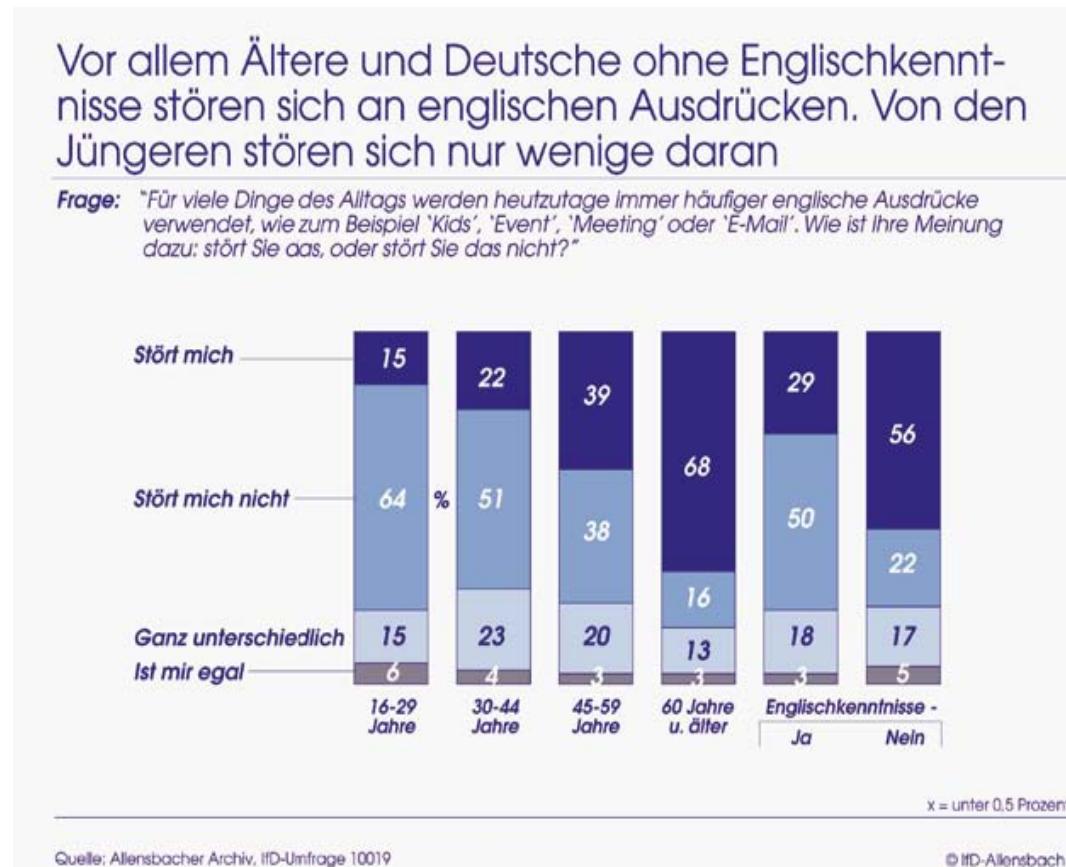


Tabelle 1 (Hoberg/Eichhoff-Cyrus/Schulz 2008:38)

Die Verwendung englischer Wörter stört junge Deutsche ganz überwiegend nicht. Seltener als Ältere bedauern sie die Verdrängung der deutschen Sprache, urteilen dagegen häufiger, dass dies die Verständigung mit dem Ausland erleichtert oder die deutsche Sprache moderner, internationaler macht. 19 Prozent der Bevölkerung sind der Ansicht, dass man mit englischen Wörtern oft besser ausdrücken kann, was man eigentlich sagen will (Hoberg/Eichhoff-Cyrus/Schulz 2008:5).

Ausgehend von der Stellenanzeige von s.Oliver wurde im Dezember 2009 eine Umfrage am Städtischen Berufsbildungszentrum für kaufmännische, hauswirtschaftliche und soziale Berufe (Klara Oppenheimer Schule) in Würzburg durchgeführt. 75 Schüler und Schülerinnen im Alter von 16 bis 25 Jahren der 10. und 11. Klasse des Fachbereichs für Einzelhandel, also mögliche Interessenten der Anzeige von s.Oliver, wurden zu Anglizismen in Stellenanzeigen befragt (vergleiche Fragebogen im Anhang). In einem ersten Teil wurde eine allgemeine Einstellung der Auszubildenden zu englischen Berufsbezeichnungen ermittelt. Die Fragen zwei und drei zielten auf die Kenntnis englischer Berufsbezeichnungen und möglicher Bedeutungsunterschiede gegenüber den entsprechenden deutschen Bezeichnungen.

Unter den Jugendlichen gab es keine eindeutige Ablehnung oder Befürwortung von Anglizismen. Mehr als der Hälfte der Auszubildenden (41) ist es egal, dass es in Stellenanzeigen immer häufiger englische Berufsbezeichnungen gibt. Die Befürworter und Gegner (je 17) halten sich dagegen die Waage (vergleiche Tab.2).

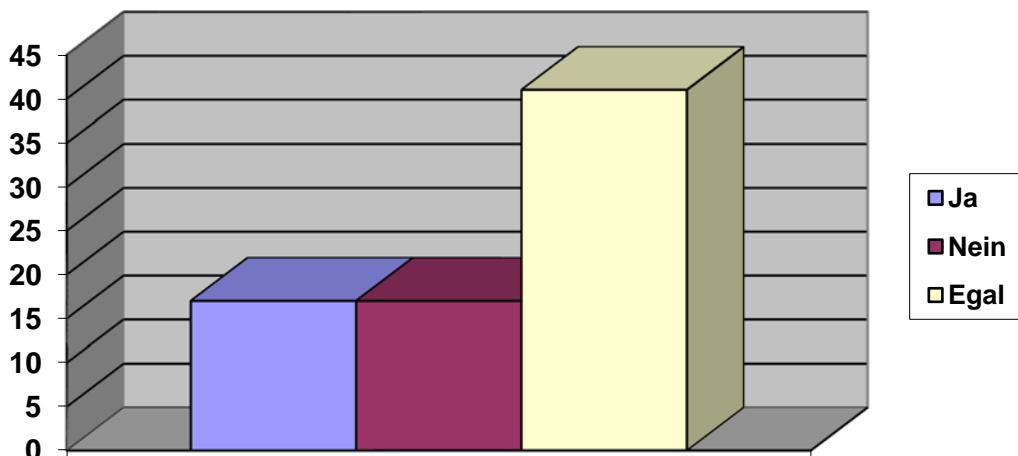


Tabelle 2

Die Jugendlichen gaben als Gründe für eine Befürwortung von Anglizismen vor allem die internationale Bedeutung der englischen Sprache an: "International bekannt"; "weltweit gleiche Bezeichnung"; "Allgemeinbildung: Englisch wird immer wichtiger für die Gesellschaft"; "weil vieles übernommen wird"; "dass man auch weiß, wie die Berufe in Englisch heißen"; "englische Kenntnisse immer wichtiger"; "Sprache entwickeln, lernen"; "mehr Vielfalt"; "so kann man sich anpassen".

Auch die so genannte "Berufskosmetik" spielt eine Rolle bei der positiven Bewertung von Anglizismen: "Hört und sieht sich besser an", "hört sich wesentlich besser an".

Die Auszubildenden, die Anglizismen nicht gut finden, verweisen vor allem auf Verständnisprobleme und Sprachschwierigkeiten: "Weil, keine Ahnung was dahinter steckt"; "Sprachschwierigkeiten"; "weil man es net versteht"; "weil nicht jeder Englisch kann (alle Begriffe kennt)"; "Verständnisprobleme"; "viele Begriffe werden falsch verwendet, die deutsche Sprache verwässert"; "es können Missverständnisse auftauchen"; "wir sind hier in Deutschland".

Obwohl die Auszubildenden mit den Berufsbezeichnungen in ihrem Fachbereich (Einzelhandel) vertraut sein müssten, kannten viele Jugendliche die Bedeutung der englischen Berufsbezeichnungen nicht. Nur der Titel *Outfitberater/-in* war fast allen Jugendlichen bekannt (96 Prozent). 80 Prozent der Befragten wussten, was ein *Storemanager* ist, aber weniger als die Hälfte kannte die Bedeutung von *Floormanager* (34 Prozent) und *Visual Store Merchandiser* (39 Prozent).

Auf die Frage, ob es bei den einzelnen Berufen einen Unterschied zwischen der englischen und der deutschen Bezeichnung gibt, äußerten sich die Jugendlichen vor allem zu den beiden englischen Berufsbezeichnungen, die ihnen am bekanntesten sind (*Storemanager* und *Outfitberater/-in*). Im Gegensatz zu *Verkäufer/-in* wird *Outfitberater/-in* stärker mit Mode in Verbindung gebracht. Über die reale Tätigkeit gehen die Meinungen der Auszubildenden allerdings auseinander:

- "Verkäufer können fachkundig beraten, Outfitberater sind meist unerfahrene Aushilfen";
- "Outfitberater: im Gegensatz zu Verkäufer auf detaillierte Beratung geschult";
- "Verkäufer: kassiert, Outfitberater: berät";
- "Verkäufer: aufräumen, Outfitberater: nicht";
- "Outfitberater bezieht seine Meinung ein, Verkäufer berät sachlich und informierend".

Bei der Beurteilung von *Storemanager* und *Geschäftsleiter/-in* wird der deutschen Berufsbezeichnung auch bei Jugendlichen, die sich positiv zu Anglizismen geäußert haben, mehr Prestige zugesprochen, oder wie zwei Auszubildende anmerken: "Der Geschäftsführer hat das Sagen". Weitere Kommentare sind: "Rang, Geld, Aufgaben"; "Storemanager für Geschäft zuständig, Geschäftsführer auch fürs Personal"; "Storemanager nur Laden und Geschäftsführer für alles"; "Geschäftsleitung ist etwas besser".

## 7. Schluss

Die Bezeichnungen für Berufe haben sich in den letzten Jahren stark verändert und zum Teil ihre Aussagekraft und Allgemeinverständlichkeit verloren. Eine unter vielen Veränderungen, die man in Stellenanzeigen beobachten kann, ist die zunehmende Verwendung von Anglizismen. Als wichtigster Grund für Anglizismen in Berufsbezeichnungen kann, neben der Internationalisierung der Wirtschaft, sprachliches Imponiergehabe gesehen werden. Auch wenn Jugendliche Anglizismen eher positiv gegenüberstehen, lehnen sie die so genannte "Berufskosmetik" bei Führungspositionen eher ab. Die Bezeichnung *Leiter* hat für die meisten Jugendlichen mehr Prestige als *Manager*, was vielleicht auch an der inflationären Verwendung von *Manager* bei Nichtführungspositionen liegen kann.

Eher niedrige Tätigkeiten können durch englische Berufsbezeichnungen aufgewertet werden, indem sie ein höheres Prestige bekommen und die Tatsache der eher unwichtigen Tätigkeit verschleiert wird. Es ist jedoch nicht verwunderlich, dass für die am wenigsten prestigeträchtige Stelle des Inserats von s.Oliver, nämlich die *Aushilfe*, kein Anglizismus verwendet wird. Die entsprechende englische Bezeichnung wäre *Temporary Personnel*, was durch die negative Konnotation zur Zeitarbeit eindeutig negativer besetzt ist.

## 8. Literatur

Busse, Ulrich (2008): Anglizismen im Deutschen. Entwicklung, Zahlen, Einstellungen. In: Moraldo, Sandro M. (Hg.), Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit. Zur Anglizismendiskussion in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien. Heidelberg: Winter, 37-68.

Deutscher Bundestag (2001a). Drucksache 14/5835,  
<http://dip.bundestag.de/btd/14/058/1405835.pdf> (Dezember 2009).

Deutscher Bundestag (2001b). Drucksache 14/7250,  
<http://dip.bundestag.de/btd/14/072/1407250.pdf> (Dezember 2009).

Dostal, Werner / Stoop, Friedemann / Troll, Lothar (1998): Beruf – Auflösungstendenzen und erneute Konsolidierung. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 31/3, 438-460.

Eberhard, Verena / Scholz, Selina / Ulrich, Joachim Gerd (2009): Image als Berufswahlkriterium. Bedeutung für Berufe mit Nachwuchsmangel. In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis – BWP 38/3, 9-13,  
[www.bibb.de/bwp/image](http://www.bibb.de/bwp/image) (Dezember 2009).

Forsa (2008): Bekanntheit und Verwendung von Anglizismen,  
[www.casio.de/press/files/Bericht\\_und\\_Tabellen\\_CASIO\\_Anglizismen\\_P8310.pdf](http://www.casio.de/press/files/Bericht_und_Tabellen_CASIO_Anglizismen_P8310.pdf) (Januar 2010).

Haarmann, Harald (2002): Englisch, Network Society und europäische Identität: Eine sprachökologische Standortbestimmung. In: Hoberg, Rudolf (Hg.), Deutsch – Englisch – Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik. Mannheim: Dudenverlag, 152-170.

Hoberg, Rudolf (Hg.) (2002): Deutsch – Englisch – Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik, Mannheim: Dudenverlag.

Hoberg, Rudolf / Eichhoff-Cyrus, Karin M. / Schulz, Rüdiger (Hg.) (2008): Wie denken die Deutschen über ihre Muttersprache und über Fremdsprachen? Eine repräsentative Umfrage der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Sprachrat durchgeführt vom Institut für Demoskopie Allensbach. Wiesbaden: Dudenverlag, Gesellschaft für deutsche Sprache.

Keller, Rudi (2004): Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht? 1-11,  
<http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/uploads/media/Sprachverfall.pdf> (Dezember 2009).

Kettemann, Bernhard (2004): Anglizismen allgemein und konkret: Zahlen und Fakten. In: Moraldo, Sandro M. / Soffritti, Marcello (Hg.), Deutsch aktuell. Einführung in die Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Roma: Carocci, 94-112.

Moraldo, Sandro M. (Hg.) (2008): Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit. Zur Anglizismendiskussion in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien. Heidelberg: Winter.

Muhr, Rudolf (2004): Anglizismen als Problem der Linguistik und Sprachpflege in Österreich und Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Muhr, Rudolf / Kettemann, Bernhard (Hg.), *Eurospeak. Der Einfluss des Englischen auf europäische Sprachen zur Jahrtausendwende*. Frankfurt/M.: Peter Lang, 9-54.

Muhr, Rudolf / Kettemann, Bernhard (Hg.) (2004): *Eurospeak. Der Einfluss des Englischen auf europäische Sprachen zur Jahrtausendwende*. 2. korrig. Aufl. Frankfurt/M.: Peter Lang.

Otto, Jeannette (1999): Modisches Jobdesign. In Marketing und Vertrieb entstehen Berufe mit Zukunft und kuriosen Namen. In: Die Zeit 10 (4.03.1999), <[http://www.zeit.de/1999/10/199910.c-marketing\\_.xml](http://www.zeit.de/1999/10/199910.c-marketing_.xml)> (Dezember 2009).

Polenz, Peter von (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3. 19. und 20. Jahrhundert. Berlin / New York: de Gruyter.

Prazak, Robert (1999): Englische Job-Titel: Viel Lärm um nichts? In: Wirtschaftsblatt (4.12.1999), <<http://www.wirtschaftsblatt.at/home/138456/index.do>> (Dezember 2009).

Rauser, Christian (2005): Black Belt, Food Stylist und Head Greenkeeper. In: der arbeitsmarkt 01/2005, 16-19, <[http://www.derarbeitsmarkt.ch/download/de/101287/Black\\_Belt\\_Food\\_Stylist\\_und\\_Head\\_Greenkeeper](http://www.derarbeitsmarkt.ch/download/de/101287/Black_Belt_Food_Stylist_und_Head_Greenkeeper)> (Dezember 2009).

Sauer, Wolfgang-Werner (2000): Berufsbezeichnungen zwischen Customer Service Specialist und Kundenberater – Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. In: Glück, Helmut / Krämer, Walter (Hg.), *Die Zukunft der deutschen Sprache. Eine Streitschrift*. Leipzig: Ernst Klett Schulbuchverlag, 52-61.

Ulrich, Joachim Gerd / Eberhard, Verena / Krewerth, Andreas (2004): Jugendliche mögen kein Denglisch in den Berufsbezeichnungen. Bundesinstitut für Berufsbildung, <[http://deposit.ddb.de/ep/netpub/88/44/24/973244488/\\_data\\_stat/dl211108fo.pdf](http://deposit.ddb.de/ep/netpub/88/44/24/973244488/_data_stat/dl211108fo.pdf)> (Dezember 2010).

Ulrich, Joachim Gerd / Krewerth, Andreas / Eberhard, Verena (2005): Berufsbezeichnungen und ihr Einfluss auf die Berufswahl von Jugendlichen. Abschlussbericht zum Forschungsprojekt 2.3.103, 1-15, <[http://www2.bibb.de/tools/fodb/pdf/eb\\_23103.pdf](http://www2.bibb.de/tools/fodb/pdf/eb_23103.pdf)> (Januar 2010).

## 9. Anhang: Fragebogen

### **Angaben zur Person:**

**Geschlecht:** weiblich  männlich  **Alter:** \_\_\_\_\_ Jahre

**Momentane Ausbildung als** \_\_\_\_\_

**1. In Stellenanzeigen finden sich heutzutage immer häufiger englische Berufsbezeichnungen.**  
Finden Sie das gut? ja  nein  egal

Gründe für ja oder nein: \_\_\_\_\_

**2. Kennen Sie die Bedeutung der folgenden Berufsbezeichnungen?**

**Storemanager (w/m)** ja  nein

**Floormanager (w/m)** ja  nein

**Visual Store Merchandiser (w/m)** ja  nein

**Outfitberater (w/m)** ja  nein

**3. Gibt es Ihrer Meinung nach einen Unterschied zwischen**  
**Storemanager (w/m) und Geschäftsleiter (w/m)** ja  nein

Wenn ja, welchen? \_\_\_\_\_

**Floormanager (w/m) und Abteilungsleiter (w/m)** ja  nein

Wenn ja, welchen? \_\_\_\_\_

**Visual Store Merchandiser (w/m)**  
**und Dekorateur (w/m)** ja  nein

Wenn ja, welchen? \_\_\_\_\_

**Outfitberater (w/m) und Verkäufer (w/m)** ja  nein

Wenn ja, welchen? \_\_\_\_\_

## Kasusoppositionen nach 'befehlen, empfehlen' bei Homer

Heinrich Hettrich

In altindogermanischen Sprachen werden Transferverben, zu denen letztlich auch die hier behandelten Verben gehören, vorwiegend dreiwertig konstruiert mit Nominativ des Sachverhaltsträgers (ST, 1. Aktant), Akkusativ des transferierten Gegenstandes (2. Aktant) sowie verschiedenen anderen Kasus oder Adpositionalphrasen für Ziel oder Quelle des Transfers (3. Aktant). Eines der zahlreichen Beispiele ist Homer, Ilias, H 350f., (1):

<i>Argeiēn</i>	<i>Helénēn</i>	<i>kaὶ</i>	<i>ktēmath'</i>	<i>hám'</i>
Argeierin	Helena	und	Schatz	zgleich mit
A.SG.F.	A.SG.F.		A.PL.N.	
<i>autē</i>	<i>dóomen</i>		<i>Atreídeisin</i>	
PERS.D.SG.F.	3.SG.KO.AOR.AKT.		Atride	
			D.PL.M.	

"die Argeierin Helena und die Schätze mit ihr wollen wir *den Atriden* geben ...".

Häufig konkurrieren an der Stelle des 3. Aktanten mehrere Alternativen, darunter der Dativ und ein neben dem 2. Aktanten hinzutretender weiterer Akkusativ, so zum Beispiel nach den Verben des Wegnehmens. Das gleiche Nebeneinander finden wir auch an der Stelle des 3. Aktanten nach *keleúō* und *kélomai* "befehlen, empfehlen" bei Homer, wie die folgenden Satzpaare zeigen können:

### (2a) Ilias Z 492f. (Dativ)

<i>kaὶ</i>	<i>amphipóloisi</i>	<i>kéleue</i>	<i>érgon</i>	<i>epoíkhesthai</i>
und	Dienerin	befehlen	Werk	hinzugehen
D.PL.F.		2.SG.IPT.PRS.AKT.	A.SG.N.	INF.PRS.MED.

"und befiehl *den Dienerinnen* (Dat.), an die Arbeit zu gehen".

### (2b) Ilias Ψ 568f. (Akk.)

<i>siōpēsaí</i>	<i>te</i>	<i>kéleusen</i>	<i>Argeíous</i>	...
schweigen	und	befehlen	Argeier	
INF.AOR.AKT.		3.SG.IND.AOR.AKT.	A.PL.M.	

"und [der Herold] befahl *den Argeiern* (Akk.), still zu werden ...".<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Der Kontrast des Akkusativs *Argeíous* mit dem Dativ *amphipóloisi* in (2a) bei ansonsten übereinstimmender Satzstruktur zeigt, dass in (2b) *Argeíous* und *siōpēsaí* noch selbständige Satzglieder bilden und noch nicht zum AcI zusammengewachsen sind. Analoges gilt für das folgende Beispelpaar.

## (3a) Ilias Σ 343f. (Dativ)

<i>hōs</i>	<i>eipōn</i>		hetároisin	<i>ekékletō</i>		<i>dōs</i>
so	sprechen		Gefährte	befehlen		göttlich
	PTZ.AOR.AKT.N.SG.M.		D.PL.M.	3.SG.IND.AOR.MED.		N.SG.M.

<i>Akhilleūs</i>	<i>amphī</i>	<i>pyrī</i>	<i>stēsai</i>	<i>trípoda</i>	<i>mégan</i>
Achilleus	um	Feuer	stellen	Dreifuß	groß
N.SG.M.		D.SG.N.	INF.AOR.AKT.	A.SG.M.	A.SG.M.

"Nach diesen Worten befahl der göttliche Achilleus *seinen Gefährten* (Dat.), einen großen Dreifuß um das Feuer zu stellen, ...".

## (3b) Ilias Π 657f. (Akk.)

<i>es</i>	<i>díphron</i>		<i>d'</i>	<i>anabās</i>		<i>phýgad'</i>
in	Wagenkorb		PTL	steigen		Flucht
	A.SG.M.			PTZ.AOR.AKT.		ADV
				N.SG.M.		
<i>étrape,</i>	<i>kékletō</i>		<i>d'</i>	állous	Trōas	<i>pheugémenai</i>
wenden	befehlen		PTL	anderer	Troer	fliehen
3.SG.IND.	3.SG.IND.			A.PL.M.	A.PL.M.	INF.PRS.MED.
AOR.AKT.	AOR.MED					

"[Hektor] stieg in den Wagenkorb, wandte sich zur Flucht und forderte *die anderen Troer* (Akk.) auf zu fliehen ...".

Bei den folgenden Überlegungen geht es um mögliche Faktoren, die den Wechsel der beiden Kasus an der Stelle des 3. Aktanten auslösen, und da es sich um Konstruktionen handelt, die letztlich zu den verba dicendi gehören, hoffe ich, dass diese Überlegungen bei Johannes Schwitalla, dem engagierten Erforscher der gesprochenen Sprache, auf Interesse stoßen, auch wenn es nur um eine Meta-Ebene zu dem konkreten Sprechen geht.

Ein erster Überblick zeigt, dass der angesprochene Kasuswechsel nicht unabhängig ist vom sozialen Rang der Gesprächspartner. Um dies sichtbar zu machen, seien die Belege<sup>2</sup> zunächst in vier Klassen eingeteilt; dies führt zu den Ergebnissen von Tabelle I und Tabelle II:

	3. Aktant im Akk.		Dat.
1) Adressat gleichrangig mit Sprecher	23	8	
2) Adressat niedrigerstehend als Sprecher	20	40	
3) Adressat höherstehend als Sprecher	7	-	
4) Sprecher spricht zu sich selbst	17	-	

Tab. I: *keleúō*

<sup>2</sup> Diese sind über das Lexikon des frühgriechischen Epos (Göttingen 1979ff.), und über den Thesaurus linguae Graecae (Irvine/Cal.) leicht zugänglich.

Einen Beleg für den Dativ in Spalte 2 bietet bereits Satz (2a); und Satz (2b) dürfte als Beleg für den Akkusativ in Spalte 1 gehören. Belege für die verbleibenden Möglichkeiten sind unter anderem:

**(4) Spalte 1, Dativ (Ilias B 151f.):**

<i>toi</i>	<i>d'</i>	<i>alléloisi</i>	<i>kéleuon</i>	<i>háptesthai</i>	<i>nēōn</i>	...
DEM	PTL	einander	befehlen	Anfassen	Schiff	
N.PL.M.	D.PL.M.		3.SG.IND.IPF.AKT.	INF.PRS.MED.	G.PL.F.	

"Sie ermunterten *sich* gegenseitig (Dat.), Hand an die Schiffe zu legen ...".

**(5) Spalte 2, Akk. (Ilias B 114f.):**

<i>kaí</i>	<i>me</i>	<i>keleúei</i>	<i>dýsklea</i>	<i>Árgos</i>	<i>hikésthai</i>	
und	PERS.	befehlen	unrühmlich	Argos	zurückkehren	
	1.SG.A.	3.SG.IND.	A.SG.M.	A.SG.N.	INF.AOR.MED.	

"und er [Zeus] veranlaßt *mir* (Akk.), unrühmlich nach Argos zurückzukehren".

**(6) Spalte 3, Akk. (Odyssee ψ 276ff.):**

<i>kaí</i>	<i>tóte</i>	<i>m'</i>	<i>en</i>	<i>gaíēi</i>	<i>péksant'</i>	
und	da	PERS.	in	Boden	festmachen	
		1.SG.A.		D.SG.F.	PTZ.AOR.AKT.A.SG.M.	
<i>ekéleusen</i>			<i>eretmón</i>	<i>oíkad'</i>	<i>aposteíkhein</i>	
befehlen			Ruder	Haus	weggehen	
3.SG.IND.AOR.AKT.			A.SG.N.	ADV	INF.PRS.AKT.	

"und er befahl *mir* (Akk.), das Ruder im Boden fest zu verstauen und nach Hause zu ziehen."

**(7) Spalte 4, Akk. (Odyssee θ 204f.):**

<i>tōn</i>	<i>d'</i>	<i>állōn</i>	<i>hótina</i>	<i>kradiē</i>	<i>thymós</i>	<i>te</i>
DET	PTL	anderer	REL.	Herz	Sinn	und
3.PL.G.M.		G.PL.M.	A.SG.M.	N.SG.F.	N.SG.M.	
<i>keleúei,</i>		<i>deūr'</i>	<i>áge</i>	<i>peirēthētō</i>		...
befehlen		hierher	PTL.	versuchen		
3.SG.IND.PRS.AKT.				3.SG.IPT.AOR.MED.		

"*Wen immer* (Akk.) von den anderen [sein] Herz und Sinn auffordern, der komme her und versuche es!".

	3. Aktant im Akk.   Dat.	
1) Adressat gleichrangig mit Sprecher	9	5
2) Adressat niedrigerstehend als Sprecher	18	26
3) Adressat höherstehend als Sprecher	4	-
4) Sprecher spricht zu sich selbst	3	-

Tab. II: *kélonai*

Als Belege für die Kasusalternative in Spalte 2 können bereits die obigen Beispielsätze 3a (Dativ) und 3b (Akkusativ) dienen. Hinzu kommen für die übrigen Spalten der Tabelle unter anderem:

**Spalte 1, Akk.: siehe unten Beleg 12**

**(8) Spalte 1, Dativ (Ilias, Α 312):**

<i>ei</i>	<i>mē</i>	Tydeídēi	Diomēdeï	keklet'	<i>Odysseús</i>
wenn	nicht	Tydiide	Diomedes	zurufen	Odysseus
		D.SG.M.	D.SG.M.	3.SG.IND.	N.SG.M.
				IPF.MED.	

"... wenn nicht Odysseus *dem Tydeussohn Diomedes* (Dat.) [folgendes] zugerufen hätte".

**(9) Spalte 3, Akk. (Odyssee κ 337):**

<i>ō</i>	Kírkē,	<i>pōs</i>	<i>gár</i>	me
	wie		denn	PERS.
	N.SG.F.			1.SG.A.
<i>kéleī</i>	<i>soi</i>	<i>épion</i>	<i>eīnai</i>	
befehlen	PERS.	gefälltig	sein	
2.SG.IND.PRS.MED.	2.SG.D.	A.SG.M.	INF.PRS.AKT.	

"O Kirke, wie befehlst du *mir* (Akk.) denn, dir gefällig zu sein!".

**(10) Spalte 4, Akk. (Odyssee δ 140):**

<i>kéletai</i>	<i>dé</i>	me	<i>thymós</i>
drängen	PTL	PERS.	Gemüt
3.SG.IND.PRS.MED.		1.SG.A.	N.SG.M.

"Es drängt  *mich* (Akk.) mein Gemüt".

Bei allen Schwankungen zeigt sich doch die deutliche Tendenz, nach *keleúō* beziehungsweise *kélomai* für Adressaten in niedrigerer sozialer Stellung als der Sprecher eher den Dativ zu benutzen. Besteht diese Abstufung nicht, so dominiert der Akkusativ deutlich, falls er nicht gar der einzige Kasus ist.

Noch eindeutiger ist der Befund bei einem anderen Kriterium: Fungiert als Adressat ein Pronomen der ersten oder zweiten Person, so steht dieses ausnahmslos im Akkusativ. Dafür gibt es nach *keleúō* 33, nach *kélomai* 18 Belege, darunter die folgenden:

### (11) Odyssee θ 350

<i>mē</i>	me,	<i>Poseídaon</i>	<i>gaičokhe,</i>	<i>taūta</i>	<i>kéleue</i>
nicht	PERS.	Poseidon	erderschütternd	dies	befehlen
	1.SG.A.	V.SG.M.	V.SG.M.	A.PL.N.	2.SG.IPT.PRS.AKT.

"Nicht befehle *mir* (Akk.), erderschütternder Poseidon, solches!".

### (12) Ilias I 517f.

<i>ouk</i>	<i>àn</i>	<i>égōgē</i>	se	<i>mēn</i>	<i>aporrhípsanta</i>
nicht	PTL	PERS.	PERS.	Zorn	wegwerfen
		1.SG.N.	2.SG.A.	A.SG.F.	PTZ.AOR.AKT.

<i>keloímēn</i>	<i>Argeíoisin</i>	<i>amynémenai</i>
auffordern	Argeier	helfen
1.SG.OPT.	D.PL.M.	INF.POS.MED

"... nicht würde ich *dich* (Akk.) auffordern, den Zorn fahren zu lassen und den Argeiern zu helfen".

Für die Erklärung dieser Kasusvariation an der Stelle des dritten Aktanten ist zunächst zu beachten, dass diese Varianten auch nach den Verben des Wegnehmens und der Gruppe 'jemandem etwas erweisen beziehungsweise antun' auftreten. Die Parallelität dieser Konstruktionen zu den hier behandelten wird dadurch deutlich, dass auch nach *keleúō* und *kélomai* die Position des zweiten Aktanten nicht notwendigerweise durch eine Infinitivkonstruktion ausgefüllt werden muß (wenn dies auch der vorherrschende Fall ist), sondern auch durch ein Nomen beziehungsweise Pronomen besetzt sein kann; man vergleiche einerseits Beleg (11) mit doppeltem Akkusativ<sup>3</sup>, andererseits die folgende Stelle mit Akkusativ + Dativ:

### (13) Ilias Z 324

amphipóloisi	<i>periklytá</i>	<i>érga</i>	<i>kéleue</i>
Dienerin	herrlich	Werk	befehlen
D.PL.F.	A.PL.N.	A.PL.N.	3.SG.IND.IPF.AKT.

"Sie [Helena] trug *den Dienerinnen* (Dat.) herrliche Werke auf".

<sup>3</sup> In der Spezialuntersuchung zum doppelten Akkusativ von Jacquinod (1989) wird *keleúō* nur sehr knapp (S.211) und *kélomai* gar nicht behandelt.

Parallel konstruierte Fügungen der weiteren soeben genannten Verbgruppen wurden bereits an anderer Stelle diskutiert (Hettrich 1994); als Belege seien noch einmal aufgegriffen:

a) wegnehmen:

**(14) Ilias A 275**

<i>m̄ete</i>	<i>sȳ</i>	<i>tónd'</i>	<i>agathós</i>	<i>per</i>	<i>e᷑n</i>
nicht	PERS.	DEM	edel	PTL	sein
	2.SG.N.	A.SG.M.	N.SG.M.		PTZ.PRS.AKT.N.SG.M.
<i>apoáíreο</i>		<i>kouírēn</i>			
wegnehmen		Mädchen			
2.SG.IPT.PRS.MED.		A.SG.F.			

"Nimm du *diesem* (Akk.), auch wenn du vornehm bist, nicht das Mädchen weg!".

mit doppeltem Akkusativ gegenüber Akkusativ und Dativ in (15) Ilias X 119:

<i>Trōs̄in</i>	<i>d'</i>	<i>a᷑</i>	<i>metópisthe</i>	<i>geroúision</i>	<i>hórkon</i>	<i>hélōmai</i>
Troer	PTL	PTL	danach	den Ältesten	Eid	nehmen
D.PL.M.				zukommend		1.SG.KO.
				A.SG.M.		AOR.MED.

"*Den Troern* (Dat.) aber werde ich dann einen Eid der Ältesten abnehmen".

b) antun, erweisen:

**(16) Ilias B 195**

<i>m̄ē</i>	<i>ti</i>	<i>kholōsámenos</i>	<i>rhéks̄i</i>	<i>kak̄on</i>
nicht	INDEF.	zürnen	tun	schlecht
	A.SG.N.	PTZ.AOR.MED.	3.SG.	A.SG.N.
		N.SG.M.		KO.AOR.AKT.
<i>hȳtas</i>		<i>Akhai᷑n</i>		
Sohn		Achaier		
A.PL.M.		G.PL.M.		

"dass er nicht erzürnt *den Söhnen* (Akk.) der Achaier etwas Schlechtes antue".

mit doppeltem Akkusativ gegenüber Akkusativ und Dativ in (17) Ilias K 292:

<i>sōi</i>	<i>d'</i>	<i>a᷑</i>	<i>eg᷑ō</i>	<i>rhéks̄ō</i>	<i>bo᷑n</i>
PERS.	PTL	PTL	PERS.	opfern	Rind
2.SG.D.			1.SG.N.	1.SG.IND.FUT.AKT.	A.SG.M.

"*Dir* (Dat.) werde ich ein Rind opfern".

Wie nach *keleúō* und *kélomai* sind auch diese Konstruktionen mit doppeltem Akkusativ einerseits sowie mit Akkusativ und Dativ andererseits nicht frei gegeneinander austauschbar: Nach Verben des Wegnehmens kann der doppelte Akkusativ nur bei gewaltsamem Wegnehmen stehen, während Akkusativ + Dativ sowohl bei gewaltsamem als auch bei einvernehmlichem Wegnehmen gebraucht werden können, und der doppelte Akkusativ nach 'jemandem etwas antun' tritt nur auf bei 'jemandem etwas Böses, Unerwünschtes antun', während Akkusativ + Dativ sowohl bei willkommener als auch bei unerwünschter Einwirkung stehen können.<sup>4</sup>

Eine Erklärung der konkurrierenden Konstruktionen muß von der prototypischen Bedeutung der beteiligten Kasus ausgehen. So bezeichnet der Akkusativ einen dem ST polar entgegengesetzten Begriff; dieser ist patientypischen Manipulationen von Seiten des ST ausgesetzt (affiziert oder effiziert) und steht unmittelbar im Fokus der Handlungsabsichten des ST.<sup>5</sup> Demgegenüber bezeichnet der Dativ eine weniger intensive Einwirkung des ST auf die im Dativ codierte Person; diese wird nicht in patientsartiger Weise manipuliert und behält als *experiencer* oder *addressee* gegenüber dem ST ein gewisses Maß an Selbständigkeit ("vorausgesetzte Handlungsfähigkeit"; IdS-Grammatik 1997:1335). Auch nach den Worten Delbrück's (1893:187) tritt

in den Akkusativ [...] derjenige Substantivbegriff, welcher von dem Verbalbegriff am nächsten und vollständigsten betroffen wird. In dieser Fassung liegt zugleich ein Gegensatz gegen andere Kasus angedeutet, und zwar in *betroffen* der Gegensatz gegen den Nominativ, in *nächst* gegen den Dativ, in *vollständigst* gegen den Genitiv.<sup>6</sup>

Mit diesen allgemeinen Beschreibungen ist es gut vereinbar, wenn a) nach 'wegnehmen' der Akkusativ des Adressaten auf 'gewaltsames Wegnehmen' beschränkt ist, denn wenn der Widerstand des Betroffenen überwunden werden soll, ist ein besonders intensives Affizieren von Seiten des ST her nötig, wie es durch den Akkusativ ausgedrückt wird; das gleiche gilt, wenn b) jemandem etwas Unerwünschtes angetan werden soll. Und c) im Falle von *keleúō* / *kélomai* hat sich gezeigt, dass sich der Gebrauch des Akkusativs auf Personen mit relativ hohem sozialem Status (Tabellen I und II) oder mit zentraler Relevanz für die Kommunikationssituation (Pronomina der 1./2. Person) konzentriert. Somit gilt: Je stärker die Relevanz eines Adressaten ist, um so unmittelbarer und nachhaltiger muß der ST auf diesen einwirken, wenn er sein Ziel erreichen will; der Autor gibt dies dadurch wieder, dass er vornehmlich den Kasus wählt, der die direkte, 'ungebremste' Affizierung des entsprechenden Begriffs bezeichnet. Ist dagegen die Relevanz eines Adressaten – entweder für die Handlung oder für die kommunikative Situation – geringer, so besagt der weniger direkte Dativ, dass der ST seine Absicht auch durch weniger intensives Einwirken umsetzen kann.<sup>7</sup> Der grundsätzliche Befund in allen drei Gruppen a) - c) ist also derselbe: Je größer die Relevanz, Wichtigkeit oder Reaktionsfähigkeit der betroffenen Person, und je wirksamer ihre

<sup>4</sup> Dazu ausführlich Jacquinod (1989:158ff.).

<sup>5</sup> Eingehender zum griechischen Akkusativ Conti (2002).

<sup>6</sup> Man vergleiche auch die detaillierte Darstellung des Dativs im Deutschen (IdS-Grammatik 1997:1335ff.), wo festgestellt wird, "dass der Dativ prototypischerweise nicht-aktive, belebte und verhältnismäßig weniger stark involvierte Ereignisbeteiligte repräsentiert" (op.cit.:1337).

<sup>7</sup> "Dativkomplemente [...] denotieren prototypisch einen weniger stark involvierten, belebten Sachverhaltsbeteiligten." (IdS-Grammatik 1997:1088).

Möglichkeit ist, der Absicht des ST entgegenzutreten, je intensiver also der ST seinerseits auf sie einwirken muss, um seine Absicht zu verwirklichen, um so eher wird diese Person im Akkusativ codiert. Demgegenüber steht der Dativ im neutralen Fall beziehungsweise dann, wenn keine ernsthafte Gegenreaktion des Betroffenen zu erwarten ist.

Wirft man vor dem Hintergrund der diskutierten Belege noch einen Blick auf den Kasusgebrauch in neuindogermanischen Sprachen, etwa im heutigen Deutschen, so zeigt sich, dass eine grundsätzliche Änderung eingetreten ist. Die dreiwertigen Konstruktionen aller drei oben besprochenen semantischen Gruppen zeigen keine doppelten Akkusative mehr, sondern haben sich dem Modell Nominativ – Akkusativ – Dativ angeschlossen, und weitere, noch erhaltene Konstruktionen mit doppeltem Akkusativ tendieren ebenfalls hin zu dem Nominativ-Akkusativ-Dativ-Modell.<sup>8</sup> Diese Entwicklungstendenz lässt sich auf zwei Prinzipien zurückführen: a) Aufgabe der verschiedenen Kasus beziehungsweise Adpositionalphrasen ist es, die verschiedenen Aktanten und Zirkumstanten zu differenzieren; b) zur Erfüllung dieser Aufgabe werden die Kasus so verteilt, dass jeder Kasus zwar in möglichster Übereinstimmung mit seiner prototypischen Funktion, dabei aber (siehe Prinzip a) nur einmal im Satz verwendet wird.

Während diese beiden Prinzipien heute gleichrangig nebeneinander zu stehen scheinen, dominierte in den Frühphasen der altindogermanischen Sprachen ein dem zweiten nahestehendes Prinzip deutlich: Die besprochenen, subtilen Unterschiede zwischen Konstruktionen mit doppeltem Akkusativ einerseits und mit Akkusativ-Dativ andererseits zeigen, dass für jede Relation einer NP zum Verb derjenige Kasus gewählt wurde, der diese Relation als Einzelbezug am genauesten abbildete, ohne Rücksicht darauf, ob darunter die Möglichkeit zur Differenzierung der verschiedenen, im Satz enthaltenen Relationen litt. Offenbar wurde also um der Genauigkeit bei der Wiedergabe der einzelnen Relation willen ein Verlust an Übersichtlichkeit hingenommen.

### Literaturverzeichnis

Conti, Luz (2002): Kasussyntax bei Homer. Überlegungen zum adverbalen Akkusativ. In: Hettrich, Heinrich / Jeong-Soo, Kim (Hg.), *Indogermanische Syntax. Fragen und Perspektiven*. Wiesbaden: Reichert, 1-19.

Delbrück, Berhold (1893): *Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. 1. Theil*. Straßburg: Trübner.

Hettrich, Heinrich (1994): Semantische und syntaktische Betrachtungen zum doppelten Akkusativ. In: Dunkel, George u. a. (Hg.), *Früh-, Mittel-, Spätindogermanisch*. Wiesbaden: Reichert, 111-134.

Jacquinod, Bernard (1989): *Le double accusatif en grec d'Homère à la fin du V<sup>e</sup> siècle avant J.-C.* Louvain-la-Neuve: Peeters.

Lexikon des frühgriechischen Epos (1991): Hg. v. *Thesaurus linguae Graecae*. Bd. 2, B-Λ. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Zifonun, Gisela / Hofmann, Ludger / Strecker, Bruno u.a. (Hg.) (1997): *IdS-Grammatik. Grammatik der deutschen Sprache*. Bd. 2. Berlin/New York: de Gruyter.

<sup>8</sup> Nach der IdS-Grammatik (1997:1312) wird der Typ *Frau Schmidt lehrt* die Mädchen *das Stricken* umgangssprachlich zunehmend durch *Frau Schmidt lehrt* den Mädchen *das Stricken* ersetzt.

## **Transmediale Kommunikation. Einige sprachtheoretische Überlegungen und ein Beispiel aus der Sprachgeschichte des 17. Jahrhunderts**

**Wolf Peter Klein**

In der sprachhistorischen Forschung konnte man in der letzten Zeit immer wieder zeigen, dass medienhistorische Perspektiven den Blick auf die Geschichte der deutschen Sprache entscheidend schärfen und befruchten können. Schlagwortartig (und insofern sicher sehr vergröbernd) könnte man davon sprechen, dass die Medienvergessenheit der älteren, systemlinguistischen Sicht auf Sprache an vielen Punkten revidiert wurde und durch mehr oder weniger explizit medien-thematische Untersuchungen erweitert wurde. So hat etwa Schwitalla (1983) die Herausbildung einer maßgeblichen frühneuhochdeutschen Textsorte vor dem Hintergrund der Buchdruckgeschichte beleuchtet. Auf dieser Basis ließ sich dann eine systematische Übersicht zu den zeitgenössischen Textsorten entwickeln (Schwitalla 2004). Diese Forschungstendenz, die – wie angedeutet – maßgeblich von Johannes Schwitalla vorangetrieben wurde, lässt sich generalisieren und mit Blick auf konkrete Forschungsergebnisse spezifizieren: Die allmähliche Herausbildung der modernen Textsorten und die Ausfächerung der damit verbundenen Sprachkompetenzen kann ohne einen Bezug auf das Medium der Kommunikation (mündlich, schriftlich, technisch vermittelt) nicht angemessen konzeptualisiert werden. Zugespitzt formuliert: Wer Sprache diachronisch erforscht, darf das Medium, in dem sich die konkrete Kommunikation manifestiert, nicht außer Acht lassen.

Die Spannbreite dieser medienhistorisch inspirierten Arbeiten ist natürlich groß. Sie umfasst beispielsweise traditionelle schriftgeschichtliche Perspektiven, in denen etwa die Entwicklung von Buchstabenschrift, Interpunktions- und visueller Textorganisation beleuchtet wurde (Parkes 1976 und 1992; Saenger 1997). Außerdem lagen soziopragmatisch fundierte Projekte nahe, die sich der Verbreitung und Profilierung von Schriftlichkeit und Mündlichkeit in den verschiedenen Epochen und gesellschaftlichen Umgebungen widmeten (zum Beispiel Andersen 1987; v. Moos 1991; Haye 2005). Für das Deutsche rückte aufgrund der gesteigerten Bedeutung visueller Sprache im Zuge der Erfindung der Buchdruckkunst besonders das (späte) Frühneuhochdeutsch sowie der Übergang zum Neuhochdeutschen in den Blick (zum Beispiel Maas 1995; Gessinger 1998).

In den angesprochenen Forschungszusammenhängen zeigte sich freilich auch, dass allein die Sicht auf das Medium von Sprache verkürzt und durch Kategorien anzureichern ist, die Formen von (sprachlicher) "Konzeptualität" und (gesellschaftlicher) Sozialität aufgreifen. Nur mit solchen Kriterien, die sprachtheoretisch einleuchtend entfaltet wurden, kann man den zugrundeliegenden sprachlichen Tatsachen gerecht werden. Besonders ertragreich wurde seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts mit dem Nähe-Distanz-Konzept gearbeitet (klassisch: Koch/Oesterreicher 1985). Entsprechend finden sich sowohl in mündlichkeits- als auch in schriftlichkeitsbezogenen Einführungen Rückgriffe auf das Nähe-/Distanz-Konzept (Schwitalla 2006:20ff., Dürscheid 2006:44ff.). Neuere Arbeiten versuchen auf dieser Basis insbesondere die grammatische Herausbildung der

neuhochdeutschen Sprache neu zu beleuchten (Ágel/Hennig 2006, 2007a und 2007b; Hennig 2009). Während hier die Herausbildung und Profilierung spezifischer Syntax-Komplexe im Mittelpunkt stand, wurde mit eher soziopragmatischen Akzenten festgestellt, dass die letzten Jahrhunderte der Geschichte des Deutschen immer wieder von Reoralisierungsprozessen, also medienbezogenen Aspektverschiebungen, geprägt sind, in denen sich durch innovative medienhistorische Entwicklungen eine neue Balance zwischen mündlicher und schriftlicher Sprache ergab (Schwitalla 2000).

Vor diesem Hintergrund möchte ich in diesem Beitrag ein Detail aufgreifen, das zunächst noch an die ältere Forschung anknüpft. Ich beziehe mich darauf, dass es für bestimmte Blickrichtungen sinnvoll sein kann, *allein* die Medialität der Sprache in den Mittelpunkt zu rücken, die pragmatische Sicht auf Sprache also noch nicht durch das Nähe-/Distanz-Konzept zu brechen. Vor diesem Hintergrund soll der Begriff der transmediale Kommunikation eingeführt werden. Mit diesem Terminus, der linguistisch bisher nur recht unspezifisch, jedenfalls nicht kommunikationstheoretisch fundiert benutzt wurde (Freyermuth 2005), lassen sich bestimmte Kommunikationskonstellationen beschreiben und analysieren, deren mediale Verfasstheit quer zur üblichen Scheidung in mündliche beziehungsweise schriftliche Kommunikation liegt. Abzusetzen ist der Begriff der transmediale Kommunikation daher zunächst von der *monomedialen Kommunikation*. Damit sind die traditionellen Konstellationen gemeint, also auditiv und skriptural verankerte Sprache. Die beiden monomedialen Kommunikationsmodi können sprachtheoretisch wie folgt illustriert werden:

		<b>Monomediale Kommunikation</b>	
<b>Medium</b>		<b>Laut</b> (oral, mündlich, phonisch, auditiv)	<b>Schrift</b> (litteral, schriftlich, graphisch, visuell)
<b>Aktivität</b>	produktiv	<b>sprechen</b>	<b>schreiben</b>
	rezeptiv	<b>hören</b>	<b>lesen</b>
<b>Textsorten (Beispiele)</b>		<i>Alltagsgespräch, Telefongespräch, Rede, Radiosendung, Vorlesung...</i>	
		<i>Tagebuch, Brief, E-Mail, chat, SMS, Roman, Zeitung, Gesetz, Gedicht...</i>	

Monomediale Kommunikation verkörpert sich also in genau einem Medium, Laut oder Schrift. Allgemeiner gesagt ist die auditive und die visuelle Verkörperung von Sprache gemeint. Den beiden Medien sind sprachproduktions- und sprachrezeptionstheoretisch jeweils verschiedene kommunikative Aktivitäten zuzuordnen. Mittelbar können den beiden Formen monomedialer Kommunikation auch bestimmte Textsorten an die Seite gestellt werden.

Bei der transmediale Kommunikation ergibt sich nun der Umstand, dass Übergänge und Grauzonen zwischen mündlicher und schriftlicher Sprache auftauchen. Die kommunikativen Aktivitäten beziehen sich also – das soll hier ausdrücklich definitorisch festgehalten werden – nicht mehr nur auf ein Medium, sondern sie ereignen sich zwischen den auditiven und skripturalen Komponenten.

Systematisch kann man zwei Typen transmedialer Kommunikation unterscheiden, erstens den Übergang von der auditiven in das skripturale Medium, zweitens den Übergang vom skripturalen in das auditive Medium. In einer erklärenden Übersicht und unter Berücksichtigung einschlägiger Kommunikationsaktivitäten lässt sich das folgendermaßen entfalten:

Transmediale Kommunikation		
<b>Medium</b>	<b>mündlich &gt; schriftlich</b>	<b>schriftlich &gt; mündlich</b>
<b>Aktivität</b>	<b>hören &gt; schreiben</b>	<b>lesen &gt; sprechen</b>
<b>Beispiele</b>	<i>Vortrag mitschreiben, Diktat mitschreiben, etwas protokollieren...</i>	<i>Vortrag mit Manuscript halten, Nachrichten verlesen, Märchen vorlesen...</i>

In transmedialer Kommunikation kommen also sowohl Formen mündlicher als auch schriftlicher Sprache zum Tragen. Kompetenztheoretisch müssen hier die Unterschiede zu den monomedialen Kommunikationsformen betont werden. Dadurch lässt sich auch die Notwendigkeit der Kategorie *transmediale Kommunikation* noch einmal begründen. So ist es etwa ein Unterschied, ob man für sich allein einen Brief schreibt (monomedial) oder einen zu diktierenden Brief in einem Sekretariat mitschreibt (transmedial). Ein Manuscript für sich allein zu lesen (monomedial) ist nicht dasselbe wie ein Manuscript vor einer Hörerschaft vorzutragen (transmedial) (vgl. auch Gutenberg 2000). In diesem Sinn kann man davon ausgehen, dass am Rande der üblichen Sprach- und Kommunikationskompetenzen auch transmediale Fähigkeiten vorzusehen sind. Das heißt auch: man muss eigens lernen, einen Vortrag mitszuschreiben oder eine Rede mit einigen Stichwörtern zu halten. Im üblichen Rahmen des Schrift- und Erstspracherwerbs erwirbt man derartige transmediale Fähigkeiten normalerweise noch nicht, zumindest nicht in ausgebauter, optimaler Form.

Zur sprachtheoretischen Profilierung des Begriffs der transmedialen Kommunikation ist noch ein weiterer Punkt zu diskutieren. Er hängt mit der Frage zusammen, wie eng die beiden transmedialen Kommunikationsformen miteinander verbunden sind. So lässt sich beispielsweise bei einem schriftlichen Protokoll eines mündlichen Sprachereignisses davon ausgehen, dass die Schrift der Lautsprache zeitlich mehr oder weniger unmittelbar folgt. Idealtypisch wäre das Stenographieren zu nennen. Hier kann man in bestimmter Hinsicht sogar von einem (annähernden) 1:1-Verhältnis von Laut- und Schriftsprache sprechen. Ähnliches gilt für das Vorlesen eines schriftlichen Texts. Laut- und Schriftsprache existieren in den jeweiligen Kommunikationseignissen nahezu gleichzeitig. Auch materialiter herrscht ein direkter Bezug zwischen Laut und Schrift, weil sich in beiden Fällen unmittelbare Relationen zwischen dem (protokollierten, vorgelesenen) Lautereignis und dem zugeordneten Schriftdokument ergeben. Ich spreche in diesem Fall von *synchroner transmedialer Kommunikation*.

In der Sprachrealität finden sich allerdings Formen transmedialer Kommunikation, in denen die beiden Bestandteile weniger eng miteinander verwoben sind als in den gerade geschilderten Fällen. So kann sich eine mündlich gehaltene Rede

zum Beispiel nur vermittelt auf eine Schriftform beziehen, wenn man nur einzelnen Stichwörtern folgt. Auch ein Protokoll kann – etwa als Ergebnisprotokoll – nur einzelne Begriffe eines Gesprächs aufnehmen und das Meiste, was gesagt wurde, weglassen. Nicht immer herrscht also in solchen Fällen eine direkte Parallelität zwischen Schrift und Laut. Man denke ferner an (mündliche) Übergabezeremonien schriftlicher Dokumente, zum Beispiel bei Zeugnisverleihungen, oder an die durch Lautsprache begleitete Übergabe kleinerer Schriftdokumente wie Rechnungen, Gutscheinen oder Fahrkarten. In allen diesen Fällen spiegeln die schriftlichen Formen nicht die lautlichen Formen. Auf einem Zeugnis etwa findet sich nicht die Rede, die bei seiner Verleihung gehalten wurde. Wenn mir ein Ober eine Rechnung übergibt, liest er sie mir in der Regel nicht vor. Auch die zeitliche Verteilung der beiden Medialitätsformen ist hier von Interesse. So folgt bei einer Zeugnisverleihung auf einen kleinen Vortrag die Übergabe des Schriftdokuments: erst die (mündliche) Rede, dann die Übergabe des (schriftlichen) Zeugnisses. Auch Stellenbewerbungen können in diesem Sinn als transmediale Kommunikationen aufgefasst werden. Denn sie bestehen oft sowohl aus schriftlichen (Bewerbungsschreiben) als auch aus mündlichen Bestandteilen (Vorstellungsgespräch). Freilich sind diese beiden Bestandteile unter zeitlicher Perspektive extrem gegeneinander verschoben. Sie grenzen temporal ja gar nicht mehr aneinander, sondern sind durch eine zeitliche Spanne voneinander getrennt.

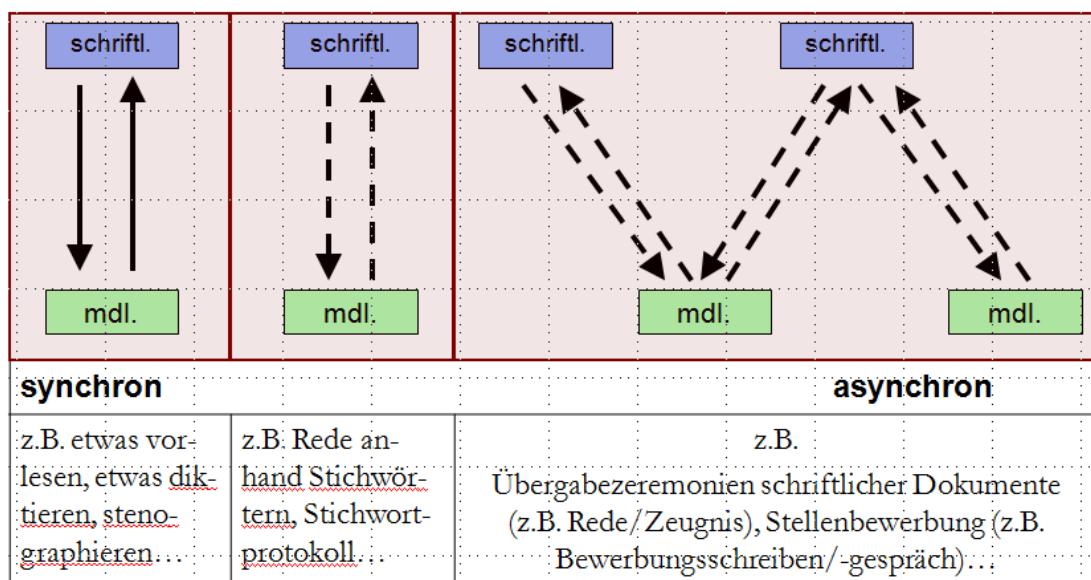


Abbildung 1

Vor diesem Hintergrund möchte ich für die zuletzt diskutierten Fälle annehmen, dass sie nicht als synchrone, sondern als *asynchrone* transmediale Kommunikationsereignisse zu charakterisieren sind. Wie bereits deutlich geworden sein dürfte, gehe ich an diesem Punkt allerdings nicht von einer Dichotomie aus. Vielmehr nehme ich eine Synchronizitätsskala an. Die schriftlichen und mündlichen Bestandteile transmedialer Kommunikation können also, zeitlich und materiell, mehr oder weniger synchron zueinander sein. Abbildung 1 verbildlicht diese

Befunde in einer (hier lediglich dreistufigen) Skala, die sich zwischen den beiden Polen (direkt-) synchron und (stark) asynchron erstreckt.

Es sei also sprachtheoretisch resümiert, dass neben mündlicher und schriftlicher Kommunikation auch mit der Existenz transmedialer Kommunikation zu rechnen ist. Sie ist dadurch ausgezeichnet, dass hier sowohl mündliche als auch schriftliche Anteile existieren. Was die (zeitliche, materielle) Koexistenz der visuellen und auditiven Anteile angeht, können synchrone von eher asynchronen transmedialen Kommunikationsformen unterschieden werden.

Die Einschlägigkeit der transmedialen Kommunikation für die linguistische Analyse darf sich natürlich nicht in der reinen Theorie erschöpfen. Es ist auch zu zeigen, dass und wie entsprechende Befunde in der Sprachwirklichkeit zu finden sind und das Spektrum der monomedialen Kommunikationsformen tatsächlich erweitern. Dieser Aufgabe möchte ich mich im Folgenden mit einem sprachhistorischen Beispiel widmen. Es wird der Zeit des Übergangs vom Frühneuhochdeutschen zum Neuhochdeutschen entnommen. Damals gab es nämlich in adeligen Kreisen eine kommunikative Praxis, die ohne den Begriff der transmedialen Kommunikation nicht angemessen beschrieben werden kann. Zur Erläuterung der soziopragmatischen Hintergründe muss etwas weiter ausgeholt werden: Vormoderne Gesellschaften waren bekanntlich stark hierarchisch in Stände gegliedert. Das Identitätsbewusstsein des Adels basierte nicht zuletzt auf mehr oder weniger fest umrissenen Sozialisierungs- und Kommunikationsmustern. So informierte man sich gegenseitig über Ereignisse wie Verlobungen, Hochzeiten, Geburten, Krankheiten, Todesfälle oder andere Begebenheiten, die man heutzutage meistens als privat deklarieren würde. Im Rahmen der Zeit muss man freilich sehen, dass derlei Ereignisse einen mehr als nur privaten Charakter besaßen. Schließlich ging es dabei um die Sicherung der dynastischen Kontinuitäten, mittelbar also um die Aufrechterhaltung der regionalen und überregionalen Ordnung. Da es im 16. und 17. Jahrhundert noch kein ausgebautes Postwesen gab und regulär erscheinende Zeitungen erst in Ansätzen existierten, musste man auf andere Techniken zurückgreifen, um entsprechende Informationen zwischen den Fürsten- und Königshäusern kursieren zu lassen. Zu diesem Zweck versandte man Boten (zeitgenössisch auch "Sekretäre") von Hof zu Hof, deren Arbeit sowohl in der Übermittlung schriftlicher Noten als auch im Vortrag mündlicher Deklamationen bestand. Faktisch handelte es sich bei diesen Formen der Nachrichtenübertragung um ein ausfeiltes System, wie auf graphischer und phonischer Basis einschlägige Nachrichten überbracht und damit zugleich Repräsentationspflichten des Adels erfüllt werden konnten. Die Praxis gehört damit faktisch in die Vorgeschichte von modernen Textsorten wie Geburtsanzeigen (Frese 1987), Hochzeits- und Todesanzeigen (v. d. Lage-Müller 1995; Eckkrammer/ Divis-Kastberger 1996; Gerhards/ Melzer 1996; Jürgens 1996; Hosselmann 2001). Aus einer anderen Perspektive kann man in diesen Sprachformen halb-öffentliche Medien sehen. Sie existierten in einer Zeit, in der eine Öffentlichkeit im modernen (bürgerlichen) Sinn noch gar nicht vorhanden war, sich aber in ersten (adligen) Formen ankündigte.

Angesichts der obigen sprachtheoretischen Reflexionen kann man die angesprochene Sprachformation mit dem folgenden Satz zusammenfassen: die damalige Adelskommunikation ereignete sich in wesentlichen Teilen als transmediale Kommunikation. Weil die Anteile schriftlicher und mündlicher Sprache zeit-

verschoben waren und materialiter wohl nur in einigen Teilen übereinstimmten, ist von einer asynchronen transmedialen Kommunikation auszugehen. Medienhistorisch lässt sich vor diesem Hintergrund beispielsweise für die Textsorte "Geburtsmitteilung" konstatieren, dass vom Frühneuhochdeutschen zum Neuhochdeutschen ein Übergang von transmedialen zu schriftlichen Kommunikationsformen vorliegt (Klein 2010).

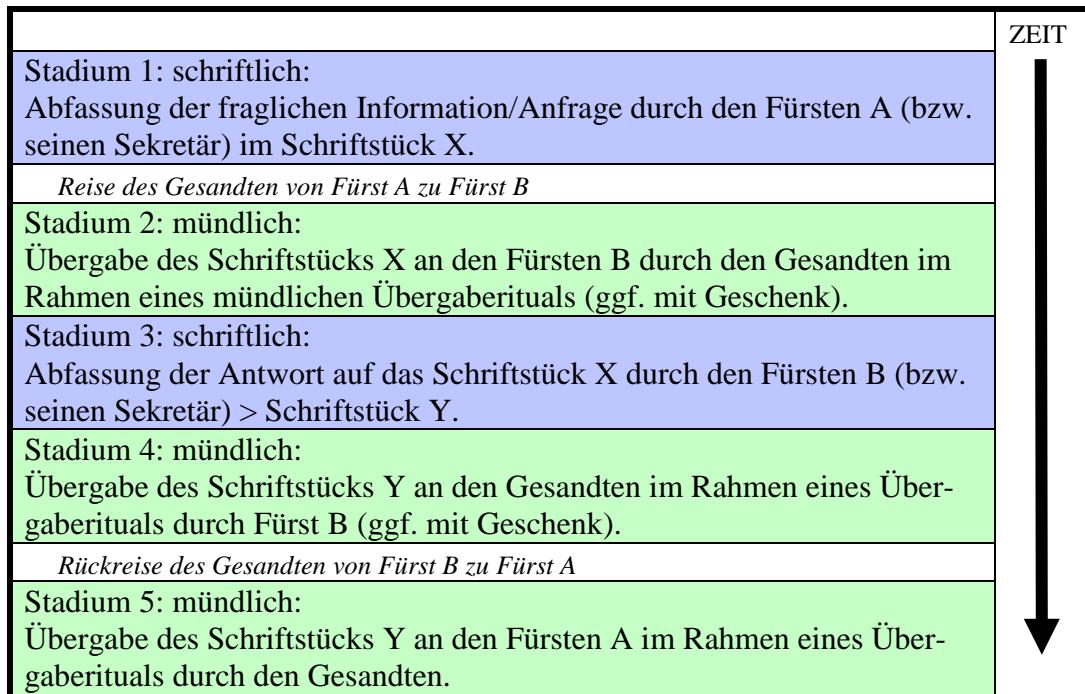
Wenn man in dieses Kommunikations- und Repräsentationsgefüge eingebunden war, reichte der Rückgriff auf diejenigen Kompetenzen, die man sich im primären Sprach- und Schrifterwerb angeeignet hatte, natürlich nicht aus. Auch der Schulunterricht half noch nicht viel weiter. Entsprechend existierte eine weitgefächerte Einführungs- und Ratgeberliteratur, deren größte Konjunktur in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts fiel. Darin wurde mit vielen Beispielen und praktischen Mustern erläutert, wie man sich – sozusagen amtlich und ohne die Drohung der sozialsymbolischen Blamage – an entsprechenden höfischen Interaktionen beteiligen konnte. Die frühneuzeitliche Präsenz der deutschen Rhetorik, deren literarisches Profil und Einbettung in die lateinische Tradition mittlerweile gut erforscht sind (wegweisend Beetz 1990; Knape 1998; Knape/Roll 2002; Knape 2006), basiert zu einem nicht-geringen Teil auf genau dieser Funktionalität. Mit dem Aufstieg des Bürgertums im 18. und 19. Jahrhundert und der in etwa gleichzeitigen Herausbildung regelmäßig erscheinender Zeitungen verlor diese Literatur an vielen Punkten ihre Verankerung in der kommunikativen Realität.

Aus derlei Anweisungstexten lässt sich aber heute noch ableiten, wie sich die angesprochene transmediale Kommunikation in Adelskreisen verkörperte und welche Maximen hier von den Kommunikationspartnern zu berücksichtigen waren. Dabei kommt es der heutigen Analyse durchaus zugute, dass diese Ratgeberliteratur oft eindeutig in schrift- beziehungsweise briefbezogene sowie laut- beziehungsweise redebezogene Anweisungen geschieden werden kann. Für erstere Gruppe standen beispielsweise Bezeichnungen wie "Sekretariatskunst" samt entsprechenden Ableitungen und Komposita (zum Beispiel Stieler 1673, 1680 und 1708), für letztere Begriffe wie "Redner" und die damit zusammenhängenden Wörter und Wortbildungen (zum Beispiel Kindermann 1660; Stieler 1688). Insgesamt wurde in diesen Schriften ein kommunikatives Expertenwissen kodifiziert, das schon von den Zeitgenossen deutlich vom üblichen (grammatischen) Schulwissen getrennt und auch mit nationalsprachlichen Konnotationen angereichert wurde (Stieler 1688:242):

Es ist nicht genug / einen Brief mit pralenden und vermeisterten Worten und Redarten ausstutzen / sondern es gehöret eine Expertenz darzu / daß man schreibe / wie es der Weltlauf mit sich bringet. Und dieses kan mich unter den Lateinern kein Cicero: unter den Welschen kein Bentivoglio unter den Franzosen kein Balsac oder Voiture, und unter den Teutschen kein Schulmeister lehren.

Auch wenn aus derartigen Normschriften – streng genommen – natürlich keine direkten Rückschlüsse auf die tatsächlichen Kommunikationsabläufe zu ziehen sind, so kann man daraus zumindest einige begründete Hypothesen ableiten. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass die vielen Auflagen der oben genannten Ratgeberliteratur in der vormodernen Kommunikationspraxis keine oder auch nur wenige Konsequenzen gehabt haben sollten.

In welchen Formen vollzog sich also die transmediale Kommunikation zwischen den Höfen der frühen Neuzeit? Einen ersten Zugang zu dieser Problematik findet man, wenn man sich die grundsätzliche Konstellation der Nachrichtenübermittlung vor Augen führt. Was ich exemplarisch für die Geburtsmitteilung genauer expliziert habe (Klein 2010), lässt sich verallgemeinern. Demnach kann man für die zeitlich sehr gedehnte, also recht asynchrone transmediale Kommunikation im wesentlichen fünf Stadien festmachen (die Verteilung der mündlichen und der schriftlichen Komponenten wird in der folgenden Stadien-Übersicht auf dieselbe Art und Weise farblich markiert wie in der obigen sprachtheoretischen Fundierung):



Aus dem Schema wird unmittelbar deutlich, welche Angriffspunkte die rhetorische Anweisungsliteratur der Zeit besaß. In den Büchern, bei denen die schriftliche Textproduktion zur Debatte stand, ging es um Formulierungshilfen, die die brieflich formulierte Information/Anfrage (Stadium 1) oder die Antwort darauf (Stadium 3) betrafen. In den lautbezogenen Büchern wurden dagegen die "Reden" bei den Übergaberitualen thematisiert, in denen die schriftlichen Dokumente schlussendlich ihre eigentlichen Adressaten erreichten (Stadium 2, 4, 5).

Es ist sehr wahrscheinlich, dass in diesem System schriftlich und mündlich transportierte Sprache gelegentlich überlappten, also nicht völlig asynchron nebeneinander liefen. Man vergegenwärtige sich nur das Verhalten des Gesandten in Stadium 3. Dort überreicht er sein Schriftstück (X) dem fremden Fürsten (B) (gegebenenfalls auch mit einem flankierenden Geschenk, das wiederum transmedial eingebettet übergeben wird (dazu zum Beispiel Kindermann 1660:I, Kap.11/12; Stieler 1673:474ff.). Dabei wird er, wie man den Anweisungstexten immer wieder entnehmen kann, zum Teil in mündlicher Rede genau das aussprechen, was er schriftlich im Brief seines Fürsten mit sich trägt, und der dem Adressaten unmittelbar danach übergeben wird. Gelegentlich finden sich in den Muster-

reden für die Übergaberituale sogar ausdrückliche Hinweise auf die Schrifttexte, die mit den begleitenden Reden an ihr Ziel gelangten. Auch zur Illustration der einschlägigen barocken Sprachkomplexität, die mit diesen kommunikativen Ritualen verbunden war, sei hier eine solche "Rede" samt Bezug auf das Schriftdokument am Beispiel einer Nachricht über den Tod eines Fürsten durch einen Schlaganfall ("Schlagfluss") vorgeführt:

Durchl. Fürst / gn. Herr / E. F. Durchl. lässt des weyland auch Durchl. Fürsten und Herrn / Herrn N. unsers im Leben gewesenen gnäd. Fürsten und Hn. Christmildester Gedächtniß / hinderlassene Fstl. Regierung Ihre untertähnigste Observanz, Treue und Gehorsam in schuldigster devotion und Ergebenheit vermelden / u. deroselben wiewol mit höchstbekümmertem und bestürztem Gemüht eröffnen / daß leider ! der allerhöchste Gott / nach seiner unendlichen Gewalt und Macht auch unbegreiflicher höchstweysen Vorsicht höchstgedachte S. Fürstl. Durchl. verwichene Nacht um 10. Uhr aus dieser Zeitlichkeit abgefördert / und also dero Fürstentum und Lande seines höchstgeehrten Haubts / auch lieb- und Lobwehrtesten Landesvaters entsetzen / nachdem höchstgedachte Sr. Fürstl. Durchl. durch einen unvermuhteten Schlagfluß plötzlich überfallen / und also unter unsern Händen höchstbedaurlich verschieden. Wie hoch nun durch diese unerwartete betrübte Begebenheit Sr. Fürstl. Durchl. sämtliche treue Diener in Bestürzung und Leidwesen gesetzen : hierzu bekennet sich mein Mund viel zu schwach auch den geringsten Teil solcher schmerzlichen Verwirrung auszureden und vorzustellen. Wann dann E. Fürstl. Durchl. nach Innhalt Keiserl. Belehnung / und vermöge Fürstvetterlichen Erbvergleiches / der nächste Fürstl. Successor und Lehnsfolger solches herrlichen Fürstentums und Landen seyn / auch uns dahero gebühren wollen / deroselben zu Bezeugung unsers ersten untertähnigen Gehorsams / zu solchen anererbt Landen Glück zu wünschen / und Ihr dero selben Fürstl. Administration und Regierung untertähnigst anzutragen; So haben E. Fürstl. Durchl. dero getreue Diener diese klägliche Begebniß ungeseumet zuhinderbringen / vor eine Ihrer höchsten Schuldigkeiten zuseyn erachtet / sich darmit herlich aufrichtend und tröstende / daß nicht allein unter Er. Fürstliche Durchleuchtigkeit gnädigsten Schutz und Schirm sie hiernechst sicher wohnen / sondern auch darneben ungezweyfelt glauben können / daß Seine höchstseelige F.D. nunmehro der Fstl. Seelen nach in unaussprechlicher Freude und Herrlichkeit sich befinden / und / an statt dieses irrischen und weltlichen / auch dahero nichtigen und flüchtigen Fürstentums / das Reich der Ehren und eine unvergängliche Krone ererbet haben. Inmittels erwartet mehrbesagte hinderbliebene Fstl. Regierung von E.F.D. gemessenen gnädigen Befehls und Verordnung / so wol / was die Beerdigung des Fürstl. Körpers an sich selbsten / als auch andere hierzubehörige Zubereitungen and Ceremonien betrifft / auch / ob und wie weit es bey dem dißfals immaßgeblich verfertigtem *Auffsatz / welchen ich hiermit in Untertähnigkeit überreiche / verbleiben / oder / was etwa noch ferner vor Anstalt hierunter gemachet werden soll.* (Stieler 1688:Buch 2, Kap. 5, § 7; vergleiche dazu auch Kindermann 1660:II, Kap. 6 [Hervorhebung von mir, WPK])

Eine genaue Analyse der hochgradig stilisierten Syntax und Lexik solcher Reden steht hier aufgrund der kommunikationstheoretischen und -historischen Stoßrichtung dieser Überlegungen nicht zur Debatte. Freilich kann man – so denke ich – dem obigen Textbeispiel schon auf den ersten Blick seine prekäre Stellung zwi-

schen Mündlichkeit und Schriftlichkeit ansehen. Denn insbesondere seine recht komplexen und verschachtelten syntaktischen Strukturen verweisen trotz seiner Titulierung als "Rede" deutlich auf einen schriftlichen Entstehungskontext. Man wird sogar annehmen dürfen, dass derlei "Reden" sich in ihrer Performanz zudem durch eine spezifische Aussprache und Prosodie von gängiger Alltagssprache abgehoben haben werden (vergleiche einige Hinweise darauf am Ende der Vorrede von Kindermann 1660). Alles in allem handelt es sich also um sprachliche Formen, deren spezifische formale Gestalt aus ihrer transmedialen Verankerung resultiert.

Frage man darüber hinaus nach der Funktionalität dieser spezifischen Sprachstrukturen, so wird man um eine Betrachtung ihrer sozialsymbolischen und -differenzierenden Kraft nicht herumkommen. Die hochgradige Künstlichkeit dieser Sprachformen, deren propositionaler (Informations-)Gehalt offensichtlich von anderen Bedürfnissen überlagert, ja teilweise regelrecht verschüttet wird, ist nämlich nur dann verständlich, wenn man sie auf das große Repräsentationsbedürfnis vormoderner Adelsschichten bezieht. Nicht nur in den Formen und Mustern von Körperhaltung, Kleidung, Habitus, Sitten und Machrepräsentanz besaß die damalige Aristokratie ein Abgrenzungsbedürfnis gegenüber niedereren Schichten, sondern auch in der Sprache. Dieser kulturhistorische Hintergrund sollte sich erst im 19. Jahrhundert mit der Durchsetzung bürgerlicher Vergesellschaftungsformen und Selbstreflexionsprozesse nachhaltig reorganisieren und den Lauf der deutschen Sprachgeschichte in eine neue Richtung lenken (Linke 1996).

Was lässt sich überdies zum Profil und weiteren Ablauf einer transmedialen Todesanzeige im 17. Jahrhundert sagen? Inhaltlich konnten sich an Verkündigungs- "Reden" wie die obige dann gegenseitige Informationen und Beileidsbezeugungen zum jeweiligen Todesfall samt Begräbnisfeier anschließen. Auch in diesem Zusammenhang kam es natürlich zu quasi-dialogischen Konstellationen, in denen schriftliche und mündliche Texte transmedial kursierten und sozialsymbolische Wirkung entfalteten. Zu denken ist etwa an die Anfertigung und Übergabe von Kondolenzschreiben und ihre Beantwortung, die Einladung zum Begräbnis und ihre Annahme, gegebenenfalls mit Ankündigungen zur geplanten Anreise und so weiter (vergleiche zum Beispiel Kindermann 1660:II, Kap. 6-9; Stieler 1673:435ff.; Stieler 1708:Tl. 1, 8. Übung, Tl. 2, 3. Übung). Im Bewusstsein der Zeit variierten die entsprechenden Textformen insbesondere im Hinblick auf den Verstorbenen. Je nachdem, ob es sich um den Fürsten selbst, seine Frau beziehungsweise Witwe, seinen Sohn oder einen anderen Adeligen handelte, gab es unterschiedliche Formeln und Gebräuche, die bei der Abwicklung entsprechender Kommunikationsformen zu berücksichtigen waren. Dabei spielten natürlich auch die verwandtschaftlichen Relationen des Adressaten zum Verschiedenen eine große Rolle. So musste sich etwa ein Schreiben beziehungsweise eine Rede an die Witwe eines Fürsten von einem Schreiben an seinen Sohn unterscheiden.

Alles in allem kann man anhand der angesprochenen (rhetorischen) Anleitungs- literatur ein lebendiges, schillerndes Bild adliger Kommunikationsformen zwischen den damaligen Höfen und Machtzentren zeichnen. Diese kurzen Andeutungen bleiben natürlich recht rudimentär. Sie sollen aber zumindest an wesentlichen Punkten gezeigt haben, dass man die damaligen Verhältnisse medien-

historisch am besten charakterisiert, wenn man sie nicht als schriftliche oder als mündliche Kommunikation, sondern als transmediale begreift.

## Fazit und Ausblick

Trotz der ohnehin kurzen Ausführungen soll der Text mit Fazit und Ausblick be- schlossen werden. In einem sprachtheoretischen Vorschlag habe ich dafür votiert, monomediale von transmedialen Kommunikationsereignissen zu unterscheiden. Unser Sprachhandeln verkörpert sich nämlich nicht nur in schriftlichem und mündlichem Agieren, sondern auch in Situationen, in denen sowohl schriftliche als auch mündliche Sprachaktivitäten neben- oder hintereinander als kommunikative Einheiten fassbar sind. In sprachhistorischer Perspektive wurde dafür in illus- trierernder Absicht die vormoderne Kommunikationspraxis zwischen Fürsten- höfen und anderen Adelsfamilien angeführt. Im Austausch von Texten *und* Reden ergaben sich transmediale Kommunikationsprozesse, deren Spezifik gesell- schaftshistorisch auf den frühneuzeitlichen Gesellschaftsstatus adeliger Schichten zu beziehen ist.

Selbstverständlich steckt im vorliegenden Versuch lediglich eine erste Skizze zur Relevanz transmedialer Kommunikationsformen in Geschichte und Gegen- wort. Weitere Untersuchungen müssen zeigen, inwiefern es bei transmedialer Kommunikation tatsächlich um ein sprachliches Handeln geht, das trennscharf von den jeweils angrenzenden mündlichen und schriftlichen Formen zu unter- scheiden ist. Phänomenologisch scheint mir das zwar einigermaßen klar zu sein, kompetenzlinguistisch ist freilich sicher noch nicht ausreichend geklärt, inwiefern und in welchem Ausmaß transmediale Kommunikationssituationen an den Sprachproduzenten und den Sprachrezipienten spezifische Anforderungen stellen, die sich von mündlicher und schriftlicher Kommunikation unterscheiden.

Dazu kommt eine terminologisch-grundlagentheoretische Problematik, die mit der Abgrenzung der fundamentalen Analyseeinheiten zusammenhängt und hier nicht unter den Tisch gekehrt werden soll. Ich bin nämlich davon ausgegangen, dass man neben Aktivitäten wie Stenographieren und Vorlesen auch transmediale Kommunikationen wie "eine Urkunde überreichen" oder "sich um eine Stelle be- werben" unterscheiden kann. In dieser Hinsicht fragt sich natürlich, ob man letz- tere Aktivitäten tatsächlich als *eine* transmediale Kommunikation charakterisieren kann. Hier liegt der Einspruch nahe, dass es sich lediglich um eine Folge von schriftlich-visuellen und mündlich-auditiven Akten handelt, die nicht durch eine übergeordnete Klammer zusammengehalten werden und sich dadurch als trans- mediale Kommunikation identifizieren ließen. Zur Verteidigung kann man vorerst nur darauf hinweisen, dass man alltagssprachlich entsprechende Aktivitäten of- fensichtlich unter einem Begriff (eben "eine Urkunde überreichen", "sich um eine Stelle bewerben") zusammenfasst. Damit konzeptualisiert man sie als eine Ein- heit, die aus unterschiedlichen medialen Aktivitäten besteht und somit eine Kenn- zeichnung als transmediale Kommunikation erlaubt. Allerdings sollte man bei der weiteren Ausdehnung der Begrifflichkeit vorsichtig sein, da am Ende nicht alle schriftlichen und mündlichen Kommunikationsaktivitäten zusammengefasst wer- den sollten, die irgendwo und irgendwie in einen bestimmten Zusammenhang ge- raten. Dadurch würde der Begriff der transmedialen Kommunikation schließlich

von seinem eigentlichen Sinn entleert und seine Anwendung würde nicht mehr zur Schärfung der linguistischen Analyse beitragen.

In historischer Perspektive wäre mit Blick auf die angesprochene Adelskommunikation genauer zu ermitteln, in welchen konkreten Formen und Typen sich in vormoderner Zeit transmediale Kommunikationsprozesse ereignet haben. Für die Epoche, die noch nicht vom Siegeszug schriftlicher Kommunikationsmittel wie Brief, Zeitung und Buch gekennzeichnet war, scheinen transmediale Kommunikationsformen zumindest in bestimmten gesellschaftlichen Kreisen eine wesentlich höhere Bedeutung gehabt zu haben als heutzutage. In den feierlichen transmedialen Übergabezeremonien von Zeugnissen, Urkunden oder diplomatischen Noten haben wir heutzutage jedenfalls nur noch transmediale Restformen derjenigen Sprachrituale, die in alter Zeit die halb-öffentliche Kommunikation in gehobenen Gesellschaftsschichten über weite Strecken geprägt haben. Dieser nicht unerhebliche Unterschied zwischen Gestern und Heute wurde wohl deshalb noch nicht genau genug thematisiert, weil medienbewusste Ansätze der Sprachwissenschaft noch längst nicht alle Spezifika von Sprache und Kommunikation aufgedeckt haben, die in der älteren, medienvernachlässigenden Sprachthematisierung – aus welchen Gründen auch immer – vernachlässigt wurden.

## Literatur

Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde (Hg.) (2006): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650 – 2000. Tübingen: Niemeyer.

Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde (2007a): Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde (Hg.), Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache. Tübingen: Niemeyer, 179–214.

Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde (Hg.) (2007b): Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache. Tübingen: Niemeyer.

Andersen, Olvind (1987): Mündlichkeit und Schriftlichkeit im frühen Griechentum. In: Antike und Abendland, H. 23/1, 29-44.

Beetz, Manfred (1990): Frühmoderne Höflichkeit: Komplimentierkunst und Gesellschaftsrituale im altdeutschen Sprachraum. Stuttgart: Metzler.

Dürscheid, Christa (2006): Einführung in die Schriftlinguistik, (3. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Eckkrammer, Eva M. / Divis-Kastberger, S. (1996): Die Todesanzeige als Spiegel kultureller Konventionen. Eine kontrastive Analyse deutscher, englischer, französischer, spanischer, italienischer und portugiesischer Todesanzeigen. Bonn: Romanistischer Verlag.

Frese, Karin (1987): Wie Eltern von sich reden machen: sprachliche Analyse von Geburtsanzeigen in Tageszeitungen zwischen 1790 und 1985. Heidelberg: Winter.

Freyermuth, Gundolf S. (2005): Der große Kommunikator. Soziale Konsequenzen von media merging und Transmedialisierung. In: Siever, T. / Schlobinski, P. / Runkehl, J.: websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet. Berlin / New York: de Guyter, 15-45.

Gerhards, Jürgen / Melzer, Astrid (1996): Die Veränderung der Semantik von Todesanzeigen als Indikator für Säkularisierungsprozesse? In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 25, 304-313.

Gessinger, Joachim / Fischer, Christian (1998): Schriftlichkeit und Mündlichkeit in Brandenburg-Berlin. In: Zeitschrift für deutsche Philologie, Jg. 117, 82-107.

Gutenberg, Norbert (2000): Mündlich realisierte schriftkonstruierte Textsorten. In: Brinker, Klaus [u.a.] (Hg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin / New York: de Gruyter, 575-587.

Haye, Thomas (2005): Lateinische Oralität. Gelehrte Sprache in der mündlichen Kommunikation des hohen und späten Mittelalters. Berlin / New York: de Gruyter.

Hennig, Mathilde (2009): Nähe und Distanzierung. Verschriftlichung und Reorganisation des Nähebereichs im Neuhochdeutschen. Kassel: kassel university press.

Hosselmann, Birgit (2001): Todesanzeigen als memento mori? Eine empirische Untersuchung von Todesanzeigen der Gegenwart. Altenberge: Oros.

Jürgens, Frank (1996): Textsorten- und Textmustervariationen am Beispiel der Todesanzeige. In: Muttersprache, Jg. 106, 226-242.

Kindermann, Balthasar (1660): Der deutsche Redner. In welchen unterschiedene Arten der Reden auff allerley Begebenheiten Auff Verlobnisse / Hochzeiten / Kind= Tauffen / Begräbnisse / auf Empfah=Huldig=Glückwünsch=Abmahn und Versöhnungen / Klag und Trost (...) enthalten sind. Frankfurt/O.: Klosemann [ND Königstein/Ts. 1974].

Klein, Wolf Peter (2010): Kaspar Stielers Sprach- und Textnormen. Das "kommunikative Ereignis" als Grundlagenkategorie frühneuzeitlicher Textsortengeschichte. In: Ludscheidt, Michael (Hg.), Kaspar Stieler (1632-1707). Studien zum literarischen Werk des "Spaten". Bucha bei Jena: quartus-Verlag, 301-323.

Knape, Joachim (1998): Rhetorik-Vokabular zur zweisprachigen Terminologie in älteren deutschen Rhetoriken. Wiesbaden: Harrassowitz.

Knape, Joachim (2006): Poetik und Rhetorik in Deutschland 1300-1700. Wiesbaden: Harrassowitz.

Knape, Joachim / Roll, Bernhard (2002): Rhetorica deutsch. Rhetorikschriften des 15. Jahrhunderts. Wiesbaden: Harrassowitz.

Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe - Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15-43.

Lage-Müller, Kathrin von der (1995): Text und Tod. Eine handlungstheoretisch orientierte Textsortenbeschreibung am Beispiel der Todesanzeige in der deutschsprachigen Schweiz. Tübingen: Niemeyer.

Linke, Angelika (1996): Sprachkultur und Bürgerum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Metzler.

Maas, Utz (1995): Bäuerliches Schreiben in der Frühen Neuzeit. Die Chronik des Hartich Sierk aus den Dithmarschen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In: Raible, Wolfgang (Hg.), Kulturelle Perspektiven auf Schrift und Schreib-

prozesse. Elf Aufsätze zum Thema Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Tübingen: Narr, 65-96.

Moos, Peter von (1991): Zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit: Dialogische Interaktion im lateinischen Hochmittelalter. In: Frühmittelalterliche Studien, Jg. 25, 300-314.

Parkes, Malcolm Beckwith (1976): The Influence of the Concepts of *Ordinatio* and *Compilatio* on the Development of the Book. In: Alexander, J. J. G. / Gibson, M. T. (ed.), Medieval Learning and Literature. Essays presented to Richard William Hunt. Oxford: Clarendon Press.

Parkes, Malcolm Beckwith (1992): Pause and Effect. An Introduction to the History of Punctuation in the West. Aldershot: Scolar Press.

Saenger, Paul Henry (1997): Space between Words: The Origins of Silent Reading. Stanford: Stanford University Press.

Schwitalla, Johannes (1983): Deutsche Flugschriften 1460-1525. Textsortengeschichtliche Studien. Tübingen: Niemeyer.

Schwitalla, Johannes (2000): Medienwandel und Reoralisierung. Phasen sprechsprachlicher Nähe und Ferne in der deutschen Sprachgeschichte. In: Klein, Dorothea (Hg.), Vom Mittelalter zur Neuzeit. Festschrift für Horst Brunner. Wiesbaden: Reichert, 669-689.

Schwitalla, Johannes (2004): Die Textsorten des Frühneuhochdeutschen. In: Besch, Werner u.a. (Hg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin: de Gruyter, Bd. 2, 1605-1623.

Schwitalla, Johannes (2006): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin: Erich Schmidt.

Stieler, Kaspar (1673): Vortrab des Allzeitfertigen Sekretariens. Das ist: Ein Versuch / wie allerhand Schreiben / höflich und geschicklich / jedoch kurz / und gleichsam mit flüchtiger Feder / abzufaßen. Eisenach: Rörer.  
Online: <<http://digilib.hab.de/drucke/I-323-12f-helmst-1s/start.htm>>.

Stieler, Kaspar (1680): Der Allzeitfertige Secretarius oder: Anweisung / auf was maasse ein jeder halbgelehrter (...) nach ieziger Art / einen guten (...) Brief schreiben und verfassen könne: Alles mit gründlichen Lehrsätzen / untadelichen Mustern und neuen Erfindungen beleuchtet / auch mehrentheils mit schicklichen Beantwortungen (...). Nürnberg: Hofmann.

Stieler, Kaspar (1688): Herrn Baltasar Kindermanns Teutscher Wolredner auf allerhand Begebenheiten im Stats- und Hauswesen gerichtet. Nach heutiger politischen Redart gebessert (...) und (...) gemehret von dem Spaten [i.e. Kaspar Stieler]. Frankfurt / Leipzig: Schrey und Meyer.

Stieler, Kaspar (1708): Der Allerneust-ankommende Secretarius. Mit sich bringend einen grossen Vorrath derer durch das gantze menschliche Leben vor kommenden Briefe. Hamburg: Liebernickel.  
Online: <<http://digilib.hab.de/drucke/wa-6978/start.htm>>.

Zander, Horst (1985): Intertextualität und Medienwechsel. In: Pfister, M. / Broich, U. (Hg.), Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer, 178-196.

## **"Wennde middi Fraa reddsd, gedds im Dialekt" - Metasprachliche Kommentare im "Jungen Sprachatlas von Unterfranken" (JuSUF)**

### **Almut König**

Bei der direkten Erhebung von Sprachdaten unterscheidet man zwei Standardsituationen: Das gezielte Interview und das freie Gespräch.<sup>1</sup> Die beiden Vorgehensweisen stehen sich jedoch nicht unversöhnlich gegenüber. Im freien Gespräch hat der Explorator die Möglichkeit, gezielte Fragen zu stellen und im gezielten Interview kommt es immer wieder zu freien Gesprächen. Diese Gespräche haben häufig den Erhebungsgegenstand, die Sprache, zum Inhalt. Über eine dialektologische Fragebacherhebung in einem oberhessischen Ort berichtet Haas: "Die Sprachthematik bot aber über den schon an sich metasprachlichen Charakter des Gesamtgesprächs hinaus noch vermehrten Anreiz zur Metakommunikation" (1998:285). Ähnliches erlebte ich bei den Befragungen für den JuSUF. Die Gewährspersonen (GP) beantworteten nicht nur die Fragen, die ich ihnen als Exploratorin stellte, sondern sie diskutierten oft recht lebhaft über ihr eigenes Sprechen und das Sprechen der anderen. Johannes Schwitalla legte großen Wert darauf, dass ich diese metasprachlichen Kommentare in den JuSUF aufnehme. Im folgenden Beitrag stelle ich das Forschungsprojekt JuSUF vor und erläutere die Typen metasprachlicher Kommentare. Anschließend präsentiere ich ausgewählte metasprachliche Kommentare aus der JuSUF-Erhebung und frage, ob sie Meinungen aus früheren Dialektzensusuntersuchungen widerspiegeln oder ob sich der Blick auf den Dialekt verändert hat.

### **1. Der JuSUF**

Der JuSUF erforscht den Dialekt und das Dialektverhalten junger Erwachsener in Unterfranken. Auf 160 Karten stellt er Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem Dialekt der jungen Erwachsenen und der Grundmundart dar, wie sie für den Sprachatlas von Unterfranken (SUF) von 1991 bis 1996 erhoben wurde. Untersuchungsgebiet ist der Regierungsbezirk Unterfranken im Norden Bayerns. Dort habe ich in 30 Orten, die alle SUF-Erhebungsorte waren, 83 junge Erwachsene (46 Männer, 37 Frauen) befragt. Die JuSUF-GP waren zum Zeitpunkt der Erhebung im Durchschnitt 26 Jahre alt und haben alle ein hohes Bildungsniveau. Die folgende Tabelle listet die Schulabschlüsse der JuSUF-GP auf.<sup>2</sup>

<b>Schulabschluss</b>	<b>Anzahl</b>
Abitur/Fachhochschulreife	38 (≈ 46%)
Mittlere Reife	26 (≈ 31%)
(Qualifizierter) Hauptschulabschluss	18 (≈ 22%)
Schüler	1 (≈ 1%)
<b>Gesamt:</b>	<b>83 (100%)</b>

Tabelle 1: Schulabschlüsse der JuSUF-GP

<sup>1</sup> Vergleiche Löffler (2003:48f.).

<sup>2</sup> Die Angabe der Zahlen erfolgt in absoluten Werten. Anteilige Werte stehen diesen nachgestellt in Klammern.

Knapp die Hälfte hat eine Hochschul- oder Fachhochschulreife, ein knappes Drittel Mittlere Reife, der Rest hat einen Hauptschulabschluss und eine Berufsausbildung.

Gegenstand des Fragebogens war auch die Frage nach der Ortsfestigkeit der Familien, aus denen die GP stammen; siehe hierzu die Tabellen 2 und 3 zur Ortsfestigkeit der Eltern und der Großeltern der JuSUF-GP.

Eltern	Anzahl der GP
Vater und Mutter aus Erhebungsort	25 (≈ 30%)
Vater aus Erhebungsort	40 (≈ 48%)
Mutter aus Erhebungsort	13 (≈ 16%)
Vater und Mutter aus anderem Ort	5 (≈ 6%)
Gesamt:	<b>83 (100%)</b>

Tabelle 2: Ortsfestigkeit der Eltern der JuSUF-GP

Großeltern	Anzahl der GP
alle Großeltern aus Erhebungsort	10 (≈ 12%)
drei Großeltern aus Erhebungsort	10 (≈ 12%)
zwei Großeltern aus Erhebungsort	29 (≈ 35%)
ein Großelternteil aus Erhebungsort	26 (≈ 31%)
keine Großeltern aus Erhebungsort	8 (≈ 10%)
Gesamt:	<b>83 (100%)</b>

Tabelle 3: Ortsfestigkeit der Großeltern der JuSUF-GP

Die Mehrheit der JuSUF-GP kommt aus Familien, die schon seit zwei Generationen am Erhebungsort leben. Bei knapp einem Drittel aller Befragten kommen beide Elternteile aus dem Erhebungsort. Nahezu zwei Drittel haben Eltern, von denen ein Elternteil aus dem Erhebungsort stammt. Einige JuSUF-GP sind Enkelkinder von Gewährsleuten aus der Befragung für den SUF. Von 90 Prozent meiner JuSUF-GP kommt mindestens ein Großelternteil aus dem Erhebungsort.

Im metasprachlichen Teil des Fragebogens mussten die GP ihr eigenes Sprechen im Vergleich zum Sprechen der anderen Mitglieder ihrer Generation bewerten. Die nachstehende Tabelle listet die Antworten zur Frage "Würden Sie sich als typische(r) Sprecher(in) für das Sprechen Ihrer Generation (Heimatort) bezeichnen?". Als Antworten vorgegeben waren "Ja", "Nein" und "Ich weiß nicht".

Ja	Nein	Ich weiß nicht	keine Angaben	Gesamt:
60 (≈ 71%)	11 (≈ 13%)	7 (≈ 8%)	5 (≈ 6%)	<b>83</b>

Tabelle 4: Sind Sie ein typischer Sprecher?

Die Frage, ob ihr Sprechen typisch für das Sprechen Ihrer Generation an Ihrem Heimatort sei, beantworteten über zwei Drittel mit "Ja". Einige waren sich nicht sicher und kreuzten "Ich weiß nicht" an, andere machten keine Angaben. Elf Gewährsleute waren der Meinung, dass sich ihr Sprechen von dem ihrer Altersgenossen unterscheide. Vier meinten, deutlich mehr Dialekt zu sprechen und vier meinten, deutlich weniger Dialekt zu sprechen. Drei erläuterten nicht, inwiefern ihr Sprechen von dem anderer Sprecher ihrer Generation an ihrem Ort abweicht.

Die Befragungen dauerten im Durchschnitt zwei Stunden. Ich habe sie entweder direkt am Erhebungsort oder an der Universität in Würzburg durchgeführt. Das erste Interview fand am 15. März 2006 in Aschaffenburg, das letzte Interview am 15. Dezember 2006 in Rüdenau bei Miltenberg statt. Die Interviews waren bis auf eine Ausnahme Gruppeninterviews.<sup>3</sup>

Forschungsinstrument war ein Fragebuch, das 400 Fragen aus den Themenbereichen Laut- und Formenlehre enthielt sowie einen metasprachlichen Fragebogen, der die GP dazu aufforderte, ihre Einstellungen, Erfahrungen und Einschätzungen zum Dialekt und zu ihrem Dialektgebrauch darzulegen. Ins Fragebuch aufgenommen waren auch die basisdialektalen Antworten aus der SUF-Erhebung für den jeweiligen Ort. Antworteten die JuSUF-GP nicht mit der im SUF belegten grundmundartlichen Variante, so stellte ich diese vor und forderte die jungen Erwachsenen auf, dazu Stellung zu nehmen. Die JuSUF-GP sollten bestimmen, ob die basisdialektalen Varianten unbekannt, bekannt oder sogar noch verwendet werden.

## 2. Metasprachliche Kommentare<sup>4</sup>

Ich unterscheide vier Typen von metasprachlichen Kommentaren:

- **Stellungnahmen zum Dialekt** kreisen um den Dialektgebrauch in Abhängigkeit von Kommunikationspartner, Lebensbereich sowie Gesprächsgegenstand und geben Beobachtungen und Einstellungen zum eigenen Dialektgebrauch beziehungsweise zum Dialektgebrauch anderer wieder.
- In **Stellungnahmen mit abgrenzendem Charakter** lehnen die GP die basisdialektalen Realisationen für sich ab und verweisen auf Orte/Räume *Benn [binden]*, *das kenn ich aach, aber wieder mehr Richtung Heiligkreuz* (Beispiel 1), und Sprecher/Sprechergruppen *Zou [Zaun] sage die Alte* (Beispiel 2), die diese suggerierten Varianten verwenden. Oder aber sie behaupten, dass sie diese Varianten nur in bestimmten Situationen *Wenn wir jetzt Holz oder was sägen, dann sooch ich ... sooch ich [...] scho aa, nimm halt das Briid [Brett] zuerst* (Beispiel 3) oder Kontexten verwenden *Komischerweise sag ich Ooa [Ohr], aber ich hab Uuenweh [Ohrenweh]* (Beispiel 4).
- **Wertende Stellungnahmen** sind Kommentare zur Frequenz *Em Moo [einem Mann] wird ach noch ... benutzt hier im Dorf, relativ häufig, ja* (Beispiel 5), zur Bekanntheit *Ja, ich ich kenn dos Goos [Gans] ach no* (Beispiel 6), zur Dialektalität *Nee, ich würds net sagn, das ist zu Dialekt* (Beispiel 7), zum Prestige *Nee, des ist zu wäldlerisch* (Beispiel 8) und zur Richtigkeit beziehungsweise zur Unrichtigkeit der suggerierten basisdialektalen Varianten

<sup>3</sup> Von März bis Dezember 2006 führte ich insgesamt 32 Interviews. Lediglich die Befragung mit GP5 am 16.3.2006 in Aschaffenburg (091abb) war ein Einzelinterview.

<sup>4</sup> Die metasprachlichen Kommentare gebe ich in einer einfachen literarischen Umschrift wieder, die mit den Buchstaben des Alphabets auszukommen sucht. Eine Liste mit allen Beispielen steht im Anhang zu diesem Aufsatz. Verwendete Abkürzungen: E = Exploratorin, GP1 = Gewährsperson 1, GP2 = Gewährsperson 2 etc.; Anmerkungen der Exploratorin stehen in eckigen Klammern [ ]; Auslassungen in Beispielen [...], Abbrüche sind durch ... gekennzeichnet, Unterstreichung markiert gleichzeitig gesprochene Textteile.

*Fraade [Freude] net, entweder Fräiid oder Fraad konnste sooche, aber Fraade ... (Beispiel 9).*

- Unter **Stellungnahme zur Grammatik** fasse ich Äußerungen der JuSUF-GP zur Phonetik *Also ich sags korz, ich kenns lang net* (Beispiel 10), Formenbildung *Boim [Bäume], Boim ohne e, Boim.* (Beispiel 11), Semantik *Bei uns häiſts [heißt es] allgemein, ma geht naus Feld, aber wenns was größeres ist, dann ists e Acker. Aber es muss scho groß sei fürn Acker* (Beispiel 12), Lexik *Das Auto hat vier Räff [Reifen] und ned vier Räder [Räder]* (Beispiel 13), Syntax *Man würde das so, in der Ding [GP meint Satzstellung] ned söö [sagen]* (Beispiel 14) und Schreibung der basisdialektalen Realisationen *Bööse Kinn [Kinder] mit dswoo n* (Beispiel 15) zusammen.

### 3. Meinungen zum Dialekt - damals und heute

Im Folgenden frage ich, ob sich der Blick auf den Dialekt verändert hat. Dazu greife ich die Kommentare Einzelner heraus, vergleiche sie mit den entsprechenden Kommentaren anderer JuSUF-GP und den Ergebnissen aus früheren Meinungsumfragen zu Dialekt und Dialektgebrauch.<sup>5</sup>

#### 3.1. Dialektgebrauch und Kommunikationspartner

In Kommentaren zum Dialektgebrauch in Abhängigkeit vom Kommunikationspartner äußern sich die GP darüber, welche Varietät sie im Gespräch mit bestimmten Personen und Personengruppen wählen (siehe Beispiel 16).

GP1: *Abba die Eldän reede ja höüdsedoox middi Kinnä quasi hochdäüdsch. Des is ja irgendwie, also irgendwie is da a scho de Hebel aigebaut, wie off de Ärwed so ungefähr, wennde meddi Kinnä reddsd, dann gehts eigendlich eher hochdäüdsch un wennde middi Fraa reddsd, so ungefähr, gedds im Dialekt. Also denk ich scho, kann ma bei einiche beobacht, dass des so gädd.*

Die Aussagen aus diesem Zitat lassen sich zu folgenden Thesen zusammenfassen:

- a) Die Kommunikation mit den Vertretern der nachfolgenden Generation, den Kindern, erfolgt nicht im Dialekt, sondern im Standard *die Eldän reede ja höüdsedoox middi Kinnä quasi hochdäüdsch.*
- b) Der Kommunikationspartner, mit dem man Dialekt spricht, gehört – wie zum Beispiel der Ehepartner – der eigenen Generation an *wennde middi Fraa reddsd, [...], gedds im Dialekt.*
- c) Die übliche Varietät im Berufsleben ist die Standardsprache *da off de Ärwed gehts eigendlich eher hochdäüdsch.*

Diese Thesen stützt GP1 mit dem Hinweis darauf, dass sie dies bei einer unbestimmten Anzahl von Leuten *einiche* beobachte. Während sich die Thesen a) und

<sup>5</sup> Als Vergleichsstudien dienen mir die Ergebnisse aus dem Bayerischen Dialektzensus (BDZ), veröffentlicht von Wagner (1987), dem Hessischen Dialektzensus (HDZ) von Frieberthäuser/Dingeldein (1989) und der Magisterarbeit von Hanušová (2005), die einen Dialektzensus im Landkreis Würzburg (WüDZ) durchgeführt hat.

b) auf den Dialektgebrauch in Abhängigkeit vom Kommunikationspartner beziehen, hat These c) das Verhältnis von Dialektgebrauch und Lebensbereich zum Inhalt (siehe 3.2.).

Die Frage nach der Abhängigkeit von Dialektgebrauch und Kommunikationspartner bringt die GP im folgenden Beispiel (Beispiel 17) auf den Punkt und formuliert auf ihre Weise, was Grice das Kooperationsprinzip<sup>6</sup> nennt.

GP2: ... normalerweise versuchsde ... versuchsde ja immä ... inner gewissn Runde, wennsde ned under Kumpels bist oder sonst was, ... angemessen dich auszudrücken.

Angemessen erscheint den JuSUF-GP der Dialekt im Gespräch mit Freunden *unter Kumpels* (Beispiel 17), mit anderen Dialektsprechern *wenn die anderen viel Dialekt sprechen* (Beispiel 18), mit dem Ehepartner *weil ich halt mim Uli verheirert bin, red ich [...] Dialekt* (Beispiel 19) und zu Hause im Gespräch mit Einheimischen *Wenn ich daheim bin, [...], red ich nur platt [...]. [...], ma schwatzt scho sein Dialekt, wann ma so dsomme sitzt* (Beispiel 20). Als unangemessen empfinden sie den Dialekt in der Kommunikation mit Fremden, wie der Exploratorin *wenn ich mich jetzt mit Ihne da drüber unterhalt würd* (Beispiel 18) oder Nicht-Einheimischen *wenn viel Auswärtige dabei sitzen* (Beispiel 18) und den eigenen Kindern. Die These a) aus Beispiel 16, dass man mit Kindern *hochdüüdsch* spricht, bestätigen viele Kommentare *ich hab früher mit der Mama hochdeutsch geredd* (Beispiel 19), *Aber mit mai Kinder red ich [...] nur hochdeutsch* (Beispiel 20), *wenn die Kinnä ned dabei wärn, deed ich a ma sooche, des Wärrä [Wetter] [...]. Äwwä [Aber], wenn die Kinnä [...] wüed ich Wäddä sooche* (Beispiel 21). Dialektverwendung im Gespräch mit Kindern geschieht eher unbeabsichtigt *rutscht mir das [...] raus* (Beispiel 22). Auch GP, die noch nicht Eltern sind, gehen davon aus, dass sie mit ihren zukünftigen Kindern nicht Dialekt sprechen werden, *Also, ich denk, dass ich mit meinen Kindern mal hochdeutsch sprech* (Beispiel 23).

Halten wir fest: Die JuSUF-GP meinen, dass Eltern mit ihren Kindern eher hochdeutsch sprechen als Dialekt, wohingegen sie im Umgang mit anderen Kommunikationspartnern durchaus Dialekt verwenden. Im Jahr 1954 zählt Henzen (1954:38) die Kommunikation zwischen Eltern und Kindern noch zu den ureigensten Domänen des Dialektgebrauchs.<sup>7</sup> Neuere und neueste Untersuchungen zur Dialektverwendung zeigen, dass immer mehr Probanden die Meinung vertreten, dass Eltern mit ihren Kindern hochdeutsch sprechen.

Der Bayerische Dialektzensus (BDZ) aus dem Jahr 1975 ergab, dass fast alle der befragten fränkischen Probanden angaben, mit ihren Kindern Dialekt zu sprechen (Wagner 1987:112). Jedoch hält Wagner als ein weiteres Ergebnis für die obere Mittelschicht und Oberschicht fest (1987:129):

Nahezu drei Viertel der Befragten geben für diese Situation "Kind" die beiden höchsten Sprechniveaus [...] an; das tendiert in die Nähe "formaler" Sprechsituationen.

<sup>6</sup> "Mache deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs, an dem du teilnimmst, gerade verlangt wird" (Grice 1975/1979, zitiert nach Hoffmann 1996:168).

<sup>7</sup> "Auf ureigenstem Gebiet als das 'Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft', befindet sich die Mundart sodann im Reiche [...] der Beziehungen von Mutter und Kind [...]" (Henzen 1954:38).

Autor	Jahr <sup>8</sup>	Raum	Wert			
			Dialekt	Umgangssprache <sup>9</sup>	Hochdeutsch	
					überwiegend	nur
BDZ	1975	Franken	92,1%			
HDZ	1984	Region Osthessen		25%	50%	
		Rhein-Main-Mischgebiet		20%	46%	
		Region Südhessen		14%	43%	
WüDZ	2005	Landkreis Würzburg	26,4%	56,8%	6,4%	

Tabelle 5: Eltern sprechen mit ihren Kindern ... ?

Friebertshäuser/Dingeldein (1989:Karte 47) erheben im Hessischen Dialektzensus (HDZ) für die an Unterfranken grenzenden Regionen Hessens, dass die Mehrheit ihrer Gewährsleute mit den eigenen Kindern hochdeutsch beziehungsweise überwiegend hochdeutsch spricht. In ihrer Magisterarbeit "Dialektzensus im Landkreis Würzburg" (WüDZ) untersucht Hanušová (2005) den Sprachgebrauch und die Einstellungen zum Dialekt von 250 Sprechern. Auf die Frage "Wie sollen Eltern und Kinder innerhalb der Familie reden?" antwortete nur ein Viertel ihrer Gewährsleute, dass Dialekt die angemessene Varietät sei. Die meisten waren der Meinung, dass man mit den Kindern innerhalb der Familie Umgangssprache oder Hochdeutsch reden solle (Hanušová 2005:47f.).<sup>10</sup> Für das Gespräch mit Ehepartnern, Freunden und Bekannten zeigt sich ein völlig anderes Bild, siehe Tabelle 6.

Autor	Jahr <sup>11</sup>	Kommunikationspartner	Wert	
			Dialekt	
BDZ	1975	Bekannte	95,2%	
		Ehegatte	94,7%	
		Freunde	93,2 %	
WüDZ	2005	Freunde und Bekannte	85,2%	

Tabelle 6: Mit dem Ehepartner, Freunden und Bekannten spricht man ... ?

Die zweite Beobachtung der JuSUF-GP, dass man mit dem Ehepartner und im Gespräch mit Freunden und Bekannten bevorzugt Dialekt spricht, deckt sich mit den Ergebnissen der Dialektzensusuntersuchungen. Hier ist und bleibt die bevorzugte Varietät der Dialekt. Die Werte gingen innerhalb eines Zeitraums von 30 Jahren im Vergleich mit dem Eltern-Kind-Gespräch nur leicht (ungefähr 10%) zurück.

Halten wir fest: Die Kommentare der anderen JuSUF-GP und die Ergebnisse aus vergleichbaren Untersuchungen bestätigen die These a) der JuSUF-GP aus

<sup>8</sup> Angegeben habe ich jeweils das Jahr, in dem die Datenerhebung stattfand.

<sup>9</sup> Hanušová (2005) unterscheidet zwischen Dialekt, Umgangssprache und Hochdeutsch. Sie erläutert diese auf der ersten Seite ihres Fragebogens in einem deutlich hervorgehobenen Block.

<sup>10</sup> Siehe hierzu auch Fritz-Scheuplein (2001:177). Ihre älteren GP geben mehrheitlich an, mit den Kindern Dialekt (21,43%) beziehungsweise Dialekt und "Gemisch" (50%) zu sprechen, wohingegen die Hälfte (50%) der jüngeren GP meint, mit dem Kindern hochdeutsch zu reden.

<sup>11</sup> Angegeben habe ich jeweils das Jahr, in dem die Datenerhebung stattfand.

Beispiel 16, dass immer weniger Eltern mit ihren Kindern Dialekt sprechen. Sie bestätigen ebenfalls die These b), dass sich dieses Verhalten nicht auf Gespräche mit anderen Kommunikationspartnern überträgt, mit denen man üblicherweise Dialekt spricht. Sie stimmen auch mit Beobachtungen Schoppenhauers (1985) für den niederdeutschen Sprachraum überein (1983:1415):

Nun sind aber mittlerweile fast alle Eltern – auch die auf dem Lande, auch die aus sozial niedrigeren, bildungsfernen Schichten – dazu übergegangen, mit ihren Kindern von Anfang an hochdeutsch zu sprechen. Das z[um] T[eil] im Gegensatz zum eigenen Sprachverhalten beim Umgang mit anderen Partnern.

### 3.2. Dialektgebrauch und Lebensbereich

Die JuSUF-GP in Beispiel 16 hatte – von mir als These c) bezeichnet – formuliert, dass die übliche Varietät im Berufsleben die Standardsprache sei:

GP1: [...] wie off de Ärwed so ungefähr, [...] dann gehts eigentlich eher hochdäüdsch.

Hier äußert sich die GP zum Dialektgebrauch in Abhängigkeit vom Lebensbereich. Der metasprachliche Fragebogen im JuSUF enthielt unter anderem die Frage nach den Lebensbereichen, in denen die GP Dialekt verwenden. Vorgegeben waren Arbeit, Familie, Freunde und Freizeit. Die GP hatten auch die Möglichkeit, weitere Lebensbereiche einzutragen, nutzten diese jedoch kaum. Zwei GP gaben an *im Verein* und eine ergänzte, dass sie *im Dorfleben* Dialekt spreche. Die Auswertung des metasprachlichen Fragebogens ergab, dass die JuSUF-GP am seltensten auf der Arbeit und am häufigsten in der Familie und unter Freunden Dialekt sprechen.<sup>12</sup> Eine GP, die in der Verwaltung im mittleren Dienst angestellt ist, notierte, dass sie auf der Arbeit Dialekt spreche und fügte als Randnotiz hinzu: *außer im Bürgerkontakt*. Eine andere schrieb *mit meinem Vater* an den Rand. Die folgende Tabelle 7 listet die Ergebnisse aus den Dialektzensusuntersuchungen zum Dialektgebrauch auf der Arbeit.

Autor	Jahr <sup>13</sup>	Raum (Kommunikationspartner)	Wert	
			(auch) Dialekt	(nur) Hochdeutsch
BDZ	1975	Franken (mit Kollegen)	84,7%	13,8%
		Franken (mit Vorgesetzten)	66,6%	30,7%
HDZ	1984	Region Osthessen	34%	61%
		Rhein-Main-Mischgebiet	39%	55%
WüDZ	2005	Region Südhessen	53%	45%
		Landkreis Würzburg	11,6%	keine Angaben
JUSUF	2006	Unterfranken	27%	keine Angaben

Tabelle 7: Auf der Arbeit spricht man ... ?

<sup>12</sup> Sowohl für den Bereich Familie als auch für den Bereich Freunde gaben 65 JuSUF-GP (≈ 78%) Dialekt als die übliche Varietät an.

<sup>13</sup> Angegeben habe ich jeweils das Jahr, in dem die Datenerhebung stattfand.

Der BDZ ergab für Franken, dass die Mehrheit der Befragten auf der Arbeit im Gespräch mit Kollegen und mehrheitlich auch im Gespräch mit Vorgesetzten Dialekt spricht (Wagner 1987:112). Der HDZ weist in den hessischen Nachgebieten niedrigere Werte für den Dialektgebrauch bei der Arbeit aus (siehe HDZ 1989:Karte 52). Noch niedriger ist der Wert, den Hanušová (2005:46) für den Landkreis Würzburg vorlegt. Dies deutet auf einen Rückgang der Dialektverwendung am Arbeitsplatz hin im Vergleich zu den Ergebnissen des BDZ im Jahr 1975. Dagegen überrascht der hohe Wert aus dem JuSUF auf den ersten Blick, zumal das Durchschnittsalter der JuSUF-GP niedriger und das Bildungsniveau höher ist im Vergleich zum WüDZ.<sup>14</sup> Der höhere Wert kann nicht als Renaissance des Dialektgebrauchs im Berufsleben verstanden werden. Ich interpretiere ihn vielmehr als Stadt-Land-Unterschied, denn die Mehrheit der JuSUF-GP stammt aus stark ländlich geprägten Teilen Unterfrankens. Dagegen wohnen die GP aus Hanušovás Befragung im Umland von Würzburg.

Im Kreise der Kollegen scheint Dialekt auf der Arbeit akzeptiert zu sein. Über die Hälfte (57%) der JuSUF-GP geben an, dass die Arbeitskollegen ihren Dialekt – gemeint ist der Dialekt der JuSUF-GP – gut finden. Dass die Kollegen den Dialekt seltsam oder doof finden, kreuzte nur ein Viertel (25%) an. 13% machen sich keine Gedanken darüber, wie die Kollegen ihren Dialekt finden und 5% (= vier GP) machten keine Angaben. Tatsächlich sprechen einige JuSUF-GP auf der Arbeit Dialekt *ich hab uffm Gericht geschafft. Also, ich hab mit Rechtsanwält gebabbelt. Die hamm mich verstanne* (Beispiel 24) oder kennen Leute, die unabhängig vom Lebensbereich immer Dialekt sprechen *Ja, dar reed ümma. Egal wer da mit wem.* (Beispiel 25). Nicht akzeptiert scheint der Dialektgebrauch in der Schule und in der Ausbildung an der Universität zu sein. Hier berichten die GP von Restriktionen. Lehrer schicken dialektprechende Kinder aus der Klasse *da musst er raus* (Beispiel 26), Mitschüler lachen sie aus *die lache dann ja nur* (Beispiel 27). Dozenten korrigieren dialektprechende Studenten so, dass diese ihren Dialekt als Nachteil empfinden, was das folgende Beispiel 28 verdeutlicht:

E: Haben Sie Nachteile gehabt? [...]

GP1: Klar, bei Mittelhochdeutsch, wenn ich immer vorlees muss, weil der will ja, dass ich spraach [spra:x] saache, also so Norddeutsch.

Der Lebensbereich, in dem Dialekt am häufigsten gesprochen wird, ist – so meinen die JuSUF-GP – die Familie. Auch im HDZ und bei Hanušová (2005) sind die Werte für den Dialektgebrauch in den Familien hoch.<sup>15</sup> In den metasprachlichen Kommentaren mit abgrenzendem Charakter benennen die JuSUF-GP immer wieder Familienmitglieder, die die basisdialektalen Varianten noch verwenden würden. Angeführt werden die Großeltern *Also, mein Omma säichts [sagt es] scho* (Beispiel 29), die Eltern *Das sagt die Mutter, aber ich saach des net* (Beispiel 30) und die Geschwister *Mei Bruder tät aber soochn brääd [breit]* (Beispiel 31). Häu-

<sup>14</sup> Zum Zeitpunkt der Datenerhebung waren Hanušovás GP im Durchschnitt 48,3 Jahre alt. Knapp die Hälfte (46,8%) haben einen Volks- oder Hauptschulabschluss, nur ein Fünftel (18,4%) eine Hochschulreife (vergleiche Hanušová 2005:32f.).

<sup>15</sup> Der HDZ (1989:Karte 35) weist für Dialektverwendung in der Familie folgende Werte aus: Region Osthessen 71% Dialekt, 27% Hochdeutsch; Rhein-Main-Mischgebiet 76% Dialekt, 24% Hochdeutsch; Region Südhessen 83% Dialekt, 15% Hochdeutsch. Hanušová (2005:46) liefert einen Wert von 88,8% für Dialektverwendung in der Familie.

fig äußern die JuSUF-GP, dass Familienmitglieder die Kommunikationspartner sind, mit denen sie Dialekt sprechen. An prominenter Stelle stehen wiederum die Großeltern *Nee, so was nur mit der Oma* (Beispiel 32) und die Eltern *Ächa [Eiche]*. [...] *Wenn ich mit meim Vadda [Vater] red, scho* (Beispiel 33), seltener die Geschwister (Beispiel 34). Explizit ausgenommen werden die Kinder, wie das folgende Beispiel 34 zeigt:

GP2: Sacht mer scho, also manchmal würd ichs ach scho noch saachn. Wenn ich jetzt mit meine Kinna schbräch, sach ichs nädd. Aber so, wenn ich mich mit meiner Schwestern mich unterhalt, die zwoo Jahr älter oder jünger ist, dann saach ich scho noch Damme [Daumen].

Halten wir fest: Der Anteil an GP, die angeben auch auf der Arbeit Dialekt zu sprechen, ist in früheren Untersuchungen deutlich höher als in jüngeren. Dieser Rückgang weist auf eine veränderte Einstellung zum Dialektgebrauch im Lebensbereich "Arbeit" hin. Grundsätzlich verpönt ist, so zeigen es die Kommentare, der Dialekt nicht auf der Arbeit, sondern in der Schule und Hochschule. Die konstant hohen Werte in allen Untersuchungen zeigen: die Meinung "die Domäne des Dialekts ist die Familie" bleibt weiterhin vorherrschend.

#### 4. Schluss

Metasprachliche Kommentare vermitteln nicht die Mundart selbst, sondern die Meinungen der Befragten darüber. Krämer (1995) weist darauf hin, dass "diese Ansichten vom tatsächlichen Sprachgebrauch weit entfernt sein können" (1995:71). Allerdings geben veränderte beziehungsweise konstante Meinungen auch Hinweise auf Veränderungen beziehungsweise auf Konstanten im Sprachgebrauch. Konstant bleiben die Meinungen über den Dialektgebrauch in der Familie und im Gespräch mit vertrauten Gesprächspartnern, die der eigenen Generation beziehungsweise früheren Generationen angehören. Verändert zeigen sich dagegen die Aussagen über den Dialektgebrauch auf der Arbeit und im Gespräch mit der nachfolgenden Generation, den Kindern. Nach Löffler sind "kollektive Meinungen und Urteile in hohem Maße handlungssteuernd und damit wirklichkeitsbestimmend" (2005:39). Die Veränderungen im Lebensbereich "Arbeit" zeigen, dass der Dialekt in der Gesprächssituation "öffentlich, formal" immer weiter verdrängt wird. Die niedrigen Werte für den Dialektgebrauch im Umgang mit Kindern offenbaren eine Spaltung des Verwendungsbereichs "privat" in einen Bereich, in dem Dialekt und einen Bereich, in dem neuerdings Standard gesprochen wird. Wie sich diese grundlegende Veränderung des Dialektgebrauchs auf die Dialekte in Unterfranken auswirkt, gehört zu den Fragestellungen, die ich im Forschungsprojekt JuSUF untersuche.

## 5. Beispiele

### Beispiel 1 Zeitlofs

GP1: Benn [binden], das kenn ich aach, aber wieder mehr Richtung Heiligkreuz, Burgsinn, Obersinn die Ecke, die sooche dann mehr mehr benn.

### Beispiel 2 Rüdenau

G1 [sp.]: Zou [Zaun] sage die Alte. E: Genau, des war die Frage gewesen, Zou. GP1: Kenn ich, würd ich aber net saache. E: Bekannt. GP2: Ich a net. GP1: Aber kenne duu ichs. E: Sie kennens. GP1: Zou. GP2: Aber saache würd ich des net.

### Beispiel 3 Waldbüttelbrunn

GP2: Wenn wir jetzt Holz oder was sägen, dann soch ... soch ich zum Hans scho aa, nimm halt das Briid [Brett] zuerst.

### Beispiel 4 Weibersbrunn

GP3: Komischerweise sag ich Ooa [Ohr], aber ich hab Uuenweh [Ohrenweh].

### Beispiel 5 Schonderfeld

GP3: Em Moo [einem Mann] wird ach noch ... benutzt hier im Dorf, relativ häufig, ja.

### Beispiel 6 Königsberg in Bayern

GP2: Ja, ich ich kenn dos Goos [Gans] ach no.

### Beispiel 7 Sulzbach am Main

[E suggeriert broone [braune]] GP1: Nee, ich würds net sagn, das ist zu Dialekt.

### Beispiel 8 Sulzbach am Main

[E suggeriert horen [hat ihn]] GP1: Nee, des ist zu wäldlerisch.

### Beispiel 9 Weibersbrunn

GP2: Fraade [Freude] net, entweder Fräüd oder Fraad konnste sooche, aber Fraade ...

### Beispiel 10 Rüdenau

GP1: Also ich sags korz, ich kenns lang net.

### Beispiel 11 Erbshausen

GP3: Boim [Bäume], Boim ohne e, Boim.

### Beispiel 12 Eibelstadt

GP1: Bei uns häßts [heißt es] allgemein, ma geht naus Feld, aber wenn was größeres ist, dann ists e Acker. Aber es muss scho groß sei fürn Acker.

### Beispiel 13 Rödelmaier

GP2: Ja, wenn das so hässt. Das Auto hat vier Räff [Reifen] und ned vier Räder!

### Beispiel 14 Haselbach

GP1: Man würd das so, in der Ding [GP meint Satzstellung], ned söö [sagen].

### Beispiel 15 Weibersbrunn

GP3: Bööse Kinn [Kinder] mit dswoo n.

### Beispiel 16 Haselbach

GP1: Abba die Eldän reede ja höüdsedoox middi Kinnä quasi hochdäüdsch. Des is ja irgendwie, also irgendwie is da a scho de Hebel aigebaut, wie off de Ärwed so ungefähr, wennde meddi Kinnä redds, dann gehts eigendlich eher hochdäüdsch un wennde middi Fraa redds, so ungefähr, gedds im Dialekt. Also denk ich scho, kann ma bei einiche beobacht, dass des so gädd.

### Beispiel 17 Haselbach

GP2: ... normalerweise versuchsde ... versuchsde ja immä ... inner gewissn Runde, wennsde ned under Kumpels bist oder sonst was, ... angemessen dich auszudrücken.

### Beispiel 18 Obereisenheim

GP2: Es kommt drauf an, mit wem man sich unterhält. GP1: Es kommt auf die Situation drauf an, ja. GP2: Also, ich gläbb [glaube] es kommt drauf an jetzt, wenn ich mich jetzt mit Ihne da drüber unterhalt würd, würd ich saach: der hüüd die Sch... E: [fragt nach und präzisiert die Situation] GP2: Es kommt drauf an, wer mit dabei sitzt. Wenn die anderen viel Dialekt sprechen, fällst de automatisch da nei. GP1 [bestätigend]: Ja. GP2: Des kommt immer drauf an. Oder jetzt wenn viel Auswärtige dabei sitzen oder halt, was weiß ich, Zugezogene kannst de a sach.

### Beispiel 19 Oberaltertheim

GP2: Ja, wärglich, weil ich hab früher mit der Mama hochdeutsch geredd ... GP1: Ja, stimmt. GP2: und blooës mit der Omma Dialekt GP3: Stimmt, stimmt. GP2: Und jetzt, weil ich halt mim Uli verheiert bin, red ich jetzt halt widder Dialekt.

### Beispiel 20 Ostheim vor der Rhön

GP3: Wenn ich daheim bin, also sprich in Urspringen, red ich nur platt. [...]. Aber mit mai Kinder red ich jetzt zum Beispiel nur hochdeutsch. [...] GP1: Aber doch, ma schwatzt scho sein Dialekt, wann ma so dsomme sitzt. [...].

### Beispiel 21 Mömbris

GP2: Ja, es kimmtd drauf oo. Vielleicht, wenn die Kinnä ned dabei wärn, deed ich a ma soooche, des Wärrä is hoid ned so gut. Äwwä, wenn die Kinnä ... des ... wüed ich Wäddä soooche.

### Beispiel 22 Obereisenheim

GP1: Also ich, wenn mitn mitn Philipp [Sohn von GP1] durch die Geeched [Gegend] marschier und sached, do licht e Faaden. Da freecht er: Was liegt da? A Feder. Ne. Aber erschdemal rutscht mir ... das Ding [GP meint die basisdialektale Variante] raus.

### Beispiel 23 Oberalterheim

GP2: Also, ich denk, dass ich mit meinen Kindern mal hochdeutsch sprech, oder das Hochdeutsch, was ich kann und der Uli Dialekt.

### Beispiel 24 Mömbris

GP2: Sprichst du ach in de Firma, also uff de Gemoinde Platt? GP1: Ich hab sogar in Frankfort so gebabbelt. Die hamm mich einwandfrei verstanne. Ich hab von jedem gesacht kriegt: Wos hasdn du fiä än scheene Dialekt. Also, ich hab uffm Gericht geschafft. Also, ich hab mit Rechtsanwält gebabbelt. Die hamm mich verstanne. ... Natürlich, wenn ich jetzt ... ich hat auch aus Leipzig dran, da musst ich, da hab ich mich von allo scho dran gehalde, wobei ich mir soch, wie die losgeleecht hat: Hier is des und des aus Lääibdsisch [GP1 ahmt die Sprecherin aus Leipzig nach] da hab ich mir gedacht, da hätt ich auch babbele könne, wie ich wollt.

### Beispiel 25 Oberalterheim

GP2: Ich red in meiner Freizeit immer Dialekt, weil der Uli da ümma dabei is. GP1: Und dar red ümma ... GP2: Ja, dar reed ümma. GP3: Egal wer da mit wem. GP2: Ja. GP3: Ja, stimmt.

### Beispiel 26 Weibersbrunn

GP3: Ich erinner mich aber do droo zum Beispiel. Mir ham ja ach die die Stroos bei uns im Ort, die heißt am Aaschwald [EICHWALD] und bei uns ist einer in der Klass, der mussd saache, wo er wohnt und da hat er am Aaschwald gesacht und da musst er raus. [Alle lachen]. Weil die Lehrerin, die kam auch aus dem Hochdeutsch, die hod dos ni verstanne. Die hat gedacht der Arschwitz.

### Beispiel 27 Rüdenau

GP2: Doch, weil, wenn ma ... im Deutschunterricht, im Gymnasium braucht ma ned oofange doo demit. Das ist genauso, wie statt dass wird immer damit verwendet bei uns normal. E: Ja? GP2: Das wird gemacht damit des und des ... und das wird gemacht, dass ... und wenn ma sich des oogewöhnt, da kriegt man das in der Schuul hundertprozentig abgewöhnt. E: Aber ich mein, wenn Sie jetzt so miteinander sprechen, würden Sie dann sagen e Fäddern oder e Fedder? GP1: A Fädda [Feder] GP2: E Fädda, ja. GP1: Es ist aber glaub ich, es liecht aber glaub ich do droo, weil mir doch öfter hochdeutsch spreche müsse, wie früha, als weil ich muss im geschäft hochdeutsch spreche. GP2 Die verstehn mich gar net, wenn ich in der Schuul ... GP1: Mich versteht a känna. GP2: Die lache dann ja nur.

### Beispiel 28 Üchtelhausen

E: Haben Sie Nachteile gehabt? [...] GP1: Klar, bei Mittelhochdeutsch, wenn ich immer vorlees muss, weil der will ja, dass ich spraach [spra:x] saache, also so Norddeutsch.

### Beispiel 29 Wasserlosen

E [suggeriert Kaam [Kamm]]. GP1: Also, mei Omma säichts [sagt es] scho.

### Beispiel 30 Üchtelhausen

GP1: di Fraa vo dämm. E: Ja. GP2: Das sagt die Mutter, aber ich saach des net. GP1: Nää, ich aber auch nigs mehr.

### Beispiel 31 Königsberg in Bayern

GP2 [antwortet]: Breit. Mei mei Bruder tät aber soochn brääd [breit].

### Beispiel 32 Schweinfurt

[E suggeriert Hünd [Hund]] GP1: Ich hätt jetzt Hünd fast gesacht. E: Ja? Würden Sie das sagen, Hünd? GP1: Kommt drauf an mit wem. Also, ... bei meiner Oma kenn ich das schon, dass es die Hünd gibt vorm Haus. E: Wär Ihnen net ganz fremd, also. Könnten Sie sich vorstellen. GP1: Aber mit Freunden. GP2: Nee, mit Freunden nicht. GP1: Nee, so was nur mit der Oma. GP2: Genau, das spaltet sich dann.

### Beispiel 33 Ebern

E: Und die Eiche? GP1: Ächa. E: Würdest du das noch sagen? GP1: Wenn ich mit meim Vadda [Vater] red, scho.

### Beispiel 34 Waldbüttelbrunn

GP2: Sacht mer scho, also manchmal würd ichs ach scho noch saachn. Wenn ich jetzt mit meine Kinna schbräch, sach ichs nädd. Aber so, wenn ich mich mit meiner Schwestern mich unterhalt, die zweo Jahr älter oder jünger ist, dann saach ich scho noch Damme [Daumen].

## 6. Literatur

Friebertshäuser, Hans / Dingeldein, Heinrich J. (1989): Hessischer Dialektzensus: Statistischer Atlas zum Sprachgebrauch. Hergestellt mit Softwareprogrammen von Harald Händler und Wolfgang Putschke. Tübingen: Franke Verlag.

Fritz-Scheuplein, Monika (2001): Geteilter Dialekt? Untersuchungen zur gegenwärtigen Dialektsituation im ehemaligen deutsch-deutschen Grenzgebiet. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.

Grice, Herbert Paul (1975/1979): Logik und Konversation. In: Hoffmann, Ludger (Hg.) (1996), Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin / New York: de Gruyter Verlag, 163-182.

Haas, Walter (1998): Über die Entstehung von Sprachnormen im Gespräch. In: Ernst, Peter / Patocka, Franz (Hg.), Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien: Edition Präsens, 285-296.

Hanušová, Anna (2005): Dialektzensus im Landkreis Würzburg. Magisterarbeit. Typoskript. Würzburg.

Henzen, Walter (1954): Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen. Bern: Franke Verlag.

Krämer, Sabine (1995): Die Steigerwaldschanke. Zum Aufbau einer ostfränkischen Dialektgrenze. Würzburg: Könighausen und Neumann.

Löffler, Heinrich (2003): Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen: Narr.

Löffler, Heinrich (2005): Germanistische Soziolinguistik. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Rein, Kurt / Scheffelmann-Mayer, Martha (1975): Funktion und Motivation des Gebrauchs von Dialekt und Hochsprache im Bairischen. Untersucht am Sprach- und Sozialverhalten einer oberbayerischen Gemeinde (Walpertskirchen, Landkreis Erding). In: ZDL 42, 257-290.

Schoppenhauer, Claus / Werlen, Ivar: Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. In: Besch, Werner et al. (Hg.), Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Bd. 2. Berlin/New York: de Gruyter Verlag, 1411-1427.

SUF = Sprachatlas von Unterfranken (2005ff.): Hrsg. von Norbert Richard Wolf und Sabine Krämer-Neubert. 7 Bde. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.

Wagner, Eberhard (1987): Das Fränkische Dialektbuch. Mit einem Beitrag von Reinhard Rascher. München: Beck.

Zehetner, Ludwig (1985): Das bairische Dialektbuch. Unter Mitarbeit von Ludwig M. Eichinger, Reinhard Rascher, Anthony Rowley und Christopher J. Wickham. München: Beck.

# **Kommunikationsmentalitäten – Kommunikationsgeschichte als Beitrag zur Untersuchung natürlicher Gesprächsleitbilder<sup>1</sup>**

**Werner Nothdurft**

## **1. Das Phänomen: Kommunikationsmentalitäten – natürliche Vorstellungen von Gesprächen**

Die nachfolgenden Überlegungen beziehen sich nicht auf Kommunikationsereignisse, sondern auf die Vorstellungen, die Menschen sich von solchen Ereignissen machen, die Wahrnehmungen, die sie von Kommunikationsereignissen haben und die Erwartungen, mit denen sie an Kommunikation herangehen.

Das Gesprächsverhalten von Menschen wird unter anderem bestimmt von dem Verständnis, das sie von Kommunikation generell besitzen, an dem sie sich orientieren und aus dem heraus sie Erwartungen an das Verhalten Anderer formulieren.

Ohne dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt verlässliche Erkenntnisse über die Struktur solcher Vorstellungen vorliegen, kann immerhin gesagt werden: Es handelt sich um ein Geflecht unterschiedlicher kognitiver und affektiver Momente; dazu gehören sicher *Ideale*, die man anstrebt, *Bewertungen*, auf die man seine Wahrnehmungen und Interpretationen gründet, *Modelle* des kommunikativen Geschehens, mit deren Hilfe man sich Ereignisse und Prozesse erklärt, *Regeln*, auf die man sich im eigenen Verhalten verlässt und die man auch gegenüber Anderen in Anschlag bringt, also *Gesichtspunkte*, die handlungspraktisch ungemein relevant sind, gleichsam ein *Leitsystem für Gesprächsverhalten* und zugleich Ressource für die Stabilisierung des interaktiven Geschehens (vergleiche Silverstein/Urban 1990).

Im Folgenden einige dieser Momente, erläutert an Beispielen aus unterschiedlichen historischen Epochen:

*Kommunikationsideale / Grundkriterien – wie Kommunikation sein sollte:*

- Schön
- Raffiniert
- Einfach
- Effektiv
- Ziemend
- Unterhaltsam
- Ernsthaft
- Amüsant
- Bildend
- Anmutig

---

<sup>1</sup> Die nachfolgenden Überlegungen verdanken sich den inspirierenden und ermutigenden Gesprächen mit Johannes Schwitalla in Würzburg und Fulda.

*System von Moral und Bewertungen – was besser ist:*

Sich zu verstehen	ist besser als	sich nicht zu verstehen
Offen zu sein	ist besser als	sich zu verstellen
Ehrlich zu sein	ist besser als	zu lügen
Sich nahe zu sein	ist besser als	sich fern zu sein
Sachlich zu sein	ist besser als	unsachlich zu sein
Fair zu sein	ist besser als	diskriminierend/verletzend zu sein
(oder umgekehrt)		

*Modelle – wie Kommunikation funktioniert:*

- Vorstellungen über den Status und die psychosoziale Ausstattung von Beteiligten an Kommunikation: "Sender"- "Empfänger", "Sprecher"- "Hörer"<sup>2</sup>
- Vorstellungen über den Umgang mit sprachlichen Ausdrücken: Missbrauch (zum Beispiel Desmet/Rooryck/Swiggers 1990), Verschleierung, Verfall, Abnutzung (zum Beispiel Basso 1979)
- Vorstellungen über die Wirkungsweise von Kommunikation: sprachmagische Vorstellungen, Vorstellungen von "Informationsverarbeitung"

*Regeln – Was man darf und was man nicht darf*

- Jemanden unterbrechen
- Laut Reden/Schreien
- Murren<sup>3</sup>

Solche Vorstellungszusammenhänge bezeichne ich als Kommunikationsmentalitäten. Für sie gilt:

- Kommunikationsmentalitäten sind leitend für das praktische Gesprächsverhalten von Gesellschaftsmitgliedern.
- Kommunikationsmentalitäten stehen in einem Zusammenhang mit generellen kollektiv verbreiteten Auffassungen in einer Gesellschaft, also mit Kultur.
- Man kann sie als Muster gesellschaftlicher Selbstverständigung (im Sinne Rortys 1989) über Kommunikation verstehen.<sup>4</sup>

Bestimmte Aspekte solcher Mentalitäten wurden unter engeren Fragestellungen schon früher untersucht:

- Der metaphorische Gehalt von Vorstellungen über Kommunikation; zum Beispiel die Metapher des "Kabels" oder "Drahts" in der nachrichtentechnisch geprägten Vorstellung über Kommunikation (vergleiche Reddy 1979); die "Kübel"-Theorie der Bedeutung (Krippendorff 1990), die Metapher der Kraft

<sup>2</sup> Vergleiche Nothdurft (2009) zum Zusammenhang solcher Beteiligungsvorstellungen mit dem dominanten politischen Diskurs der westlichen Moderne.

<sup>3</sup> Vergleiche Wenzel (1995) zum Status des Murrens in den Leitvorstellungen über Kommunikation im höfischen Diskurs des Mittelalters.

<sup>4</sup> Es versteht sich, dass Kommunikations- und Sprachtheorien im Sinne des hier entwickelten Konzeptes ebenfalls Kommunikationsmentalitäten und damit Gegenstand der Erörterung sind. Insofern verstehe ich diese Arbeit auch als Beitrag zur Methodologie der Gesprächsforschung. (vergleiche auch Nothdurft 2007).

in alltagsweltlichen Konflikt-Auffassungen (Nothdurft 2000); vergleiche allgemein zur Bedeutung von Metaphern für die Reflexion über Kommunikation Lakoff/Johnson (1999).

- Der ideologische Charakter solcher Vorstellungen (zum Beispiel Irvine/Gal 2000, Woolard/Schieffelin 1994)
- Kommunikationsideale (zum Beispiel Göttert 1988)
- Kommunikationsbewusstsein (zum Beispiel Inoue 2002).

Gegenwärtig gibt es insbesondere zwei Forschungsprogramme, die sich der Erforschung solcher Vorstellungszusammenhänge widmen:

- Das Programm der *Metapragmatics* (Lucy 1992) interessiert sich für die alltagssprachlichen Vorstellungen von Mitgliedern einer Kommunikationsgemeinschaft über ihr Reden beziehungsweise interaktives Handeln, gleichsam die naiven Theorien über verbale Interaktion, zum Beispiel die Vorstellung von Kindern über "Versprechen" (vergleiche Astington 1990).
- Das Programm der *linguistic ideology* (zum Beispiel Irvine/Gal 2000) untersucht die politischen und moralischen Impulse, Haltungen und Interessen, die in die gesellschaftlich dominante Auffassung über Sprache und Kommunikation eingehen beziehungsweise diese bestimmen, zum Beispiel die Rolle der Sprachenpolitik im Zuge der Nationalstaatenbildung. Woolard charakterisiert language ideology als "self evident ideas and objectives a group holds concerning roles of language in the social experiences of members as they contribute to the expression of the groups" und als "cultural system of ideas about social and linguistic relationship, together with their loading of moral and political interests" (Woolard 1998:10).

## 2. Dimensionen von Kommunikationsmentalitäten

Ich bestimme Kommunikationsmentalitäten durch folgende Merkmale:

Die Mentalität ist *kollektiv geteilt* – sie ist Bestandteil einer kollektiv verbreiteten Haltung der Mitglieder einer Kommunikationsgemeinschaft gegenüber der Welt, den Mitmenschen, der Vergangenheit und dem Leben.

Die Mentalität ist *omnipräsent* – sie begegnet den Mitgliedern einer Kommunikationsgemeinschaft in unterschiedlichen Segmenten ihres gesellschaftlichen Lebens. Sie ist damit Bestandteil eines "Verständigungszusammenhangs" im Sinne von Cleve (1996).<sup>5</sup>

<sup>5</sup> Cleve nutzt den Begriff des "Verständigungszusammenhangs", um zu rekonstruieren, wie sich im 19. Jahrhundert neue gesellschaftliche Leitvorstellungen über "Geschmack" herausgebildet haben, die solche der durch feudale Gesellschaftsordnung fundierten ablösten beziehungsweise ersetzen. Sie zeigt, dass unterschiedliche gesellschaftliche Akteure einen solchen "Verständigungszusammenhang" schufen ("... eine gemeinsame Basis der Verständigung zwischen Personen und Orten (...), Gemeinsamkeiten des Wissens, des Fühlens und des ästhetischen Urteilens", Cleve 1996:347), der Ordnungsprinzipien zur Beurteilung der ästhetischen Qualität von Gebrauchsgegenständen lieferte (Möbel, Kleidung, Haushalt, Accessoires). Zu den relevanten Akteuren gehörten Institutionen ästhetischer Bildung ("Kunstgewerbeanstalten"), neue Formen von Öffentlichkeit, Vorstellungen von "Bürgerlichkeit", Akzentuierungen zwischen "Hauptstadt" und "Provinz", Musterbücher, Industrie und, vor allem, Museen.

Die Mentalität ist *modisch* – sie kann die Realisation eines Kommunikationsprogrammes sein, das jeweils aktuellen politischen, zum Beispiel emanzipatorischen, Anspruch hat, zum Beispiel ein Programm feministischer Sprachkritik, das Programm klientenzentrierter Gesprächsführung, das Programm der Geltungsgründung durch Argumentation, das Programm "gewaltfreier Kommunikation", betriebswirtschaftliche Programme von Mitarbeiterführung, das Programm der Konfliktbewältigung durch Mediation, wie es gegenwärtig unter anderem in Schulen propagiert wird (vergleiche Nothdurft 2001) oder das für politische Zwecke funktionalisiert wird. Swiggers (1990) beschreibt, wie das Sprachideal der Eindeutigkeit als Abgrenzungsmerkmal gegen den Einfluss des Italienischen und damit der katholischen Fraktion am französischen Hof des 16. Jahrhunderts funktionalisiert und propagiert wird; Collins (1998) erklärt die Zuschreibung bestimmter sprachlicher Eigenschaften an Texte (Bedeutungstransparenz, feststehende Wortbedeutung, kognitive Bedeutungsbestimmung) aus bestimmten institutionellen Zwecksetzungen im Umgang mit Texten heraus.

Die Mentalität ist *selbstverständlich* – sie ist ausgestattet mit einer Rhetorik der Entkontextualisierung, die der Mentalität einen Anstrich von Fraglosigkeit beziehungsweise Natürlichkeit verleiht – entweder im Sinne von A-Historizität – als wäre es schon immer so gewesen (zum Beispiel Inoue 2002) oder versehen mit einer historischen Genealogie, die eine behauptete Kontinuität über die Zeit oder eine frühe Entstehung rhetorisch ins Feld führt, um eine bestimmte Kommunikationsmentalität durchzusetzen. Swiggers (1990) zeigt, dass die Idee der "Klarheit" des Französischen aus einer "natürlichen Ordnung der Dinge" heraus begründet wurde (die ihrerseits jedoch durch die Klarheit erst suggeriert wird). Dieses Moment des Selbstverständlichen wird als so tiefstzende, so elementar empfunden, dass es weit mehr ist als nur ein Selbstverständnis – es ist ein elementares Gefühl, das die unhinterfragte Basis des Denkens, Erleben und Handelns ist, das ein elementares Sicherheitsgefühl verleiht und zur inneren Natur geworden ist. Es ist aber gleichwohl das Resultat gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse und abhängig von einer stets historisch begrenzten Art der Selbstinterpretation (analog zum Beispiel den Vorstellungen über die eigene Subjekthaftigkeit, vergleiche Taylor 1994).

Die Mentalität ist *dominant* – sie steht im Zusammenhang mit Entwicklungen in anderen gesellschaftlichen Bereichen, wenn diese Entwicklungen so dominant sind, dass sie auch auf die Ebene der Kommunikationswahrnehmung "durchschlagen" (vergleiche exemplarisch für die Kommunikationsform der Mediation Nothdurft 2001). Inoue (2002) beschreibt, wie sich in Japan zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine bestimmte Vorstellung davon "what language is and how language works" (2002:395) im Zuge eines Modernisierungsprozesses durchsetzt, der Entwicklungen in so unterschiedlichen Bereichen wie Massenmedien, literarischen Genres, Konsumindustrie und politischen Herrschaftssicherung umfasst. "A new metalinguistic vocabulary [...] came to frame the public debate on language reform: Modern Japanese language should be simple, accessible and efficient" (2002:398). Solche soziokulturellen Momente bilden gleichzeitig die Rahmenbedingungen, unter denen sich eine Kommunikationsmentalität durchsetzt – im oben genannten Fall gehört dazu zum Beispiel die Entwicklung des Zeitungswesens, das die massenweise Propagierung des "neuen" Kommunikationsideals ermöglicht, die ökonomische Entwicklung der Arbeitsteilung und Schaffung von

"Freizeit", die zum Lesen entsprechender Texte genutzt werden kann, und eine Haltung von Modernität als neuem Lebensstil.

Die Mentalität ist *historisch-kontingent* – sie ist Wandlungen unterworfen und sie verändert sich im Zuge zivilisatorischer, politischer, ökonomischer und kultureller Entwicklungen. Erwähnt seien hier beispielhaft die Veränderungen in der Auffassung über Kommunikation von der Barock-Rhetorik hin zu den Kommunikationsvorstellungen der Aufklärung (vergleiche Fauser 1991; Geitner 1992) oder der Wandel der Leitvorstellungen und Abgrenzungsfiguren im Bereich der Redegestik (vergleiche Saftien 1995; siehe auch Zakharine 2005):

<i>Epoche</i>	<i>Leitbild</i>	<i>Abgrenzungsfigur</i>
Rom z. Zt. Ciceros	Männlichkeit, Kampf	Schauspieler, Tänzer
Rom z. Zt. Quintilians	Bühne	
Mittelalter	göttliche Kosmologie Verbindung Himmel-Erde	Gaukler
Reformation	Eindeutigkeit d. Textes Gradlinigkeit	Frauen
Barock	Affekt, Erzeugen v. Effekt	
18./19. Jahrhundert	Tanzmeister	Marktschreier, Kinder

Die Mentalität ist *heterogen* – sie steht im Konflikt mit anderen Vorstellungen, die gleichzeitig relevant sind oder von gesellschaftlich relevanten Kräften relevant gesetzt werden sollen.

Diese Charakterisierung macht deutlich, dass Kommunikationsmentalitäten in essentieller Weise mit den jeweiligen kulturellen, gesellschaftlichen und zivilisatorischen Rahmenbedingungen verwoben sind und nur innerhalb ihrer wirkungsmächtig sind. Ihre Untersuchung erfolgt daher sinnvollerweise im Zuge einer kulturwissenschaftlich bestimmten Kommunikationsgeschichte.<sup>6</sup>

Ein Ziel im Rahmen des Forschungsprogramms Kommunikationsmentalitäten besteht darin, aktuelle Leitvorstellungen über Kommunikation zu beschreiben und in ihrem Zustandekommen kultur- und zivilisationstheoretisch zu rekonstruieren und damit ihre "natürliche" Dominanz zu rekonstruieren.

Dabei soll es insbesondere darum gehen, ihre zunehmende gesellschaftliche Diffusion, Dominanz und Omnipräsenz herauszuarbeiten. Im Folgenden will ich dies am Beispiel der Leitvorstellung effektiver Kommunikation erläutern.

<sup>6</sup> Damit setzt das hier vorgelegte Konzept einen anderen Akzent als der Ansatz, Kulturgeschichte mit Kommunikation ins Verhältnis zu setzen, wie er zum Beispiel von Cherubim (2001) entwickelt wird: dort interessiert der Reflex zivilisatorischer Veränderung auf der Ebene der Textproduktion; hier geht es um Auswirkungen zivilisatorischer Veränderungen auf der Ebene der gesellschaftlichen Haltung Kommunikation gegenüber. Gleichzeitig ist das hier erläuterte Konzept komplementär zu Ansätzen, Vorstellungen von Gesellschaftsmitgliedern über Kommunikation ethnographisch zu ermitteln, wie sie etwa von Gumperz (1982) oder Carbaugh (2005) verfolgt werden.

### **3. Kommunikationsmentalitäten am Beispiel: Die Erfindung des Gesprächs aus dem Geist des Ingenieurs**

Es lässt sich gegenwärtig in unserer Gesellschaft eine Leitvorstellung über Kommunikation beobachten, die durch folgende Merkmale gekennzeichnet ist:

- Effektivität von Kommunikation
- Reibungslosigkeit des Kommunikationsprozesses
- Funktionalität des Einsatzes sprachlicher Mittel
- Wirksamkeit sprachlicher Mittel
- Ideal der erfolgreichen beziehungsweise gelingenden Kommunikation

Diese Mentalität begegnet häufig in Weiterbildungsveranstaltungen und Seminaren zum Thema Kommunikation in Teilnehmerformulierungen wie

- "was muss ich sagen/fragen, damit..."
- "wie erreiche ich, dass..."
- "was mache ich falsch..."
- "wie löse ich das Problem"

Mit dieser Haltung verbunden sind charakteristischerweise Empfindungen wie Leiden unter Nicht-Gelingen von Kommunikation (im Sinne des Verfehlens des gesetzten Handlungsziels), Erfolgsdruck, Versagenserlebnisse, etc. Das Ausmaß der einschlägigen Ratgeberliteratur zum Thema "erfolgreiche Gesprächsführung" zeigt, dass es sich offenbar um eine gesellschaftlich verbreitete Haltung zum Thema Kommunikation handelt.

So selbstverständlich, omnipräsent und kollektiv geteilt diese Kommunikationsmentalität auch gegenwärtig ist – sie ist historisch kontingent, entstand im Verlauf eines gesellschaftlich relevanten Prozesses und entwickelte in diesem Verlauf einen metapragmatischen Diskurs, in dem die Mentalität ihren Charakter als selbstverständlich etc. erst gewinnt.

Der gesellschaftlich relevante Prozess ist in diesem Fall der Prozess zunehmender Dominanz ingenieurwissenschaftlichen Denkens in der gesellschaftlichen Entwicklung.<sup>7</sup> Ich möchte die zentralen Charakteristika dieser Denkhaltung, so wie sie in entsprechender Literatur im Bereich der Ingenieurwissenschaften selbst beschrieben wird, betrachten und von dort aus einen Zusammenhang zu der eben beschriebenen Kommunikationsmentalität herstellen.

Ich beziehe mich dabei auf Texte von Ingenieurwissenschaftlern, in denen diese die Standards ihrer eigenen Profession festschreiben: "Imperatives of engineering" (Ferguson 1979) und "Engineering method" (Koen 1991). Demzufolge sind Leitgesichtspunkte der ingenieurwissenschaftlichen Methode:

---

<sup>7</sup> Ich kann hier auf den faktischen Prozess zunehmender Dominanz einer ingenieurwissenschaftlich geprägten Mentalität im Diskurs westlicher Gesellschaften selbst nicht eingehen. Der Einfluss erschien mir ohnehin evident. Vergleiche hier MacIntyre (1995), der moderne westliche Gesellschaften unter anderem durch den "Typus" des Ingenieurs geprägt sieht (die zwei weiteren Typen sind der "Beamte" und der "Offizier").

- *Effektivität der entwickelten Technik:* Erfolgskontrolle, Optimierbarkeit, Messbarkeit von Wirkung und Erfolg
- *Systemkontrolle der entwickelten Technik:* Effektivität im Verfahren, nicht in der Durchführung
- *Generelle Anwendbarkeit der entwickelten Technik:* einsetzbar für beliebige Fälle
- *Verlässlichkeit der entwickelten Technik:* systematische Prüfung

Überträgt man diese Leitgesichtspunkte ingenieurwissenschaftlichen Denkens auf den Gegenstandsbereich sprachlicher Kommunikation, so ergibt sich für deren Betrachtung folgende Kommunikationsmentalität:

<i>Leitgesichtspunkte</i>	<i>Kommunikationsmentalität</i>
• Effektivität	Kommunikation wird unter dem Gesichtspunkt von Erfolg/Misserfolg betrachtet Sprachliche Einheiten/Handlungen werden unter dem Gesichtspunkt von Erfolg, Wirksamkeit, Funktionieren betrachtet: sprachliche Einheiten erhalten den Charakter von <i>Mitteln beziehungsweise Instrumenten</i>
• Systemkontrolle	Sprachliche Mittel haben Effektivität <i>in sich</i> , nicht in der Durchführung
• Anwendbarkeit	Sprachliche Mittel sind einsetzbar für <i>beliebige Fälle</i>
• Verlässlichkeit	Sprachliche Mittel sind <i>auf Funktionieren getestet</i> (Garantie)

Mithilfe dieser Mentalität vermag man auch das Auftauchen typischer Irritationen in Bezug auf zwischenmenschliche Kommunikation zu erklären: Die Irritation "ich krieg es nicht hin, dass..." erklärt sich aus der Leitvorstellung beziehungsweise Erwartung von Effektivität. Die Enttäuschung "es hat nicht funktioniert" erklärt sich aus der Leitvorstellung von "Systemkontrolle" und der entsprechenden Erwartung der automatischen Wirksamkeit des sprachlichen Mittels.

<i>Kollektive Kommunikationsmentalität</i>	<i>Irritation</i>
Effektivität	"ich krieg es nicht hin, dass..."
Systemkontrolle	"es hat nicht funktioniert"
Anwendbarkeit	"welches ist die Lösung, wenn ich..."
Verlässlichkeit	"mal klappt's, dann wieder nicht..."

#### 4. Weiterführende Überlegungen und offene Fragen

In analoger Weise kann man andere Vorstellungen über Kommunikation und Sprache in ihrem historischen Gewordensein und ihren kulturellen Rahmenbedingungen erhellen beziehungsweise dekonstruieren, zum Beispiel Vorstellungen

über "richtiges Deutsch", "korrekte Aussprache", "Sachlichkeit des Sprechens", "Beziehungstiefe" und andere Vorstellungen mehr.

Zwei weitere Fälle sollen an dieser Stelle nur angedeutet werden:

#### 4.1. "Tiefe Freundschaft" – ein Auslaufmodell für Gespräche

Die Vorstellung "tiefer Freundschaft" als ein Beziehungsmodell (beziehungsweise Interaktionskonstellation, vergleiche Langfeldt/Nothdurft 2007) für zwischenmenschliche Kommunikation mit Vorstellungen über Interaktionsmodalität, Themenpektrum und -behandlung, Emotionalität und Moralität (vergleiche Vetlesen 2008) erweist sich, wenn man den Aussagen Gergens (1996) folgt, als Auslaufmodell für die Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen in modernen Gesellschaften. Gergen konstatiert ein kollektiv verbreitetes Scheitern des Beziehungsmodells "Freundschaft" und ein entsprechendes Unbehagen:

- man *fühlt sich überfordert*, all die Beziehungen, die man eingehen könnte, auch zu pflegen und zu wahren;
- man entwickelt *Schuldgefühle* dem eigenen Selbst gegenüber, weil man laufend in bestimmten Rollen agiert, die mit der Selbstwahrnehmung in Konflikt stehen. Man empfindet, dass man dem eigenen Selbst gegenüber "untreu" wird;
- man empfindet *Unbehagen* angesichts der Oberflächlichkeit, mit der man sich in Interaktionen bewegt, man beklagt die fehlende Tiefe von Kontakten und Beziehungen;
- Man ist *irritiert*, weil die Vorstellung von Aufrichtigkeit, die für die traditionelle Selbstbeschreibung zentral ist, angesichts aktueller gesellschaftlicher Rahmenbedingungen nicht mehr gewahrt werden kann, weil Beziehungen zu Anderen immer auch aus strategischen Gründen oder zweckgerichteten Absichten geknüpft und aufrecht erhalten werden;
- man ist *befremdet* angesichts der Vermarktung von Persönlichkeiten, z.B. bei Wahlkämpfen, und *spürt die Ohnmacht*, angesichts des öffentlichen Bildes des Menschen seinen wahren Charakter zu erfassen.

Gergen zufolge entsteht dieses Unbehagen, weil wir uns an einer Leitvorstellung von Gespräch orientieren, die unter den gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Diese Rahmenbedingungen charakterisiert er als "soziale Sättigung". Soziale Sättigung bedeutet vor allem eine dramatische Erweiterung des Beziehungsspektrums des modernen Menschen. Traditionelle Gesellschaftsformen zeichneten sich durch Konstanz und Begrenztheit der Sozialbeziehungen aus – man kannte nur die Leute aus dem eigenen Dorf. Demgegenüber ist es dem modernen Menschen möglich, mit einer Vielzahl von Menschen in Kontakt zu treten und zu bleiben. Einen wesentlichen Beitrag zu dieser Entwicklung haben die "Technologien der sozialen Sättigung" geleistet: moderne Verkehrssysteme (vor allem Flugzeug), Kommunikationstechnologien (Telefon, Email) und Medien (Film, Fernsehen, Radio) und Computer. Diese Technologien "brachten die Menschen in immer unmittelbarere Nähe zueinander, setzten sie einem immer größer werdenden Kreis anderer Menschen aus und för-

derten eine Spannbreite von Beziehungen, wie sie vorher niemals möglich gewesen wäre" (Gergen 1996:100). So ermöglichen es diese Technologien zum Beispiel, Beziehungen weiter zu führen, auch wenn man mittlerweile räumlich getrennt ist (zum Beispiel in eine andere Stadt gezogen ist), und sie beschleunigen die Beziehungsentwicklung (zum Beispiel von der Beziehungsqualität der Bekanntschaft zur intimen Beziehung).

#### **4.2. "Oberflächlichkeit" sozialer Begegnungen als Folge gesellschaftlicher Raumtransformationen**

Die Auffassung, moderne Kommunikationsverhältnisse seien durch "Oberflächlichkeit" beziehungsweise "Anonymität" gekennzeichnet, verdankt sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum einen der zeitgenössischen soziologischen Reflexion der Entwicklung moderner großstädtischer Lebensbedingungen, zum anderen aber auch dem ästhetischen Diskurs über diese neue Form des Zusammenlebens in Romanen und Filmen (vergleiche Knoch 2005).

Beide Diskurse kreisen um die Figur des großstädtischen Habitus, der als Resultat von Industrialisierung und damit einhergehend dramatisch anwachsender Städte und neuer Formen von Öffentlichkeit konstatiert wird. Dieser Habitus ist wesentlich durch Bedingungen urbaner Öffentlichkeit bestimmt: sein gesellschaftlicher Ort ist die Straße in ihrer modernen Form, der Boulevard, die Passage. Diese neuen Foren der Begegnung werden als durch Schnelligkeit, Anonymität und Massenhaftigkeit ausgezeichnet beschrieben. Zu ihrer Bewältigung wird eine Haltung des reservierten Nebeneinander und der emotionalen Indifferenz gefordert: Simmel spricht von "Blasiertheit", Hellpach konstatiert eine zu nichts verpflichtende Höflichkeit der momentanen Begegnung und diagnostiziert die Anforderung, sich distanziert im Meer von Sozialkontakten bewegen zu können (zitiert in Knoch 2005). Die Gestaltung von Kommunikation im Modus der Oberflächlichkeit wird zur bestimmenden Kommunikationsanforderung modernen großstädtischen Lebens – und kulturkritisch als Verlust von Tiefe beklagt, ironisch-distanziert zur Wahrung von Individualität empfohlen (so Plessner 1981) oder enthusiastisch als Gewinn von Freiheit gefeiert.

#### **4.3 Praktische Folgerungen und offene Fragen**

Solche mentalitätstheoretischen Studien können zu einer praktischen Förderung kritisch-reflexiver Haltung der eigenen Kommunikationspraxis beitragen; ich nenne folgende Momente:

- Selbstverständigung (verstehen, warum man so denkt, wie man denkt)
- Kritische Haltung gegenüber herrschenden Konzeptionen von Sprache/Sprechern/Kommunikation entwickeln
- Horizonterweiterung (alternative Modelle kennen)
- Entlastung von Versagensgefühlen

Gleichwohl stellt sich einem solchen mentalitätstheoretischen Programm auf konzeptioneller und empirischer Ebene eine Reihe von Fragen:

- Wird die Homogenität von Kommunikationsmentalitäten überschätzt? Geht man in der Tat von einer Heterogenität solcher Mentalitäten aus, wird man das Spannungsverhältnis zeitgleich wirksamer Mentalitäten mit zum Thema machen müssen.
- Wird der Geltungsbereich einer Kommunikationsmentalität überschätzt? Geht man davon aus, dass Mentalitäten kulturell variieren, wird man die Grenzen der Wirksamkeit einer Kommunikationsmentalität mit zum Thema machen müssen.
- Wird der Zusammenhang von Mentalität und faktischem Kommunikationsverhalten zu stringent angenommen? Nimmt man an, dass zwischen Einstellung und Verhalten von einem Spannungsverhältnis auszugehen ist, wird man auch dieses zur Aufgabe in das Forschungsprogramm mit aufnehmen müssen.
- Schließlich stellt sich die Frage nach den diskurstheoretischen Voraussetzungen des eigenen mentalitätstheoretischen Ansatzes, denn diesem Programm zufolge gilt *jede* Art kommunikationstheoretischer Reflexion als Gegenstand dieses Programms – und damit auch es selbst.

## 5. Literatur

Astington, Janet (1990): Metapragmatics: Children's Conception of Promising. In: Conti-Ramsden, G. / Snow, C. (eds.), Children's Language 7. Hillsdale: Erlbaum, 223-244.

Basso, Keith (1979): Portraits of "The Whiteman". Linguistic play and cultural symbols among the Western Apache. Cambridge: Cambridge University Press.

Carbaugh, Donal (2005): Cultures in Conversation. New York, London: Erlbaum.

Cherubim, Dieter (2001): Sprache und Kulturgeschichte. In: Der Deutschunterricht 1, 2-5.

Cleve, Ingeborg (1996): Geschmack, Kunst und Konsum. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.

Collins, James (1998): Our ideologies and theirs. In: Kroskity, P. / Schieffelin, B. / Woolard, K. (eds.), Language Ideologies: Practice and Theory. New York: Oxford University Press, 256-270.

Desmet, Pieter / Rooryck, Johan / Swiggers, Pierre (1990): What are words worth? Language and ideology in French dictionaries of the revolutionary period. In: Joseph, J. / Taylor, T. (eds.), Ideologies of Language. London, New York: Routledge, 162-188.

Fauser, Markus (1991): Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland. Stuttgart: M&P Verlag der Wissenschaft und Forschung.

Ferguson, Eugene (1979): Imperatives of Engineering. In: Burke, J. et al. (eds.), Connections: Technology and Change. San Francisco: Boyd & Fraser, 30-31.

Geitner, Ursula (1992): Die Sprache der Verstellung: Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer.

Gergen, Kenneth (1996): Das übersättigte Selbst. Heidelberg: Auer.

Göttert, Karl-Heinz (1988): Kommunikationsideale. München: Judicium.

Gumperz, John (1982): Discourse Strategies. Cambridge: Cambridge University Press.

Inoue, Miyako (2002): Gender, language and modernity: Toward an effective history of Japanese women's language. In: American Ethnologist Nr. 29, 392-422.

Irvine, Judith / Gal, Susan (2000): Language Ideology and Linguistic Differentiation. In: Kroskrity, P. (ed.), Regimes of languages – ideologies, politics and identities. Santa Fe: School of American Research. 35-83.

Knoch, Habbo (2005): Einleitung. In: Geisthövel, A. / Knoch, H. (Hg.) Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M., New York: Campus.

Koen, Billy (1991): Definition of the Engeneering Method. Washington: American School of Engeneering.

Krippendorff, Klaus (1990): Der verschwundene Bote. In: Medien und Kommunikation. Konstruktionen von Wirklichkeit. Studienbrief 3, 11-50.

Langfeldt, Hans-Peter / Nothdurft, Werner (2007): Psychologie. Grundlagen und Perspektiven für die soziale Arbeit. München: Reinhardt.

Lakoff, George / Johnson, Mark (1999): Philosophy in the Flesh. The embodied mind and its challenge to western thought. New York: Basic Books.

Lucy, John (1992): Reflexive Language: Reported Speech and Metapragmatics. Cambridge: Cambridge University Press.

McIntyre, Alasdair (1995): Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Nothdurft, Werner (2000): Konfliktbewältigung. Studienbrief 8 des Weiterbildungsstudiengangs Sozialkompetenz. Koblenz: ZFH.

Nothdurft, Werner (2001): Die Mode der Mediation. In: Der Deutschunterricht 6, 38-47.

Nothdurft, Werner (2007): Kommunikation. In: Straub, J. / Weidemann, A. / Wiedemann, D. (Hg), Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Stuttgart, Weimar: Metzler, 24-35.

Nothdurft, Werner (2009): The Politics of Communication: An Essay on Theorizing Social Interaction. In: Petersen, E. (ed.) International Colloquium on Communication. Digital Library and Archives. Virginia Tech University.

Plessner, Hellmuth (1981): Grenzen der Gemeinschaft. In: ders. Gesammelte Schriften V. Frankfurt/M. : Suhrkamp. 7-133.

Reddy, Michael (1979): The Conduit Metaphor. In: Ortony, A. (ed.), Metaphor and thought. Cambridge: Cambridge University Press, 284-324.

Rorty, Richard (1989): Contingency, irony and solidarity. Cambridge: Cambridge University Press.

Saftien, Volker (1995): Rhetorische Mimik und Gestik. Konturen epochenspezifischen Verhaltens. In: Archiv für Kulturgeschichte 77, 197-216.

Silverstein, Michael / Urban, Greg (1990): The Natural History of Discourse. In: Silverstein, M. / Urban, G. (eds.), The Natural History of Discourse. Chicago, London: University of Chicago Press, 1-20.

Swiggers, Pierre (1990): Ideology and the "clarity" of French. In: Joseph, J. / Taylor, T. (eds.), Ideologies of Language. London, New York: Routledge, 112-130.

Taylor, Charles (1994): Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Taylor, Talbot (1992): Mutual Misunderstanding. Scepticism and the Theorizing of Language and Interpretation. Durham, London: Duke University Press Books.

Vetlesen, Arne (2008): Freundschaft in der Ära des Individualismus. In: Honneth, A. / Rössler, B. (Hg.), Von Person zu Person. Zur Moralität persönlicher Beziehungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 168-207.

Wenzel, Horst (1995): Hören und Sehen Schrift und Bild. München: C.H. Beck.

Woolard, Kathryn / Schiefflein, Bambi (1994): Language Ideology. In: Annual Review Anthropology 23, 55-82.

Woolard, Kathryn (1998): Language Ideology as a field of inquiry. In: Schieffelin, B. / Woolard, K. / Kroskrity, P. (eds.), Language Ideologies. Practice and Theory. New York: Oxford University Press.

Zakharine, Dmitri (2005): Von Angesicht zu Angesicht. Der Wandel direkter Kommunikation in der ost- und westeuropäischen Neuzeit. Konstanz: UVK.